

JAHRBUCH
DER
GRILLPARZER-GESELLSCHAFT.
Vierter Jahrgang.
Wien,
Verlag von Carl Konegen.







Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.



Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Redigirt

von

Carl Glossy.

Vierter Jahrgang.



Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1894.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Inhalt.



Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüth und Leben.

Von

Johannes Volkelt.





Als ich das Manuscript meines Buches »Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen« (Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung, 1888) dem Druck übergab, war die vierte Auflage der Werke des Dichters noch nicht erschienen. Diese Auflage brachte zum erstenmale die Jugendtragödie Blanka von Kastilien, sodann eine erstaunliche Anzahl dramatischer Fragmente und Pläne, deren Stoffe in den weitaus meisten Fällen tragischer Natur sind. Es entstand daher für mich die Frage, ob die Auffassung, die ich in jenem Buche von des Dichters Stellung zum Tragischen vertrete, durch diese neuen Veröffentlichungen bestätigt oder vielleicht eingeschränkt und berichtigt werde. Doch mein Buch beschäftigt sich nicht nur mit der Gestaltung des Tragischen in den Schöpfungen Grillparzers, sondern es geht auch dem Zusammenhange nach, der zwischen dem Typus, den das Tragische bei Grillparzer zeigt, und seiner gesammten Persönlichkeit besteht. Nun haben andere seither geschehene Veröffentlichungen, insbesondere die im dritten Bande des Grillparzer-Jahrbuches erschienenen »Tagebuchblätter«, uns die Persönlichkeit des Dichters in eine deutlichere Beleuchtung, die zuweilen fast als allzu grell erscheint, gerückt und unsere Kenntniß von ihr vielseitiger und tiefer gestaltet. Es erhob sich daher für mich die weitere Frage, wie sich diese Veröffentlichungen zu der dort vertretenen Auffassung von Grillparzers Persönlichkeit verhalten.

Es war nun für mich in hohem Grade erfreulich, meine Auffassung von Grillparzer als Tragödiendichter und

als Persönlichkeit durch die neuen Veröffentlichungen, soweit diese überhaupt hierfür geeignet sind, bestätigt zu finden. Am auffallendsten drängte sich mir diese Wahrnehmung auf hinsichtlich dessen, was ich über die Stellung des Dichters zum Ideal der Männlichkeit auseinandergesetzt habe. Die dichterische Darstellung des Männlichen im eigentlichen Sinne — so hatte sich mir gezeigt — gehört nicht zu dem, was Grillparzer mit Vorliebe unternimmt. Unter den Helden seiner Dramen wird sich nur Ottokar hierher zählen lassen. Und selbst Ottokars Herrschersinn erfährt in der zweiten Hälfte des Stückes eine gewaltige Knickung. Seine ganze Dichtungsweise ist nicht nach dieser Seite gerichtet; vielmehr gründet er die tragischen Conflicte fast durchweg auf Naturen, die zur specifischen Männlichkeit im Gegensatze stehen.

Zweierlei gehört zur specifischen Männlichkeit. Erstens ein helles Bewußtsein, ein Denken und Wollen, das nicht auf Instinct und Tact, sondern auf selbständiges Erwägen, auf klare Rechenschaft über Gegenstände und Ziele gestellt ist. Naturen, die im Dämmer des Halbbewußten leben, etwas Pflanzenartiges an sich haben, deren Dasein einem Spiel und Traum gleicht, bilden nach dieser Seite den Gegensatz zum specifisch Männlichen. Das Zweite aber, was dem Männlichen im eigentlichen Sinne nicht fehlen darf, ist ein starkes, sich einfach und ungebrochen durchsetzendes Wollen, ein Wollen, in das sich die Individualität ganz und ungespalten hineinlegt. Der männliche Charakter lebt in seinem Wollen und dessen Vollführung mit Muth und Lust; es versteht sich ihm von selbst, daß er den Weg, den ihm sein Wollen weist, geradeaus geht. Den Gegensatz hierzu bilden Menschen, deren Inneres so geartet ist, daß es dem Wollen feindlich gegenübersteht, es benagt und schwächt, spaltet und untergräbt. Ihr Inneres ist entweder so übermäßig zart und ideal gestimmt, oder so grüblerisch und tiefsinnig angelegt, oder sonst in einer Richtung so einseitig entwickelt, daß die Willensseite geknickt und ohnmächtig wird. So

kommt Zwiespalt und Unseligkeit in diese Naturen: sie leiden an einem in immer neue Verwirrungen und Schmerzen führenden Bruch; ihrem Wünschen, Streben und Wollen stellt ihr Inneres schwächende, verzögernde, irreführende, zerstörende Mächte entgegen. Und wie sie in ihrem eigenen Wesen gebrochen sind, so besteht auch zwischen ihrem Wesen und der Wirklichkeit, zwischen ihrem Gemüth und dem Leben ein unheilbarer Bruch. Infolge ihres erkrankten Wollens kommen sie der Wirklichkeit nicht bei, sind den aus ihr entspringenden Aufgaben nicht gewachsen; im Vergleiche zu ihrer einseitig entwickelten Innerlichkeit ist die Wirklichkeit zu hart und nüchtern, zu eigenwillig und unerbittlich, als daß sie von ihnen bezwungen werden könnte. Ich bezeichnete das Eigenthümliche dieser Naturen als den »Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit«.

In dem genannten Buche bemühte ich mich nun, den Leser davon zu überzeugen, daß Grillparzer dem Typus der specifischen Männlichkeit in den beiden angedeuteten Richtungen auszuweichen liebt und für seine tragischen Verwicklungen weitaus vorwiegend theils den Typus des naturartigen, halbbewußten Gemüthes, theils den Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit verwendet. Den ersten finden wir, wenn wir auf die Hauptfiguren achten, in Hero, der Jüdin, Libussa; aber auch die Gestalt der Medea wurzelt tief im Dunkelbewußten. Der zweite Typus tritt uns in Sappho, Bancbanus, in Kaiser Rudolf dem Zweiten und gleichfalls wieder in Medea und Libussa, sodann auch in dem armen Spielmann entgegen. Ueberall aber bestand in meinen Erörterungen über die Stellung Grillparzers zu den Typen der specifischen Männlichkeit, des halb bewußten Gemüthes und der einseitigen Innerlichkeit ein durchschlagender Gesichtspunkt darin, daß in unparteiischer Weise sowohl die Schranken, als auch die Vorzüge, die sich an diese Stellung des Dichters knüpfen, hervorgehoben wurden. Was das Erstere anlangt, so habe

ich darauf hingewiesen, daß das Zurückweichen des Dichters vor dem Ideal der willensstarken, im höchsten Sinne handelnden Männlichkeit zuweilen, wie im Bancbanus, zu einer allzu quietistischen Ausgestaltung des Helden führe. Noch mehr war mir daran gelegen, darzuthun, daß auch ein weit tieferer Mangel als Folgeerscheinung jener Einseitigkeit auftrete; ich bezeichnete ihn als Scheu vor der tragischen Verwerthung großen Culturgehaltes. Man denke an die Gestalten des Ottokar, Jason, Aietes, Rudolf im Bruderzwist. Daneben aber hob ich stets hervor, daß nicht nur das im besten Sinn Eigenartige und Ueberraschende, sondern auch die Tiefe in des Dichters tragischen Synthesen mit jener Bevorzugung zusammenhängt, die der Dichter dem Typus des halbbewußten Gemüthes und dem der einseitigen Innerlichkeit zutheil werden läßt.

Noch von einem vierten Typus könnte mit Rücksicht auf Grillparzers Dramen die Rede sein, von dem Typus des stillen Sinnes. In Sappho, Libussa, im Bruderzwist, besonders aber im »Traum ein Leben« tritt uns dieser Typus entgegen. Hier haben wir die positive Ergänzung zu der ablehnenden Haltung, die Grillparzer zu dem Ideal der willensstarken, wagenden Männlichkeit einnimmt. Er hat mehrere Gestalten geschaffen, denen er die Lust an Abenteuern, den Zug der Thatkraft ins ferne Unbekannte als Mittelpunkt ihres Wesens gegeben hat. So ist es bei Phrixus, Jason und Rustan — bei diesem wenigstens, so lange er der Held seines Traumes ist. Besonders Jason ist eine glanzvolle Verkörperung des Handelns um des Handelns willen, der kraftüberschäumenden Jugend, die sich überhaupt, sei es so, sei es anders, in kühnen Thaten entladen will (V, 148, 156, 162)*). Doch wie furchtbar leiden diese Abenteurer, diese reinen Ver-

*) Bis jetzt sind von der fünften Auflage der Werke Grillparzers die ersten 15 Bände erschienen. Wo nichts anderes bemerkt ist, beziehen sich die Seitenangaben auf die fünfte Auflage.

treter der Sucht des Handelns äußeren und inneren Schiffbruch! Mit flammenden Zügen möchte Grillparzer seine Ueberzeugung veranschaulichen, daß alles lebenerobernde Handeln in Unruhe, Unheil und Frevel stürzt. Dazu kommt, daß er sich selbst zu solch männlichem Handeln ganz besonders ungeschickt fühlt; kein Wunder daher, daß er in dem weltflüchtigen, eng eingeschlossenen, stillen Sinne sein Ideal verehrt und dieses auch in seinen Dichtungen verkündigt.

Tritt man mit diesen — hier kurz zusammengefaßten — Ueberzeugungen an Blanka von Kastilien heran, so wird man fast von der Wahrnehmung überrascht, daß Grillparzers Phantasie auch schon in früher Jugend von dem Typus der willensschwachen, in sich gebrochenen und dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit beherrscht war. Im Mittelpunkte des Stückes, das für die Einsicht in die Sturm- und Drangperiode des Dichters von hoher Wichtigkeit ist, steht Fedriko, der natürliche Bruder Don Pedros, des Königs von Kastilien. In ihm tritt uns ein Mann gegenüber, der vor lauter Gefühlsergüssen nicht zu Entschlüssen und Thaten kommt. Sein Herz überströmt von so haltlosen, hin- und herwogenden Gefühlsfluthen, daß er fast unabläßig zwischen verschiedenen Bahnen des Handelns hin- und hergezogen wird und auch gegenüber Lagen, die zum Handeln wahrhaft drängen, zu keinem festen Beginnen kommt. Statt ein Ziel bestimmt ins Auge zu fassen und mit festem Willen darauf loszugehen, wüthet er in Gefühlen und Worten und geräth immer tiefer in eine wahre Hölle von Zweifel, Qual und Zerrissenheit hinein. So tritt zu den Individualisirungen, die der Typus der einseitigen, dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit in des Dichters reifen Schöpfungen erfährt, hier eine neue Form hinzu. Sappho wird durch das hochgesteigerte Verweilen in dem Idealreiche der Kunst für das Leben untauglich. Sie ist zu durchgeistigt, als daß sie sich, wie die Durchschnittsnaturen, mit Tact und Natürlichkeit in die Bedürfnisse und Genüsse des gewöhnlichen Lebens einzulassen

im Stande wäre. Anders bei Bancbanus. Hier wird das Mißverhältniß zu den Lagen, in die er hineingestellt ist, durch die enge, pedantische, unkluge Art der Pflichterfüllung herbeigeführt. Dort war es Steigerung des Künstlerischen, hier ist es Uebertriebenheit des Moralischen, was zum Leben ungeschickt macht. Kaiser Rudolf im Bruderzwist wieder geräth durch das Uebermaß grübelnder Reflexion und stiller, weicher Innerlichkeit in Hilflosigkeit gegenüber den Aufgaben der harten Wirklichkeit. Aehnlich ist es beim armen Spielmann. Dieser verliert durch seine dumpfe, wesenlose Träumerei die Fähigkeit, Menschen und Verhältnisse zu beherrschen. Noch tiefer in das dunkle Leben der Seele werden wir durch Libussa und Medea hineingeführt. Libussa lebt zu sehr in ahnender, leiser, begierdeloser Einheit mit den geheimen Mächten der Natur, als daß sie der Culturarbeit mit ihrer rationellen, kämpfenden, die selbstsüchtigen Triebe erregenden Art gewachsen wäre. Und Medea endlich wurzelt viel zu sehr in wilder, ungebändigter Natur, als daß sie die Kraft fände, sich den Formen einer maßvolleren, klareren Menschlichkeit anzupassen. Hierzu gesellt sich nun Fedriko. In ihm ist es das Uebermaß unklarer, gährender, tobender Gefühle, wodurch Verstand und Wille verhindert werden, sich fest und dauernd auf bestimmte Ziele zu richten. Es entspricht diese Individualisirung jenes allgemeinen Typus der jugendlichen Art des damaligen Grillparzer. Alle Personen dieses Stückes ergehen sich in wortreichem Ausschütten, endlosem Ausmalen und Ausspinnen ihrer Wünsche, Leidenschaften, Kämpfe, Qualen. Die Herzensergüsse tragen etwas Fortschwemmendes an sich. Das Thatsächliche gewinnt zumeist keinen klaren und bestimmten Ausdruck. Vor lauter verallgemeinernden, Grenzen und Gestalten auflösenden Gefühlswogen kommt der Dichter nicht dazu, das, was geschehen ist und geschieht, in individueller Bestimmtheit vor Augen zu führen. So erfährt man die blutige Vorgeschichte Pedros, die gegen ihn von dem Grafen von Trastamara geleitete Empörung, die Pläne des Ministers Ro=

drigo, ja auch die Art, wie sich das Liebesidyll zwischen Fedriko und Blanka entwickelt hat, nur in unbestimmten, viel zu allgemein gehaltenen Zügen.

Schon bevor Fedriko weiß, daß seine Geliebte, Blanka, die Gemalin seines königlichen Bruders geworden ist, finden wir ihn in unklarem Schwanken. Er hat sich den Armen seiner Geliebten entrissen und sich in ihren Augen zum Verräther gemacht, um das Vaterland von der Tyrannei seines Bruders zu befreien. Doch bringt er es nicht weiter, als daß er unthätig am Hofe des gehaßten Pedro lebt und es sich wie die übrigen Großen des Reiches wohl sein läßt (X, 13). Nur zuweilen erinnert er sich an seine Schwärmerei für Glück und Freiheit seines Volkes. Dies geschieht auch zu Beginn des Stückes. Doch kaum hört er, daß die von ihm für todt gehaltene Blanka lebt, so läßt er seine eben aufgefrischten edlen Entschlüsse wieder fahren: er wirft die »Chimäre von Ruhm und Größe« von sich und will nur noch der Liebe leben (X, 21, 45). Und er bleibt auch dann bei diesem seinem Entschlusse, als er erfährt, daß Blanka inzwischen Don Pedros Gemalin geworden ist; auch unter den so fürchterlich veränderten Verhältnissen will er Blanka besitzen (X, 49).

Freilich ist es ihm nicht ernst damit; denn zu Beginn des zweiten Actes hören wir ihn die Qualen seines inneren Kampfes zwischen Liebe und Pflicht austoben. Unmittelbar darauf indessen wird er durch Alonzo de Lara, einen Führer des gegen den König in siegreichem Gange begriffenen Aufstandes, zu dem Entschlusse gebracht, sich der Empörung anzuschließen, das Vaterland von der Herrschaft des blutigen Pedro zu befreien und Blanka aus der Hand des Tyrannen zu erretten (X, 60). Doch kaum hat er diesen Entschluß gefaßt, so wird er wiederum von Fernando de Gomez, einem Parteigänger des Königs, auf die entgegengesetzte Seite hinübergezogen: er will dem Besitz der Geliebten entsagen und gegen seinen Bruder nichts unternehmen (X, 67). So wird

Fedriko haltlos hin- und hergeworfen, ein Spielball seiner Verzückung und Verzweiflung, seiner Schwärmerei für unvereinbare Gegenstände. Der zweite Act schließt damit, daß er sich ungeschickt und fassungslos vor dem eben ankommenden König benimmt.

Im dritten Act versucht Fedriko den König umzustimmen. Er bietet — ein Grillparzer'scher Marquis Posa — Ströme von Beredtsamkeit auf, um den König auf den Pfad der Tugend zu führen, ihn dem Einflusse seines gewissenlosen Ministers und seiner herrschsüchtigen Buhlerin zu entreißen, ihn für Blanka zu gewinnen und die Begierde in ihm zu entzünden, sich wieder die Liebe seines Volkes zu erwerben (X, 110 ff.). Bringt Fedriko es so in diesem Acte doch zu einem Vorgehen, so ist dieses Vorgehen doch unbesonnen und jugendlich; schon darum, weil er seine Reden an den König vor den Ohren seiner Erzfeinde hält.

Aehnlich wie im zweiten Act, sehen wir im vierten Fedriko aus einem Sturm ohnmächtiger Gefühlsraserei in den anderen stürzen. Vor dem Bilde seines Vaters stehend, vertieft er sich grüblerisch in die moralische Antinomie, in die er sich geworfen findet. Zwei Wege sieht er vor sich: dort den der Königstreue und der Entsagung in der Liebe, hier den der Liebe und der Empörung gegen den König; welchen von beiden er auch wählen mag: immer geräth er in Seligkeit und Hölle, in Tugend und Sünde zugleich. Er wirft sich endlich in seiner Verzweiflung vor dem Bilde des Vaters nieder und fleht um Errettung aus seinen Zweifeln (X, 130 ff.). Und auch in den folgenden Auftritten kommt er aus der ohnmächtigen Haltung wilderregten Drohens, Beschwörens, Jammerns nicht heraus, und selbst als ihm auf Befehl des Königs die Schlüssel der Festung, deren Commandant er ist, abgenommen werden, wird er noch immer nicht von dem entschlußlosen Wüthen und Wogen in seiner Brust befreit. Wild hereinstürzend ruft er aus (X, 145 f.):

Die Furien des Abgrunds folgen mir,
Die Hölle heftet sich an meine Fersen,
Mit grausem Ungestüm treibt es mich vorwärts,
Es tobt der Aufruhr wild in meiner Brust,
Im Herzen kämpfen feindliche Gewalten
Und lassen keinen Entschluß sich gestalten!

Das Einzige, wozu er es bringt, ist das fruchtlose Bemühen, Blanka zur Flucht zu überreden und ihr zu diesem Zweck einen Schlüssel, der eine Thür zu einem geheimen Gange öffnet, aufzudrängen — ein Bemühen sonach, das ihn nicht von jener Alternative erlöst, von deren Entweder-Oder er zerrissen und gelähmt wird. Da endlich, als ihm der Zufall Alonzo de Lara, der den Auftrag hat, ihn auf die Seite der Empörung zu ziehen, wieder in den Weg führt, rafft er sich zu dem Entschlusse auf, durch einen raschen Federzug den Empörern seine Hilfe zuzusagen (X, 146). Doch wie wenig diese Aufraffung auf gefestigter Grundlage des Wollens beruht, geht aus seinem unmittelbar folgenden Verhalten hervor. Er verfällt in die heftigsten Zuckungen des Gemüths, in Fieberwahn und Ohnmacht; und beim Erwachen aus dieser will er zu einem Marienbilde in der Schloßkapelle flüchten, um dort die Hochgebenedeite um Schutz vor seinen bösen Träumen anzuflehen (X, 149 f.).

Der fünfte Act zeigt die Raserei Fedrikos auf derselben Höhe. Er ermordet den Schurken Haro, der, jetzt zum Festungscommandanten erhoben, auch den Schlüssel zu jenem geheimen Gange besitzt. Mitten in den Wogen entfesseltester Raserei entschließt sich Blanka endlich zur Flucht, und jetzt findet auch, nahezu im Taumel der Besinnungslosigkeit, die Wiedervereinigung der beiden Liebenden statt. Blanka umarmt Fedriko, dem allein sie vor Gott und der Ewigkeit angehören will (X, 195). Unmittelbar darauf ereilt Beide der Tod durch Mörderhand. So ist auch das, was der fünfte Act an Handlungen Fedrikos aufweist, kein Ergebniß festen und klaren Wollens, sondern ein Erzeugniß taumelnder

Aufregungen und wüster Gemüthskrämpfe. Und zu einem Entschlusse, der den lähmenden Zweifeln und Kämpfen Fedrikos ein Ende bereitete, ist es auch im fünften Act nicht gekommen. So zeigt uns der ganze Verlauf des Stückes, was Fedriko betrifft, auf der einen Seite eine den Leser wahrhaft erdrückende und erstickende Maß- und Zügellosigkeit des Fühlens und — gerade deswegen — auf der anderen Seite nur theils schwächliche, theils explosionsartige Aeußerungen des Wollens, gleichsam Blasen, welche die von Gefühlsstürmen aufgeregte Willenssphäre wirft.

Daher leidet auch die tragische Gestalt Fedrikos empfindliche Einbuße. Durch sein beständiges, entschlußloses Jammern und Toben sinkt er zu sehr ins Kleine herab, als daß er von tragisch reiner Wirkung auf uns sein könnte. Er stellt den Uebergang des Tragischen ins Jämmerliche dar. Schon darum steht Fedriko lange nicht in gleicher Linie mit den Gestalten, die Grillparzer in seinen reifen Jahren als Individualisirungen des Typus der gebrochenen Innerlichkeit geschaffen hat. Doch sei darum keineswegs die sich überall in diesem Drama zeigende kühne Dichterkraft verkannt, die auf das Große und Tiefe losstürmt, sich in die Abgründe des menschlichen Gemüthes einzuwühlen versucht und besonders für die Darstellung des Edelmenschlichen eine oft hinreißende Beredtsamkeit entwickelt.

Auch an den übrigen Personen der Dichtung tritt nirgends eine Fähigkeit des Dichters für Gestaltung des Männlichen in dem oben angedeuteten Sinne hervor. Blanka ist eine von Tugendhaftigkeit triefende und schon darum eintönige Gestalt; der König Don Pedro ist eine Mischung von Schurke und Schwächling. Seine Buhlerin Maria trägt zwar Züge von starker, rücksichtsloser Heldenhaftigkeit an sich; gegen das Ende des Stückes aber wird sie zwiespältig, weich, sentimental. Der Minister Rodrigo und Alonzo de Lara sind zwar Männer von Stärke und Consequenz des Handelns, aber sie sind kaum Individuen zu nennen; so

farblos und abstract sind sie gehalten. Für den Dichter war in der Zeit, aus der Blanka stammt, schon sein starker, Schiller weit überbietender Hang zur Sentimentalität und zum Menschlichschönen ein Hinderniß, das ihm die Gestaltung specifisch männlicher Charaktere nicht gelingen lassen konnte. Selbst Pedro und Maria gerathen zuweilen in ein edles und unschuldvolles Schwärmen und fallen dadurch gänzlich aus ihrem Charakter heraus. Ueberhaupt war der sechzehn- bis achtzehnjährige Grillparzer noch außer Stande, so verwickelte Mischungen von theilweise entgegengesetzten Eigenschaften, wie er sie diesen beiden Personen gab, zu glaubhafter Individualität zu verdichten*).

Treten wir an die dramatischen Fragmente heran, so fällt schon durch seine Länge »Robert, Herzog von der Normandie« in die Augen. Robert stammt aus der Zeit, in der Grillparzer an der Blanka arbeitete (1808), und wieder wählt er einen Helden, der als in sich gebrochen, willensgelähmt und dem Leben nicht gewachsen bezeichnet werden darf. Nur ist es hier nicht, wie bei Fedriko, ein Uebermaß zucht- und haltloser Gefühle, was diese Wirkung hervorbringt, sondern ein Uebermaß von Ruhebedürfniß, Großmuth und Arglosigkeit.

Heinrich hat seinem Bruder Robert die Krone Englands gestohlen; jetzt ist er mit seinem Heere in die Normandie eingefallen und will Robert auch dieses Land nehmen; ja er beabsichtigt, wie außer Robert Jedermann annimmt, diesen in sein Lager zu locken und gefangen zu setzen. Trotz der flehenden Gegenvorstellungen seiner Feldherren und seiner Gattin hält Robert an dem Entschlusse fest, sich zu Heinrich ins Lager zu begeben, um sich ihm zu unterwerfen. Sein

*) Einsichtsvolle Bemerkungen über die Composition der Blanka findet man in Sauers Einleitung zur fünften Auflage der Werke S. 27 f.

gutes, sonnenklares Recht auf die Krone Englands hat er endgiltig aufgegeben; er will nur im friedlichen Besitze seiner Normandie bleiben. Die Erinnerung an das von Heinrich erlittene bittere Unrecht tritt zurück vor dem Wunsche, seinem verwüsteten Lande die Segnungen des Friedens zurückzugeben. Wiewohl Heinrich ein Leben voll Gewaltthätigkeit und Arglist hinter sich hat, so kann Robert sich doch nicht entschließen zu glauben, daß jener ihm auch die Normandie rauben oder ihn gar in Gefangenschaft setzen werde. Der erste Act schließt damit, daß Robert in Heinrichs Lager reitet.

Was sind die Triebfedern, aus denen dieses Verhalten Roberts fließt? Sein Wesen ist von tiefer Sehnsucht nach einem ruhigen, gemüthvollen, engumgrenzten Leben erfüllt. Wo es gälte, der Niedertracht gegenüber sein gutes Recht durchzukämpfen und frecher Gewaltthätigkeit mit dem Schwerte bis zum Aeußersten zu wehren, schwärmt er von ruhigem Lebensgenuß an der Seite seines Weibes, in den Armen seines Sohnes, in der Mitte seiner Unterthanen (XI, 62 f.). Die ganze Lage, in der er sich befindet, fordert zur Entfaltung eines starken Herrscherwillens auf. Robert fühlt wohl auch Regungen aufstachelnder Art; die Schmach der von ihm beabsichtigten Unterwerfung brennt ihm in die Seele. Aber dies sind nur Wallungen im seelischen Untergrunde; zur Herrschaft gelangen sie nicht. Sobald er an sein leidendes, hungerndes Volk denkt, wird er weich und setzt allen Stolz beiseite, nur um seinem Volke sofort den Frieden zurückzugeben (XI, 54, 68, 71, 87). Dazu kommt noch seine Großmuth und seine vertrauensvolle, arglose Art in der Beurtheilung der Menschen; und so geschieht das sonst Unglaubliche, daß ein Mann, dem es an Feuer und Kühnheit keineswegs gebricht, eine so überaus unmännliche Bahn einschlägt. Auch im zweiten Acte tritt diese Gebrochenheit des Männlichen hervor. Wohl schnaubt er Rache, nachdem er verrätherischer Weise von seinem Bruder gefangen genommen

und ihm die Nachricht überbracht wurde, daß auch seine Gattin in Gefangenschaft schmachte. Aber mitten in den Vorsätzen furchtbarer Rache bekennt er, daß seine Kraft gelähmt, sein Mark in den Beinen erstarrt und er zum Kinde geworden sei (XI, 98). Zu vermuthen, wie Grillparzer den Charakter Roberts sich weiter hätte entwickeln lassen, dafür fehlen mir alle Anhaltspunkte. Jedenfalls bildet er, soweit das Bruchstück reicht, einen weiteren Beleg für die Auffassung, daß Grillparzers Phantasie in hohem Grade von der Tendenz zur Gestaltung des infolge einseitig entwickelter Innerlichkeit gebrochenen Willens geleitet wurde.

Noch hebe ich mit Rücksicht auf zusammenfassende Bemerkungen, die weiter unten folgen sollen, das Verhältniß hervor, in welchem die Person Roberts zu demjenigen Ideal steht, das Grillparzer der wagenden, immer weiter ins Ungewisse hinausstrebenden Männlichkeit entgegenstellt, und das am handgreiflichsten vom »Traum ein Leben« verkündigt wird: zu dem Ideal des stillen Sinnes. Der tiefste Grund nämlich, warum in Robert die Triebfedern des Herrschens und Wagens nicht zum Siege kommen, liegt eben darin, daß seine Seele von Bildern ruhigen, wohligen, engen Glückes gefangen genommen ist. Die einseitige Innerlichkeit, die des Helden Willen lähmt, liegt hier in dem Uebermaß des »stillen Sinnes«. Uebrigens ließ auch in der Blanka der Dichter keine Gelegenheit vorübergehen, sich in das entschwundene, engbegrenzte Glück der unschuldsvollen Kindheit und der stillen, weltabgeschiedenen Liebe sehnsüchtig zu vertiefen (X, 21 f., 45, 146 f., 176 f., 180 f., 193 ff.). Wie sehr dieses Schwärmen der dramatischen Personen des Dichters für idyllisches Leben mit seinen eigenen damaligen Stimmungen zusammenhängt, ersieht man aus den Tagebuchblättern. Mehreremale ergeht er sich in der Zeit, die der Beschäftigung mit Blanka und Robert unmittelbar folgt, in sehnsuchtsvollen Ausmalungen weltentrückten, unschuldsvollen Lebens in Liebe und Glück (Jahrbuch III, 120, 132, 133).

Führte uns die Betrachtung Roberts zu dem Typus des stillen Sinnes, so werden wir noch durch zwei andere Bruchstücke dabei festgehalten. In den Sommer 1807 fällt, wie Sauer nachgewiesen hat,*) das »poetische Gemälde« Irenens Wiederkehr. Grillparzer muß, als er daran dichtete, in ganz besonders überschwänglichen, weichen, lieblich beseligenden Stimmungen gelebt haben. Die Natur scheint nur aus Licht und Blüthen, Duft und Gesang zu bestehen; und auch was die in der Dichtung auftretenden Personen fühlen, zerfließt in lauter Wonne, Frieden und Liebe. Es tritt uns hier jene allzu wonnige, jubelnde und rosige Art entgegen, wie sie uns oft in den Jugendversuchen kühn und leidenschaftlich angelegter Dichternaturen begegnet.

Für uns liegt nun der bemerkenswertheste Zug dieses Bruchstückes in der darin nachdrucksvoll hervortretenden Vorliebe des Dichters für eine stille, in gleichmäßigen, sanften Linien sich auslebende Welt. Insbesondere gibt der Wanderer, der das Ganze, soweit es vorliegt, als eine Art Chor begleitet, dieser Gefühlsweise beredten Ausdruck. Er ist den Gefahren und Kämpfen des Lebens abhold; er preist im Gegensatze zu allem Kühnen und Schroffen das sanfte Gleichmaß der Tage. Als Bestes gilt ihm der Geist des Friedens, der des Lebens rauhe Felsenstirn mit Götterblumen umflicht und an die Stelle der wogenden Leidenschaften sanfte Tugend setzt (XI, 24). Er wendet sich ängstlich von der gefährlichen Art des Mannes ab, die von der Lust an der Jagd zur Freude am Kriege ausarten könnte (XI, 27). Er sieht auch den Mann am liebsten in bescheidenen Bezirken seine Kräfte bethätigen (XI, 28 f.). Im Gegensatze zu dem ungezähmten, starren männlichen Willen feiert er das sanftere, weichere Geschlecht als eine rettende Macht (XI, 32). Kurz, wenn das Leben in blumenvollem Geleise sanft und

*) Sauer, Zu Grillparzers dramatischen Fragmenten. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I, 447 f.

gleich dahinrollt (XI, 29), dann ist sein Ideal erfüllt. Die Verwandtschaft dieser Grundstimmung mit dem Charakter Roberts liegt auf der Hand. Das Streben nach Frieden und traulicher Enge, das den Willen Roberts lähmt, wird in diesem Bruchstück, das nur wenige Monate früher als Robert der Phantasie Grillparzers entsprungen ist, geradezu als Lebensideal gepriesen. Hierdurch rückt es in nächste Nähe vom »Traum ein Leben«, wo der Dichter die Weisheit vom stillen Sinne gleichfalls unmittelbar und geradezu verkündet.

Dem Typus des stillen Sinnes einmal nachgehend, bemerken wir nun auch sofort das Bruchstück Faust. Die Verse, in denen Grillparzer den Goethe'schen Faust fortzusetzen beabsichtigte, stammen aus dem Jahre 1814, aber noch 1822 versetzt er sich, einer prosaischen Aufzeichnung gemäß, in die Ideen zurück, die ihn damals beschäftigt hatten. Und da erfahren wir nun, daß er Faust, nach Gretchens entsetzlicher Katastrophe, in sich zurückkehren und das, worin das wahre Glück besteht, finden lassen wollte: »Selbstbegrenzung und Seelenfrieden.« Nach des Dichters Absicht sollte Faust sich zu einem wahren Feinschmecker der Einfachheit, Stille und Unschuld herausbilden. Er wollte uns ihn als Lehrer und Freund eines geistig aufblühenden Knaben, besonders aber im Glück einer unschuldigen Liebe zeigen. In der Familie eines wackeren Hausvaters sollte sich ihm »das Glück der häuslichen Liebe« kundthun. Freilich wäre auch der Genuß dieser Feinschmeckerei nur von vorübergehender Natur gewesen. Mephistopheles sollte dafür Sorge tragen, daß sich daraus völlige Verzweiflung und endgiltiger Untergang ergebe. Doch diese Wendung liegt hier außerhalb meines Interesses; ebenso die Frage, ob sich an den Goethe'schen Faust mit seinem übermächtigen Streben nach Erkennen und Genießen ein derartiges Idyll organisch und glaublich hätte anschließen lassen. Für mich ist nur die Wahrnehmung von Wichtigkeit, daß Grillparzer sogar die Entwicklung eines

Menschen, dessen Gepräge Maßlosigkeit und unablässiges Ringen ist und der sonach zu dem Typus der stillen Enge eher den Gegenpol bildet, diesem Typus anzupassen bestrebt war. So stark war in Grillparzers Geiste das Ideal eines verhältnißmäßig passiven Lebens herrschend. Auch die Verse übrigens, die der Dichter seinem Faust in den Mund gelegt, athmen durchwegs die Sehnsucht nach Ruhe und Unschuld.

Und noch auf weitere Spuren führt der eingeschlagene Weg. Im Jahre 1822 beschäftigten Grillparzer zahlreiche Tragödienstoffe, darunter auch die Geschichte des Krösus und die des aus Herodot bekannten ägyptischen Königs Amasis. In der Tragödie Krösus sollte, wie wir aus Grillparzers Bemerkungen ersehen, an dem Schicksale des lydischen Königs die Hinfälligkeit und Gefahr der menschlichen Größe und die Glückseligkeit des Privatlebens dargestellt werden (XII, 101). Und auch in der Tragödie »Die Glücklichen«, deren Hauptperson Amasis sein sollte, und in die er auch die Geschichte des Polykrates hineinzuweben gedachte, wollte er zeigen, daß das Glück keinem beständig sei, am wenigsten dem Uebermüthigen; und daß es noch am gelindesten von dem Abschied nehme, der sich in den Lauf der Dinge fügt und ohne Unrecht genießt (XII, 112). Auch diese beiden Stoffe sonach führten ihn in den Gedankenkreis, dem ich hier nachgehe. Man fühlt deutlich seine Lebensanschauung heraus, die das kühn in die Welt hinausgreifende Handeln ablehnt und das Glück in enger Selbstbegrenzung findet.

Vielleicht erhält eine allgemeine Betrachtung über die Stellung, die der Typus des stillen Sinnes in den Dichtungen Grillparzers einnimmt, hier ihren geeigneten Platz. Wie verhalten sich die beiden Typen: die dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit und der stille Sinn, zueinander? Es steht hiermit in den verschiedenen Gestalten, in denen Grillparzer die beiden Typen verwirklicht, nicht gleich. In einer Anzahl von Fällen ist es so, daß in dem Uebermaße des stillen Sinnes die Ursache liegt, die zur Willensgebrochen-

heit und zum Zwiespalte mit dem Leben führt. Der Typus des stillen Sinnes verhält sich, weil er im Uebermaße vorhanden ist, ursächlich zu dem der Entzweiung. Dieses Verhältniß zeigte sich uns bei Betrachtung Roberts von der Normandie. Noch weit durchgeführter und vertiefter tritt es uns in Libussa, Rudolf II. und dem armen Spielmann entgegen. Und auch Bancbanus zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem bezeichneten Zusammenhang.

Was Libussa betrifft, so wurzelt sie mit ihrem innersten Wesen in einer unentwickelten, träumenden, stillgenügsamen Bewußtseinssphäre; was sie denkt und will, bildet sich aus ihrem Bedürfnisse nach Herzensstille, schöner, innerer Einigkeit, genügsamer Selbstbeschränkung und leiser Entfaltung hervor. Darin liegt die Ursache, daß sie die Welt des Strebens und Kämpfens, der Selbstsucht und des Nutzens, des Beweisens und Berechnens nicht auszuhalten vermag. Indem sie in diese Welt eintritt, zerbricht ihr zartes Wesen. Angesichts der Gründung Prags blickt sie auf das Reich der schönen Enge und glücklichen Genügsamkeit wie auf etwas für immer Entschwundenes mit verblutendem Herzen zurück (VIII, 213 ff.). Aehnlich ist es im Bruderzwist. Fragt man, warum Kaiser Rudolf seiner Zeit ohnmächtig und unglücklich gegenübersteht, so wird man neben dem Uebermaß grübelnder Reflexion seinen stillen Sinn zu nennen haben. Er erblickt das Höchste in der stillen, kampflosen Ordnung des Sternenhimmels; er möchte, daß sich die kleinen und großen Geschicke der Menschen nicht durch Verstand und Leidenschaft, Wollen und Wagen, sondern durch leisen und unbewußt weisen Naturtrieb regeln. Er ist, wie er selbst sagt, eine stille, gern heimisch in sich weilende Natur (IX, 105) und mißtraut daher dem Handeln mit seinen unaufhaltsamen, sich weithin erstreckenden und dabei sich verunreinigenden Wirkungen (IX, 74, 82, 107). Noch offenbarer liegt die Sache beim armen Spielmann. Die Ursache, warum er verkümmert, ist in seiner wesenlosen Träumerei, in seiner ein-

seitigen Versenkung in das ärmliche Weben und Klingen seines Gemüthes zu suchen.

In einem gewissen weiteren Sinne nun gehört auch Bancbanus hierher. Zunächst freilich muß auf die Frage, worin sein Nichtkönnen gegenüber den Aufgaben des Lebens die Ursache habe, geantwortet werden: dies rührt von seiner allzu gewissenhaften, kleinlichen, unklugen Art der Pflichterfüllung her. Es wäre verfehlt, zu sagen, daß jenes Nichtkönnen, wie bei den jetzt betrachteten Gestalten, aus dem Bedürfnisse nach Herzensstille oder aus einem einseitigen Sicheinspinnen in die kleine Welt des eigenen Busens entspringe. Aber eine gewisse Verwandtschaft mit dem Typus des stillen Sinnes zeigt Bancbanus dennoch. Denn jene eigenthümliche Art der Pflichterfüllung stammt schließlich daher, daß ihm der Dichter ein zu starres, zu einförmiges, zu undifferenzirtes moralisches Leben gegeben hat. Die moralische Stufe, auf die der Dichter Bancbanus gestellt — und sicherlich mit einiger Ueberschätzung dieser Stufe gestellt hat, trägt das Gepräge des allzu Einfachen, des fast Kindlichen. Bancbanus ist auf der einen Seite von einer moralischen Reinheit und Unbestechlichkeit, die an Kants kategorischen Imperativ erinnert*), anderseits aber trägt die moralische Stufe, auf der er stehen geblieben ist, etwas Unentwickeltes und Weltfremdes an sich. Seine moralische Entwicklung hat sich der Vielfältigkeit und Unregelmäßigkeit, der Schlechtigkeit und Entartung des wirklichen Lebens nicht genügend angepaßt, sie ist allzusehr in einer Sphäre der Einfachheit, Stille und Enge stecken geblieben. So ist Bancbanus freilich keine Ausgestaltung des Typus des stillen Sinnes, wohl aber zeigt die Stufe seiner moralischen Entwicklung, wenn man ihren tieferen Gründen nachgeht, etwas diesem Typus innerlich Verwandtes. Und

*) Sauer meint geradezu, daß in Bancbanus der kategorische Imperativ in eigenthümlicher, zwar etwas grillenhafter, aber deshalb um so wirksamerer Weise lebendig geworden sei (Einleitung 25).

zum Schlusse des Stückes, wo Bancbanus auf das Geschehene zurückblickt, fühlt er auch selbst seine Verwandtschaft mit diesem Typus. Er sagt zum König (VI, 252):

> Der Glanz, womit du deinen Diener schmücktest,
> Er hat als unheilvoll sich mir bewährt.
> Gebeut nicht, daß aufs Neu ich Gott versuche!

Und so will er denn auf seinem Schlosse bei seines Weibes Leiche still harren, bis der Tod auch an ihn herantritt*).

So sehen wir also: Libussa, Rudolf II., der arme Spielmann und Robert sind Ausgestaltungen beider Typen; die Willensgebrochenheit und Ohnmacht gegenüber dem Leben wurzelt in dem Uebermaß des stillen Sinnes. Bancbanus dagegen bildet den Uebergang zu jenen Gestalten, deren einseitig entwickelte Innerlichkeit nicht auf ein Uebermaß des stillen Sinnes zurückgeführt werden kann. Dahin gehören Sappho, Medea und Fedriko. Bei Sappho ist es der hohe Flug des Dichtergenius, bei Medea die ungebändigte elementare Naturkraft, bei Fedriko ein Uebermaß zucht- und haltloser Gefühle überhaupt, was Hilflosigkeit und Fehlgehen gegenüber dem Leben erzeugt. Doch fehlt auch hier die Beziehung zu dem Ideale des stillen Sinnes nicht; nur tritt diese Beziehung hier — umgekehrt wie vorhin — als Folgeerscheinung der Gebrochenheit nach innen und außen auf. Es ist ja begreiflich: wer am Zwiespalt mit dem Leben leidet, sehnt sich nach der einfachen Frische und der naiven Gesundheit des Lebens. Am deutlichsten wird dies an Sappho. Gerade weil sie sich infolge ihres Verweilens auf den steilen Höhen der Dichtkunst dem Leben entfremdet fühlt,

*) Sauers diesem Drama gewidmeter Vortrag (Jahrbuch III, 1 ff.), der das Verständniß für dasselbe in hohem Grade zu fördern geeignet ist, theilt eine Anzahl von Stellen aus Grillparzers Entwürfen zu diesem Stücke mit, die als charakteristische Bereicherungen des individualisirenden Stiles, wie ihn Grillparzer im Treuen Diener anwandte, zu betrachten sind.

sehnt sie sich nach dem holdumgrenzten Idyll des Lebens (IV, 143, 152 f.). Die Liebe zu Phaon erscheint ihr durchaus in diesem Lichte. Und etwas Aehnliches gilt von Fedriko's Liebe zu Blanka. Aber auch der Medea fehlt diese Beziehung nicht ganz. Wenn sie sich bemüht, in das griechische Leben hineinzuwachsen, so liegt hierbei das Streben zu Grunde — wie sie selbst sagt —, so sicher ihrer selbst und eins mit sich zu werden, wie sie Kreusa findet (V, 147).

Doch auch solche Personen, deren Natur von einseitiger Innerlichkeit, Willensgebrochenheit und Zwiespalt mit dem Leben weit entfernt ist, läßt Grillparzer die Lebensanschauung des stillen Sinnes aussprechen. Es legt sich ihm dies dort nahe, wo es sich um Menschen handelt, die ihr Lebensweg entweder in Schuld und Unseligkeit hineingeführt hat, oder die sich doch lebhaft vorstellen, wie nahe die Gefahr solchen Abweges liege. Das Erste ist bei Jason der Fall. »Vom Unheilsmeer umbrandet«, blickt er sehnsuchtsvoll zurück nach der Jugend mit ihrem beglückenden Wahn und dem Hingegebensein an den Augenblick (V, 161, 164). Im zweiten Falle befindet sich Rustan. Nach dem qualvollen Traum, der ihm das Gefährliche des Strebens nach dem, wie er geglaubt hatte, »neidenswerthen Glück der Größe« in erschütternder Weise fühlen ließ, bricht mit einer sein ganzes weiteres Leben bestimmenden Gewalt aus seinem Herzen das Bekenntniß hervor, daß nur in des Innern stillem Frieden, nicht aber in Größe und Ruhm das Glück bestehe (VII, 214 f.).

Doch damit ist die Bedeutung, die der Typus des stillen Sinnes in Grillparzers Dichtungen besitzt, noch immer nicht vollständig dargelegt. Es gibt bei Grillparzer auch Naturen, die in diesem Typus einfach aufgehen, die nichts anderes sind als bruchloses Ausleben desselben. Es ist in ihnen dieser Typus weder in störendem Uebermaß und so als Ursache der Willensohnmacht und Entzweiung mit dem Leben, noch auch nur in der Form der Sehnsucht vor-

handen, sondern die stille, engumgrenzte, sichere Weise des Lebens ist das Element, in dem sie athmen, und aus dem sie nicht herausfallen. Dies ist der Fall bei einem großen Theil derjenigen weiblichen Gestalten, in denen der Typus des halbbewußten, naturartigen Gemüthes verwirklicht ist; so bei Melitta, Hero, Esther. Hieran reihen sich andere weibliche Gemüther, die vom Dichter nicht oder wenigstens nicht in ausgesprochener Weise auf der Stufe des helldunklen Bewußtseins und naturartigen Erblühens gehalten werden. Dahin gehören Kreusa und Mirza, denen noch Melusina aus dem gleichnamigen Operntext hinzugefügt werden kann. Auch in diese Dichtung ist, ähnlich wie in den »Traum ein Leben«, der Gegensatz von gleichmäßigem Genießen und hinausstrebender Thätigkeit mit Betonung hineingeflochten, wenn auch der Sinn der Dichtung in seinem Schwerpunkte anderswohin zielt. Die Feenwelt mit ihrem immerdar gleichen Dahinfließen der Tage, mit ihrer Ruhe und Entrücktheit aus der Erde Mühe und Noth (VII, 231), erscheint gegenüber der menschlichen Welt, in der Thatkraft und Ruhmbegierde herrschen, als das Höhere, Beglückendere. Es wird als ein Fehlschritt dargestellt, daß Raimund, neben anderen Motiven auch dem Drange nach Thätigkeit gehorchend (VII, 241, 247, 261 ff.), Melusinen untreu wird und sich in die Menschenwelt zurückbegibt. Und seine Erlösung besteht darin, daß er wieder in Melusinens thatlos seliges Reich aufgenommen wird. Für sich allein würde der Umstand, daß ein beiläufig gedichteter Operntext dem ruhigen Genießen den Preis vor dem Wirken zuerkennt, für die Geistesart des Dichters wenig beweisen. Aber in dem ganzen Zusammenhang ist es doch bezeichnend, daß Grillparzer auch in seiner einzigen Operndichtung von dem Ideal des stillen Sinnes nicht loskommt. Was im »Traum ein Leben« eindringlich, starkausgeführt, volltönend verkündigt wird, klingt uns aus Melusina in anspruchsloserer, freilich auch dünnerer Form entgegen.

Man sieht, in wie hohem Grade Grillparzers Sinnen und Dichten von dem Typus des stillen Sinnes beherrscht wurde, und in wie mannigfaltigen Formen und Verbindungen er bei ihm auftritt. Bald verbindet er sich mit dem Typus des halbbewußten Gemüthes, bald mit der Stufe klarer Vernunft oder grübelnder Reflexion. Bald bildet er die ungetheilte Substanz der Persönlichkeit, bald haben solche Gestalten an ihm Theil, deren Wesen vielmehr in Gebrochenheit nach innen und außen besteht.

Ich habe mich nun noch einmal zu Grillparzers dramatischen Fragmenten zurückzuwenden. Denn verschiedene Gestalten, die seine Vorliebe für gebrochene Charaktere zeigen, sind noch ungenannt geblieben. In einer Zeit, wo er von Schwermuth verdüstert, von zerstörenden Zweifeln an seiner Begabung für die Dichtkunst geplagt war und ihm sein Leben unerträglich wurde (Tagebuchblätter, Jahrbuch III, 124 ff.), entstand das Spartakus-Fragment (Sommer 1810), das uns einen gewaltigen Fortschritt des Dichters zur Anschauung bringt. Während der Dichter sich in Selbstquälerei aufreibt, ist er doch im Stande, aus glühend erregtem Geiste so tief und kühn charakterisirte Gestalten hinzuwerfen. Er hat das Verlangen, überragende und aufgewühlte Menschen zu schildern, und es ist ihm dies in einer mit Rücksicht auf seine Jugend überraschenden Weise gelungen. Gleich von Anfang wird Spartakus in helle Beleuchtung gerückt; er erscheint als ein von widerspruchsvollen Gefühlen durchstürmter Jüngling, verschlossen und überschwänglich hingebungsvoll, kalt abweisend, von dem Bewußtsein ungewöhnlicher Eigenart stolz erfüllt und doch voll weicher Liebe zu seinen Mitsclaven und allen Unglücklichen. Sein Schwelgen in dunklen und wilden Naturstimmungen erinnert an Drahomira.

Als besonders charakteristisch für Grillparzer erscheint es mir nun, daß er uns Spartakus gleich von vorneherein als in seiner Thatkraft gebrochen zeigt. Er hatte geschworen,

»der Welt Errettung, Tod den Unterdrückern« zu bringen (XI, 136), und jetzt ist er gänzlich von dem Gefühle der Liebe ausgefüllt. Und es ist eine schmachtende, sich lyrisch austobende Liebe, eine Liebe zudem, die ihn blind und taub macht. Das reiche, vornehme Römermädchen sieht ihn lediglich als Spender gemeinen Zeitvertreibes an, während er sie in die höchsten Sphären hinaufidealisirt. Statt auf Freiheit und That zu sinnen, wandelt er wie ein Entrückter umher, flieht die alten Freunde und schüttet der wilden, einsamen Natur sein liebendes Herz aus. Zu Ende des ersten Actes erfährt er nun freilich eine gräßliche Enttäuschung; Cornelia, seine Geliebte, verleugnet ihn vor ihrem Vater. Jetzt wird er sich wohl ermannen; allein hier bricht das Stück ab.

So stimmt auch diese Arbeit des Dichters zu seiner Vorliebe für Gebrochenheit und Willenslähmung. Und zwar ist es — ähnlich wie bei Fedriko — ein die Außenwelt gleichsam übertönendes Schwelgen und Wühlen in überschwänglichen Gefühlen, was Spartakus thatlos macht. Grillparzer hätte nun im Weiteren sicherlich auch seine Tapferkeit und Thatkraft zeigen müssen; allein hierzu gebrach es ihm an Lust. Und dann ist doch des Spartakus Charakter so angelegt, daß seine lyrische, überschwängliche Art auch weiterhin als ein störendes Element seiner Thatkraft hätte geschildert werden müssen. Auch Ottokar erscheint bei Grillparzer als gebrochen; aber doch erst, nachdem er an der Welt seinen stolzen und harten Herrscherwillen mit Glück erprobt hat. Erst als sein Glück sich jählings wendet, wird er zerknirscht und weich. Spartakus dagegen wird vom Dichter gleich von vorneherein, noch ehe er gehandelt, als innerlich getheilt, als seine Thatkraft und seinen Freiheitsdrang durch ein Uebermaß lyrischer Gefühle übertäubend und unterdrückend gegeschildert.

Ueber die weiteren Gestalten, die noch in unseren Zusammenhang gehören, kann ich mich kürzer fassen. In den

keck und sicher hingeworfenen Scenen zu dem Trauerspiele »Die Pazzi« (1812) zieht Francesco Pazzi unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nach den Bemerkungen, die Grillparzer hinzufügt, wollte er auch hier in den Mittelpunkt des Stückes einen Charakter stellen, der mit sich und der Welt zerworfen ist, der sich in übertriebener Weise in sein Inneres hineinwühlt und in seinen Unternehmungen immer den Kürzeren zieht. Durch eine sclavische Erziehung ist Francesco in sein Inneres zurückgetrieben worden; besonders aber hat die schmerzliche Wahrnehmung, daß er von der Natur mit zu wenig Liebenswürdigkeit und äußeren Vorzügen ausgestattet worden ist, sein Gemüthsleben scheu und finster, mißtrauisch und hadernd gemacht. Dazu kam, daß er von brennendem Ehrgeiz, es allen Anderen, insbesondere aber dem Lorenzo von Medici, zuvorzuthun, erfüllt war. Dieser Ehrgeiz aber bleibt unbefriedigt; Lorenzo vielmehr gewinnt in allen Stücken den Preis. So wird sein Inneres noch mehr gegen die Welt gespannt; er ist weltschen und zugleich von heißem Durste nach Bezwingung der Welt gequält; es kocht in ihm von Leidenschaftlichkeit, und doch hat sein Gemüth, da er sie nicht angemessen entladen kann, etwas Erstarrtes; er flieht sich selbst und doch muß er sich immer wieder in seine unerfreuliche Tiefe verbohren. So ungefähr lege ich mir nach Grillparzers Andeutungen (XI, 233 f.) Francescos Charakter zurecht. Jedenfalls haben wir es sonach auch hier mit einer Gestalt zu thun, die an einseitiger Innerlichkeit und an Zwiespalt mit dem Leben leidet. Und zwar haben wir hier den bisher noch nicht gefundenen Fall, daß insbesondere stiefmütterliche Behandlung von Seiten der Natur und unbefriedigter Ehrgeiz und Thatendrang das Innenleben in schlimmer Richtung steigern und so ein Mißverhältniß zur Welt erzeugen. Ob Grillparzer diese gefährliche Ausbildung der Innerlichkeit nun auch auf das Wollen und Handeln Francescos lähmend hätte einwirken lassen, läßt sich wohl nicht sagen. Doch wenn hier das gefährlich ausgebildete Innenleben auch nicht gerade

Willensgebrochenheit als Folge nach sich gezogen hätte, so ist doch heftiger Zwiespalt zwischen Gemüth und Leben vorhanden. Francesco quält sich vergebens ab, innerlich mit dem Leben fertig zu werden. Und eine Haupturſache hiervon ist das Mißglücken seiner Bestrebungen. So ist also der Charakter Francescos jedenfalls dem zwiespältigen Typus, den wir durch so viele Gestalten Grillparzers hindurch verfolgt haben, nächstverwandt.

Treten wir in die Zeit der Ahnfrau, Sappho, Medea ein, so finden wir auch hier Grillparzer »stets umgeben von einem schier endlosen Gefolge seiner Phantasiegestalten, die sich gegenseitig ablösten und verdrängten, ersetzten und vermischten, von denen aber nur wenige zu voller Reife und Selbständigkeit, zu wirklichem Leben gedeihen wollten« *). Zu den Stoffen, die Grillparzer anhaltend beschäftigt haben, gehören die Schicksale des Herzogs von Oesterreich, Friedrichs des Streitbaren. Hier kommt nun wieder ein Charakter vor, der mit sich und der Welt zerfallen ist: Jerindo Frangipani. Zwischen ihm und Francesco Pazzi besteht einige Aehnlichkeit. Grillparzer wollte ihm eine beschauliche, nach innen gehende Gemüthsrichtung geben und damit sein Mißgeschick in Zusammenhang bringen, das ihn, wo es auf Körperkraft und Geschicklichkeit ankommt, Niederlage und Zurücksetzung erfahren läßt. Als ein Vorbild verehrt er den ritterlichen Herzog Friedrich, dem, »was er thut, gelingt«, und dem »sich stets die ungeheuere Kluft, die zwischen Thun und Wollen sonst sich dehnt, fast feenhaft mit Brücken überbaut« (XII, 11). Ihm will er gefallen, ihm Beifall abnöthigen. Aber er ist dem Verhältniß zu ihm nicht gewachsen: er täuscht sich über seine Gefühle für ihn, unbewußt schleicht sich in seine Achtung und Verehrung das Gefühl erlittener Kränkung und Zurückstoßung ein. Auf diese Weise geschieht es, daß er in Mißtrauen gegen sich selbst und gegen sein

*) Sauer, Einleitung, 47.

Schicksal geräth und sich in Mißmuth und düsterem Brüten verzehrt (XII, 13).

Auch in den Entwürfen zu dem Cyclus von Römertragödien finden sich Bemerkungen, die für die hier betrachtete Seite Grillparzers charakteristisch sind. Wenn man sieht, wie er sich insbesondere in die Charaktere des Marius und Sulla grübelnd vertieft, so fühlt man sich in der Auffassung bestärkt, daß er sich von widerspruchsvollen, mit sich und der Welt unselig zerworfenen Naturen weit mehr angezogen fand, als von einfacher, aus Erz gegossener Mannhaftigkeit. Marius — so legt er sich die Naturen Beider zurecht — haßt die Welt, Sulla verachtet sie. Marius erblickt in Sulla das Werkzeug seines feindseligen Geschickes und empfindet ein unaustilgbares Grauen vor seiner unheimlichen Natur; wie eine wahnsinnige Idee martert ihn diese Vorstellung. Er kann sich an Strenge, Consequenz und Unermüdlichkeit nicht genug thun, und doch geräth er immer mehr in Furcht und Mißtrauen gegen Menschen und Götter hinein. Sulla wieder geht in dissolutestem Leichtsinn auf, und doch gelingen ihm seine Pläne. Er verachtet die Leidenschaften und Genüsse und ergibt sich ihnen doch in schrankenloser Weise. »Sein ganzes Leben ist nur ein immerwährendes fruchtloses Ausfüllen der Leere« in seinem Herzen (XII, 41 ff.).

Auch in seinem Nachsinnen über »Die letzten Könige von Juda« scheint ihn besonders der widerspruchsvolle Charakter des Herodes angezogen zu haben. Herodes ist heftig, ehrgeizig, hochstrebend, nicht ohne Edelmuth, aber ohne Festigkeit und Würde. So wird er mit List und Unrecht vertraut. Doch anstatt sich selbst anzuklagen, beschönigt er sein unwürdiges Handeln vor sich selber und schuldigt Welt und Menschen an. »Mit hypochondrischem Ueberdruß verwünscht er das Menschengeschlecht« (XII, 66). Dieses Mißtrauen gegen Welt und Schicksal ist Herodes mit Francesco Pazzi, Frangipani und Marius gemeinsam.

Noch weise ich schließlich auf den Herzog Johann hin, der in Kaiser Albrecht vorkommen sollte. Grillparzer wollte ihn den thatkräftig und herrschsüchtig strebenden Habsburgern als einen Menschen ohne innere Continuität, als sich gedrückt fühlend und schüchtern gemacht gegenüberstellen (XII, 94).

Im Vergleich zu der Darstellung gebrochener Charaktere nimmt auch in den dramatischen Fragmenten die Darstellung kühner, geradeaus sich auslebender Männlichkeit einen nur sehr spärlichen Raum ein. Am meisten noch findet sich solche Männlichkeit in dem umfangreichen Bruchstück »Alfred der Große« dargestellt. Hier tritt uns in Alfred frische Thatenlust, kaum zurückzuhaltender Befreiungs- und Rachedrang entgegen. Doch auch hier sind es nur wenige Scenen, in denen diese Männlichkeit geschildert wird. Weit breiter malt Grillparzer die dumme Ergebenheit und die Feigheit der Angelsachsen und die Scenen niedrigen Volkslebens aus. Auch das Lustspielfragment »Heinrich der Vierte« (1813) kann hier erwähnt werden. Es ist durch seinen derb und saftig charakterisirenden Stil, sowie durch das Unterhaltende der Handlung merkwürdig. Hier erwähne ich es wegen seines flotten Helden. Heinrich ist eine sorglos tollkühne, froh den Augenblick genießende, auf gut Glück handelnde Natur. Was ich in meinem Buche von dem Küchenjungen Leon bemerkte, gilt auch von Heinrich: Grillparzer sucht in der Gestalt Heinrichs humoristische Selbstbefreiung von seiner Zwiespältigkeit im Verhältniß zu Leben und Wirklichkeit zu erlangen. Ueberhaupt ist in diesem Zusammenhange auf die zahlreichen Gestalten hinzuweisen, denen er eine ausgesprochen gesunde, sprudelnd frische, humoristisch freie, verwegene, zuweilen ins Freche reichende Art gegeben hat*). Hieher gehören neben dem Heinrich dieses Fragments Zawisch, Nau-

*) Man vergleiche hierzu die guten Bemerkungen in Minors Aufsatz über Grillparzer als Lustspieldichter (Jahrbuch III, 56).

kleros, Leon, Erzherzog Leopold im Bruderzwist, bis zu gewissem Grade auch Otto von Meran. Diese Personen bilden das eigentliche Gegengewicht zu den übertrieben innerlichen und gebrochenen Charakteren. Indem Grillparzer sie schuf, genoß er wenigstens in der Phantasie jene Gesundheit und Beweglichkeit, die ihm in Wirklichkeit völlig abging.

Auch ohne Kenntniß von Grillparzers Persönlichkeit und Entwicklung, lediglich durch Vertiefung in seine dramatischen Werke, würde man zu der Gewißheit kommen, daß sein menschliches Wesen zumeist in seinen zwiespältigen Gestalten niedergelegt ist. In wie hohem Grade freilich der Mensch Grillparzer in diese Gestalten hineinverwoben ist, wird erst klar, wenn man aus seinen Gedichten und Epigrammen, seiner Selbstbiographie, seinen Briefen und Tagebüchern seine Persönlichkeit kennen gelernt hat. Ich will nun, besonders auf Grund der Veröffentlichungen im »Jahrbuche«, das Zwiespältige in Grillparzers Wesen noch centraler, als ich es in meinem Buche gethan habe, in seinen Grundzügen zusammenzufassen versuchen.

Man stößt in Grillparzer's Wesen nach verschiedenen Seiten hin auf Verbindungen von Zuviel und Zuwenig. Die Elemente seines Wesens zeigen etwas derart Unausgeglichenes und Vermittlungsloses, daß daraus nothwendig Unseligkeit und Erlahmung entstehen mußte. Grillparzer ist das Gegentheil einer zusammenstimmenden und glücklichen Mischung der Kräfte. Gewisse Seiten seiner Natur sind zu ungewöhnlicher Feinheit, Schärfe und Stärke ausgebildet. Allein sieht man sich nach den bedingenden und ergänzenden Seiten um, durch die allererst jene hochentwickelten Kräfte zu günstiger Wirksamkeit gelangen könnten, so trifft man weit überwiegend auf Unvermögen, Hemmnisse, auf ein Zuviel oder Zuwenig. Und so wird dadurch auch jene ungewöhnliche Steigerung gewisser Kräfte seiner Natur für ihn zum gefährlichen Uebermaß. Liest man die im ersten Bande des Jahrbuches veröffentlichten Briefe der

Brüder des Dichters an diesen und nimmt man noch dazu Sauers werthvolle »Studien zur Familiengeschichte Grillparzers« *), so erhält man einen fast erschreckenden Eindruck. Es scheint, als ob die psychophysischen Factoren, die in Grillparzers Familie sozusagen zur Verwendung kamen, in derartigen Verhältnissen vorhanden gewesen wären, daß daraus nur sehr schwer eine günstige, entwicklungs- und leistungsfähige Mischung herzustellen war, daß vielmehr eine hohe Wahrscheinlichkeit für das Zustandekommen verkümmerter oder krankhafter und dabei unbedeutender Menschenexemplare vorlag. Bei dem Dichter glückte es nun mit der Mischung; aber auch hier zeigt sich das Außergewöhnliche nur wie mit Mühe, mit knapper Noth den zu Grunde liegenden Dissonanzen abgerungen. Die Kräfte seines Wesens griffen zuweilen so glücklich und eigenartig ineinander ein, daß Schöpfungen mit dem Gepräge des Genies daraus hervorgingen. Aber jenes fruchtbringende Ineinandergreifen ist wie ein rasch vorübergehender Glücksfall anzusehen, der sofort wieder dem unergiebigen, unseligen Dissoniren seiner Grundkräfte Platz macht.

Betrachten wir die eigenthümliche Art, wie die Phantasie Grillparzers arbeitet, so werden wir sofort auf derartige Mißverhältnisse des Zuviel und Zuwenig geführt. Seine Phantasiethätigkeit ist von heftiger, stürmischer Art. Plötzlich und dämonisch wird er von der dichterischen Gluth gepackt. Dies ist sicherlich ein Kennzeichen des geborenen Dichters. Doch ist mit der fieberhaften Erregung der Phantasie noch nicht Alles gethan. Es muß die Kraft dazu kommen, sich bis zur Vollendung des jeweiligen Werkes ungefähr auf gleicher Höhe der Erregung zu halten. Dies fehlte nun Grillparzer in hohem Grade: er vermochte die dichterische Stimmung nicht festzuhalten. Sappho, das goldene

*) Enthalten in den »Symbolae Pragenses« (1893), S. 195 bis 214.

Vließ, Bancbanus, Hero und Leander, Libussa veranlassen ihn zu schmerzlichen Klagen über das Nachlassen der Stimmung (2. Aufl. X, 95, 445; Ergänzungsband V, 156, Laube, Lebensgeschichte 31, 51 f.; Jahrbuch III, 171, 177). Und im Allgemeinen sagt er, daß er mit den Vorarbeiten zu seinen dramatischen Plänen häufig seinem Drange für die Sache genugthue und nun kein Interesse mehr für die wirkliche Ausführung habe (Jahrbuch III, 148).

Dieses Stocken seiner Phantasiethätigkeit steht zweifellos auch mit der eigenthümlichen Ausprägung seiner Verstandesseite in Zusammenhang. Ein klares und scharfes Denken ist für die dichterische Thätigkeit keineswegs nothwendig ein Hinderniß. Wohl aber kann es leicht dazu werden, wenn es sich vorwiegend als kritisch absprechend und zersetzend bethätigt. So ist es nun bei Grillparzer. Man braucht nur seine prosaischen Aufzeichnungen und seine Epigramme zu lesen, um sich davon zu überzeugen, daß dort, wo er mit seinem Verstande thätig ist, vermöge der negativ kritischen Art desselben häufig kaum noch irgend etwas an Phantasie und Inspiration erinnert. Und dieses kritische Verhalten, das sich zuweilen sogar zu unangenehmem Kritteln und Nörgeln steigert, nahm in seinem täglichen Geistesleben keinen kleinen Raum ein. In seiner Selbstbiographie gesteht er selbst, daß in ihm zwei völlig abgesonderte Wesen leben: ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art (2. Aufl. X, 95). Wir dürfen daher annehmen, daß sein Verstand auf Phantasie und dichterische Stimmung in hohem Grade erkältend und hemmend einwirkte. Seine Verstandesthätigkeit war zu wenig den Bedürfnissen des dichterischen Schaffens angepaßt. Schon als Jüngling klagt er: andere Dichter mache das Dichten warm, ihn mache es kalt (Jahrbuch III, 111).

Diese Stockungen seines Phantasielebens werden nun dadurch noch bedeutend gesteigert, daß sich seine Krittelei mit

Vorliebe gegen seine eigenen dichterischen Leistungen und Fähigkeiten wendet. Wenn er sich, wie er selbst gesteht, in einem immerwährenden Wechsel zwischen Ueberreiz und Abspannung befindet (Laube 51), so ist daran sicherlich zu nicht geringem Theil seine unheilvolle Selbstverkleinerungssucht schuld. Oft legt er die Schwächen und Widersprüche seines Wesens mit haarscharf treffender, unerbittlicher Selbsterkenntniß dar. Mußte nun schon die richtige Selbsterkenntniß, besonders da sie sich auch zur Unzeit hervordrängt, auf das dichterische Schaffen schädigend wirken, so gilt dies in noch weit höherem Grade von der übertreibenden und grundlosen Selbstbekrittelung, mit der er sich häufig bitterstes Unrecht zufügt. Man wird von tiefem Mitleid mit dem Dichter erfaßt, wenn man in seinen Tagebüchern liest, wie er von früher Jugend bis in sein reifes Alter von seiner Selbstzergliederung und Selbstbezweifelung gemartert und bald in träges Brüten, bald in wilde Verzweiflung hineingejagt wird. Er, dem die Zergliederung ästhetischer Gefühle und Schöpfungen unerträglich war, sah sich dazu verdammt, sich mit der Zergliederung seines eigenen Wesens abzuquälen und darin aufzureiben. Kaum hat er etwas hervorgebracht, so stellt sich die »lästige Selbstkritik« mißbilligend ein (Jahrbuch III, 181; vgl. 119, 166). Ermattet die Phantasie nur für einen Augenblick, so »faßt die Hypochondrie Posto und zerstört mit ihrer Selbstkritik alles Gewonnene wieder« (2. Aufl. X, 454). In dem Gedicht »Incubus« hat er diese grinsende Selbstbekrittelung auch zu dichterisch ergreifendem Ausdruck gebracht (I, 195.) Man kann sich hiernach vorstellen, wie viel Schmerzen sich an die erstaunlich zahlreichen dramatischen Anfänge, die er fortzuführen nicht Lust und Kraft fand, geknüpft haben mögen. Auch ist es kein Wunder, wenn diese Stockungen der Phantasie allmählig zu einem Erlahmen und Versiegen führten. Aber schon lange bevor dies eintrat, in den Jahren nach der Ottokar-Aufführung, empfand Grillparzer in seiner vergrößernden,

überscharfsichtigen Weise das drohende Uebel wie ein gegenwärtiges. Während er am Banebanus und an der Hero arbeitet, wird er von dem Gefühl geplagt, daß es mit ihm aus sei (Jahrbuch II, 250 f.) Er fühlt sich von dem Gedanken greisenhaften Nichtkönnens »wie von Hunden angefallen« (Jahrbuch III, 210 f.). Findet er seinen Namen als den eines Dichters erwähnt, so erfaßt ihn das entsetzliche Gefühl, als ob von einem Fremden, Verstorbenen die Rede wäre (Jahrbuch III, 199). Und als er im Begriffe ist, nach Weimar zu Goethe zu reisen, steigert sich das Gefühl vollkommenen Selbstverlustes derart in ihm, daß er die Worte niederschreibt: »Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; ich fühle mich erlöschen von innen heraus« (Ergänzungsband VI, 151; vgl. V, 160 f.*).

Doch kommt in dieser hypochondrischen Selbstbezweiflung nicht bloß ein Zuviel an grübelndem und zersetzendem Verstand zum Ausdruck, sondern in anderer Beziehung auch ein Zuwenig: ein Zuwenig an Selbstvertrauen. Wir sehen schon hier auf den Willensgrund in der Seele des Dichters hinunter und finden ein Wollen, das an dem Gebrechen des Weichen, Scheuen, Unsicheren leidet. Wie bei Rudolf im Bruderzwist das stille, weise Sinnen, so steht bei ihm die Sucht, sich selbstquälerisch mit seinem eigenen Innern zu schaffen zu machen, mit Willensschwäche im Zusammenhange. Bei stärkerem, schwungvollerem Wollen wäre auch das Selbstvertrauen gestiegen und hätte die hypochondrischen Grübeleien unterdrückt oder doch weniger schädlich gemacht.

So sehr auch die Phantasiethätigkeit durch die bezeichneten Einflüsse ins Stocken kam, so wurde sie in den Pausen doch nicht gänzlich beseitigt, sondern führte das verkümmerte Dasein dumpfen, matten Dahinträumens. In großen Zeit-

*) Erst im Greisenalter gelingt es ihm, die Klage über das Versiegen seiner Dichterkraft mit lächelndem Spotte vorzubringen. Es geschieht dies in mehreren Epigrammen (III, 36, 232, 234, 235).

strecken muß das Innenleben Grillparzers — diesen Eindruck erhält man (Jahrbuch I, 174; III, 160 ff., 171 ff.; Werke 2. Aufl. X, 300 ff.; Laube, 48 ff.) — in einem mißmuthigen, schwächlichen, der Concentration unfähigen, halb gedankenlos allerlei vornehmenden Treiben und Brüten bestanden haben. Mit neunundbreißig Jahren gesteht er von sich, daß sein Leben immer nur ein Traum gewesen sei (Jahrbuch III, 184). Und dasselbe Geständniß wiederholt er in seinem sechsundvierzigsten Jahre (2. Aufl. X, 318; vgl. Laube, 50 f. 56). Die Verwandschaft Grillparzers mit dem armen Spielmann springt in die Augen. Man darf sagen: das für den Dichter so kostbare Element des Träumens war bei Grillparzer häufig bis zu trüber und schwächlicher Entartung entwickelt. Und dabei war dieses Dahinträumen von dem Gefühl furchtbaren Unglücks begleitet, wie ihn denn überhaupt oft krankhafte Gefühle mit dem Charakter des Furchtbaren, Abgrundartigen marterten. Er empfand vor sich selber zuweilen ein wahrhaftes Grauen; beobachtend und fühlend schwebte er über seinem eigenen Inneren wie über einem wahnsinndrohenden Abgrunde. Nicht nur seine Tagebücher (Jahrbuch II, 256; III, 162, 199 und sonst), auch manche Gedichte, wie das unendlich schwermüthige »Was je den Menschen schwer gefallen« (II, 33) zeigen uns ihn in solcher Stimmung (vgl. II, 34 »Der Halbmond glänzet am Himmel«).

Fasse ich jetzt nicht nur seine Phantasiethätigkeit, sondern seine ganze erregte, leidenschaftliche Art, sein wechselreiches, auf- und niederstürzendes Innenleben ins Auge, so zeigen sich neue Mißverhältnisse. Daß sein Inneres wirklich voll heftiger Bewegungen war, sieht man nicht nur aus seinen Dichtungen, sondern auch aus seinen Selbstbekenntnissen. Man vergegenwärtige sich nur seine Art, zu dichten, die in früherer Zeit wenigstens etwas vom Fieberrausch an sich trug (2. Aufl. X, 76, 94; Ergänzungsband V, 156), oder seine Liebesleidenschaften mit ihrem jähen Wechsel von Glut und Kälte,

Entzückung und Gefühllosigkeit oder seine innere »Zerworfenheit« (Jahrbuch III, 211) und »wilde Melancholie« (Jahrbuch III, 134), die ihm oft den Gedanken des Selbstmordes nahelegte, und man wird nicht im Zweifel sein, daß gefährliche Gewalten in seinem Innern lebten. Mit Recht spricht er von seinem »äußerst erregbaren Nervensystem« (Laube, 51). Die Gefährlichkeit solcher Anlage wäre nun zweifellos vermindert worden, wenn Grillparzer das Vermögen, sich mitzutheilen, sich an befreundete Seelen zu ergießen, besessen hätte. Hier stoßen wir nun eben wieder auf ein bedrohliches Zuwenig. Im Verhältniß zu der explosiven Natur seines Innenlebens, besaß er die Fähigkeit, sich zu entladen, in erschreckend geringem Grade (Jahrbuch III, 154). Wollte sich sein Gefühlsleben nach außenhin offenbaren, so fand es diesen Weg durch unübersteigliche Hindernisse verlegt. Besonders trat ihm ein übermäßiges Schamgefühl hindernd entgegen, eine Scheu, das ihm eigenst Zugehörige vor anderen zu entblößen. Etwas hievon ist in seinen Bancbanus übergegangen. Seiner »Katty« macht er einmal, als sie sich über das wenig Herzliche seiner Briefe beklagt hatte, das Geständniß, daß, wie manche Leute ein übertriebenes körperliches Schamgefühl haben, ihm »ein gewisses Schamgefühl der Empfindung« beiwohne, das ihm Herzensergießungen unmöglich mache (Jahrbuch I, 101; vgl. 110). Und ein anderes Mal bekennt er, daß er nur dann sein Inneres ergießen könne, wenn er vergesse, daß er nicht allein sei, wenn seine Umgebung genau die Temperatur seines Wesens angenommen habe; Katty sei es schon gelungen gewesen, ihn »vergessen zu lassen, daß sie ein Aeußeres sei«; doch da seien die bösen Zwistigkeiten dazwischen getreten (Jahrbuch III, 186; vgl. 2. Aufl. X, 99). Er vergleicht sich schon in seiner Jugend mit Tasso, wie ihn Goethe dargestellt (Jahrbuch III, 128); doch konnte er sich nicht, wie Tasso, zu seiner Erleichterung zurufen, daß ihm ein Gott gegeben habe, zu sagen, wie er leide. So erfahren wir denn auch aus seinen ohnedies spärlichen Briefen über

seine Innenvorgänge nur sehr wenig. Auch seine Lyrik macht eher den Eindruck gehemmten, ungern geschehenden Aussprechens, als daß sie aus dem lebhaften Drange, sich zu ergießen, hervorgegangen zu sein schiene. Nur im Drama, wo er seine Gefühle unter fremder Maske aussprechen kann, kommt es durch den Mund der ihm verwandten Gestalten zu drangvoll strömenden Ergießungen.

So ist Grillparzer im Verhältniß zu seinem leidenschaftlichen Innenleben von allzu keuscher, zugeschlossener Individualität. Hieraus ergeben sich neue Spannungen und Ungleichheiten. Konnte er im Verkehre nicht sein Inneres preisgeben, so brachte ihn das Gefühl der Zurückdrängung in sich selbst dazu, sich nach außen unwahr zu geben. Um nur ja nicht in sein Inneres blicken zu lassen, zeigt er sich »schroff, kalt, zurückstoßend, spottend« (Jahrbuch III, 165). Oder er nimmt die Miene der Lustigkeit, der Freude an Spaßmacherei an und meint hierdurch seinen Mißmuth einestheils zu verbergen, anderntheils zu übertäuben (Laube, 49 f.; Jahrbuch I, 102; III, 163). Besonders diese erkünstelte Lustigkeit konnte ihm zur unerträglichen Pein werden. Oder er tritt den Menschen mit »langweilend gelangweiltem Mißmuth« (Laube, 49) entgegen und zeigt auch auf diese Weise nur die unangenehme Oberfläche seines versteckt bleibenden Innern. Man kann sich hiernach vorstellen, zu welchen furchtbaren Spannungen und Krämpfen es in seinem hartverschlossenen und doch so aufgewühlten Innern gekommen sein mag. Auch wird begreiflich, daß er solche Naturen, die, wie Leander und Bancbanus, ein versteckt eingeschlossenes Gemüthsleben besitzen und es nur schwer ans Licht herauslassen, ganz besonders intim zu schildern im Stande war. Und auch auf den Zusammenhang seiner Natur mit der des Königs in der Jüdin mag hier hingewiesen werden. Wenn man sich das harte Beieinanderwohnen von Gluth und Kälte, Leidenschaft und Verstand in Grillparzers Wesen und im Besonderen die herben Uebergänge, denen seine Gefühle für die Frauen

unterworfen waren, gleichsam die jähe Zersetzung seiner Liebesgefühle durch hinzutretende Reflexion vergegenwärtigt, so wird man im Charakter des Königs Alfons mehr vom Wesen des Dichters entdecken, als auf den ersten Blick darin zu liegen scheint.

Eine Natur wie die Grillparzers hätte ganz besonders eines starken Willens bedurft, um sich in leiblichem Gleichgewichte zu erhalten. Seine bald stürmende, bald stockende Phantasie, das gefährliche Verhältniß zwischen Phantasie und Verstand, seine Neigung zu Selbstbezweiflung und Träumerei, sodann sein leidenschaftliches Gefühlsleben, das sich doch nicht mitzutheilen vermag — dies alles sind Factoren, denen, wenn auf ihrem Grunde ein verhältnißmäßig gesundes und nicht völlig unglückliches Leben entstehen sollte, ein zum Handeln aufgelegtes, muthiges Wollen zugesellt sein mußte. Dies ist nun bei Grillparzer nicht der Fall. Sein ohnehin schwächliches Willensleben stellt sich, wenn man jenen jähen Wechsel, jene Zerrüttungen und Einpressungen berücksichtigt, geradezu als ein erschreckendes Zuwenig dar.

Grillparzer war eine im Wesentlichen passive Natur. Er wußte dies selbst. Wir hören ihn von seinem »angeborenen Hang zur Unthätigkeit« (Laube, 55), von seiner »wienerischen Trägheit« (Ergänzungsband VI, 149), von seiner »Neigung zum passiven Geistesgenuß« (Jahrbuch III, 169) reden. Es ist dies nicht dahin zu deuten, als ob er ein Nichtsthuer gewesen wäre. Wir finden vielmehr, daß er sehr viel las, sich über das Gelesene selbständige Gedanken machte und diese zum großen Theil aufzeichnete. Was wir aber vermissen, dies ist ein derartiges Sichaufraffen, sich in Zug und Schwung Bringen, daß durch zusammenhängende Arbeit ein dauerndes, freudiges Interesse entstanden wäre. Er bekennt selbst (1830), ihm sei die standhaft verfolgte, folgerechte Arbeit fremd geworden (Jahrbuch III, 185). Abgesehen von seinen Studien zu Lope de Vega, ist es mehr ein zerstreutes Vielerlei, was

er treibt. Und von einer Ausfüllung seines Inneren durch sein Amt kann auch nicht entfernt die Rede sein. Er bekennt in seinem Gesuch um die Stelle eines Vorstehers der Wiener Universitätsbibliothek (1834) offen, daß seine Geschäfte im Archiv in grellem Widerspruch mit seinen literarischen Bestrebungen stehen und auf diese den ungünstigsten Einfluß ausüben (Jahrbuch II, 73).

Bei einer so gearteten Willensnatur ist von vorneherein zu vermuthen, daß gegenüber den verschiedenen Kreisen und Lagen des Lebens sich im Entschließen und Handeln ein Mangel an Stärke und vor Allem am Treffen des Richtigen fühlbar machen werde. So ist es in der That bei Grillparzer. Was er an so vielen seiner Gestalten geschildert hat, trifft an ihm selber zu: mit einer einseitig entwickelten Innerlichkeit hängt Unsicherheit, Ohnmacht, Fehlgreifen des Willens zusammen und hieraus wieder entspringt eine Stellung zum Leben, die diesem nicht gewachsen ist. Mit siebenunddreißig Jahren sagt Grillparzer, er sei einmal bestimmt, zu irren bis ans Ende seiner Tage (Jahrbuch III, 170) und noch als hoher Siebziger gesteht er, auf sein Leben zurückblickend, immer gescheit gedacht und dumm gehandelt zu haben (III, 234).

Ich habe in dem Capitel meines Buches, das die Ueberschrift trägt: »Das Tragische in Grillparzers Charakter« ausführlich über seine Lebensscheu und Lebensohnmacht gehandelt; ich habe sein Verhältnis zur Oeffentlichkeit, zum Publikum, zur Geselligkeit, zu den Frauen, die er liebte, zu den Zuständen in Deutschland und Oesterreich betrachtet, und überall begegnete ich der allzu innerlichen, übermäßig mit und in sich selbst zu schaffen habenden Natur des Dichters, die dem Andringen der Außenwelt gegenüber die Waffe des Wollens nicht zu führen verstand. Ich kann mir daher ersparen, hier auf diese Seiten einzugehen, denen ich noch an der Hand der im zweiten Bande des Jahrbuchs veröffentlichten Tagebuchblätter das Unvermögen, seine Amtsgeschäfte

mit seinen inneren Beschäftigungen »nur einigermaßen auszugleichen« (Jahrbuch II, 255 f.), hinzufügen könnte*).

Natürlich mußte dieses Nichtkönnen gegenüber dem Leben nun auch wieder auf seine Selbstquälerei und das Erlahmen seiner Dichterkraft fördernd einwirken. Niemand freilich wird verkennen, daß die äußere Lage, unter der Grillparzer sich zum Dichter emporzuarbeiten hatte, sowohl im Kleinen als im Großen von überaus schwieriger Art war. Und er hat in einem hohen Grade Recht, wenn er dem »schändlichen Geistesdruck« in Oesterreich, »dem ewigen Markten und Quärgeln der Kritik« und allgemeiner der »Prosa« der ihn umgebenden Verhältnisse die Schuld an seinem dichterischen Erlahmen beimißt (2. Aufl. X, 322, 445; Ergänzungsband VI, 147; Jahrbuch III, 169). Allein ein Mann, der größeren Muth als Grillparzer besessen hätte, seine Individualität durchzusetzen (Jahrbuch II, 248), der weniger »inoffensiv» (Jahrbuch II, 261) gewesen wäre, hätte sich selbst so schwierigen Verhältnissen gegenüber auch als Dichter siegreicher durchzusetzen gewußt.

Das Zuwenig, das Grillparzer an Willen besaß, tritt nun in noch grellere Beleuchtung, wenn man seine Ueberempfindlichkeit und Uebererregbarkeit gegenüber den Eindrücken der Außenwelt ins Auge faßt. Er berichtet von verschiedenen Fällen, wo sich ihm gewisse Empfindungen oder Vorstellungen in krankhafter Weise steigerten und seltsame Störungen des Empfindungs-, Stimmungs- und Vorstellungslebens im Ge-

*) Die mit dem Gleichmuth stolzen dichterischen Selbstgefühls auf die Archivgeschäfte als auf ein Nebenherlaufendes herabsehenden Verse (III, 194):

> Hier sitz ich unter Fascikeln dicht,
> Ihr glaubt: verdrossen und einsam —
> Und doch vielleicht, das glaubt ihr nicht,
> Mit den ewigen Göttern gemeinsam —

stammen aus der Zeit seines höheren Alters (1855).

folge hatten*). Viel wichtiger aber als solche krankhafte Störungen ist der Umstand, daß ihm überhaupt die Eindrücke vorwiegend Unlustgefühle bereiteten und so zur Last wurden. Er verstand nicht, die Bedingungen seines Lustgefühls den Eindrücken anzupassen. Mit fast allen Menschen war ihm der Umgang zuwider; er hielt es unter Menschen nicht lange aus (Jahrbuch III, 186, 189). Seine Briefe aus den Bädern, die er in höherem Alter aufsuchte, zeigen uns ein unaufhörliches Klagen über die Verhältnisse, unter denen er in den Bädern weilte (Jahrbuch I, 131 ff.). Besonders aber gehören verschiedene Gedichte hierher, »Entsagung«, »Der Bann« und andere. Sie lassen ahnen, ein wie ungünstiger Boden für das Entstehen dauernder Genußgefühle des Dichters Seele gewesen sein mag. Schopenhauer hätte aus ihnen für seine Lehre von der haltlosen Natur der Lust Belege schöpfen können. Zu den die Unlustgefühle begünstigenden Bedingungen gehört nun auch das Weitere, daß Grillparzer durch die Eindrücke überaus leicht aus seiner Stimmung herausgeworfen wird. Seine Stimmung ist stets in einem labilen Gleichgewicht; die geringste Veranlassung reicht hin, um einen Umsturz herbeizu-

*) Jahrbuch III, 108: Geruchsempfindung in ihrem Einfluß auf geschlechtliche Empfindungen; III, 136 f. (ausführlicher berichtet Werke 2. Aufl. X, 447): Hallucination und heftige Störung des Gemeingefühls infolge einer unangenehmen Gehörsempfindung; etwas Aehnliches Werke 2. Aufl. X, 447 f.; Jahrbuch III, 137: schauerlicher Eindruck eines Buchstabens; III, 140: Vorstellungsstörungen im Anschluß an den Tod des Vaters; III, 216: Tastempfindung verknüpft mit krankhaftem Gemeingefühl; III, 228: Hallucination während des Spazierengehens; Werke 2. Aufl. X, 446: Hören mit den Schläfen und der Stirnmitte. Seltsame psychische Vorgänge werden auch Jahrbuch III, 136 (Nummer 40), 147 (Nummer 66), 159 (Nummer 85), 180 f. (Nummer 117), 219 (Nummer 160) erzählt. Hierher gehört auch die »unbeschreiblich widerliche Empfindung«, die ihn bei der Aufführung seiner Ahnfrau überfiel, derart, daß er den Vorsatz faßte und auch hielt, nie mehr der Vorstellung eines seiner Stücke beizuwohnen (2. Aufl. X, 80, 452).

führen. Er fühlt sich mit Schmerz als einen »Menschen der Stimmung« (Jahrbuch III, 184 f.); ein »ewiger Wechsel der Empfindungen« quält ihn (2. Aufl. X, 452). Jede stärkere Gemüthsbewegung, auch wenn sie angenehmer Natur ist, unterwirft ihn wahren seelischen Krämpfen (2. Aufl. X, 444). Er ist — hierin Hölderlin ähnlich — eine, wie er selbst sagt, »zu berührbare Natur« (2. Aufl. X, 446). Er ist einseitig aufs Stille und Enge angelegt und hält den Zusammenstoß mit der Außenwelt nicht aus. So ist Grillparzer, wie so viele seiner Gestalten, an dem Typus des stillen Sinnes in einseitiger Weise betheiligt. Er bekennt, daß etwas Einsames in seiner Natur sei (Jahrbuch III, 231; 2. Aufl. X, 99).

Mich hat der Menschen wildbewegtes Treiben
Im Innersten verwirret und zerstört (II, 35).

So preist er auch zu wiederholten Malen die Sammlung, die sich von den störenden Einflüssen der Außenwelt nicht beirren lasse, als Muster alles Großen (I, 157; II, 35; VII, 47). Er mochte lebhaft fühlen, wie sehr es ihm an dieser Unangreifbarkeit seines Inneren fehle. Jetzt erst wird das Mißverhältniß zwischen seinem schwachen Willen und seiner unselig entwickelten Innerlichkeit in voller Schärfe deutlich.

So ungefähr stellt sich mir die Natur Grillparzers dar in ihrer widerspruchsvoll aufgewühlten Tiefe, in ihren feindselig gegeneinander gekehrten Seiten, in ihrer kühnen, zarten und schwächlichen Innerlichkeit, in ihren Plötzlichkeiten, Stockungen und Verhärtungen. In grausamer Selbsterkenntniß sagt er von sich, daß »das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise« in seinen inneren Zuständen alle Vorstellungen übersteige (Jahrbuch III, 165; vgl. 119).

Ich möchte nun nicht so verstanden sein, als ob diese Zuspitzung seiner dissonirenden Natur sich nur von innen her vollzogen hätte. Ich weiß sehr wohl, daß mannigfaltige äußere

Verhältnisse seine Geistesart in immer schlimmere Zerrissenheit hineintrieben. Doch diesen äußeren Einflüssen nachzugehen, liegt völlig außerhalb meiner Aufgabe. Für mich kommt es darauf an, daß, mag man das Bestimmende dieser Einflüsse höher oder niedriger anschlagen, jedenfalls Grillparzers Innenwesen das von mir charakterisirte Gefüge thatsächlich besaß.

Daß eine solche Mischung von Eigenschaften, so erschwerend sie einerseits für das dichterische Schaffen Grillparzers war, ihm doch anderseits gerade die Gestalten, die er bevorzugte, mit einem Grade von Originalität, Kühnheit und Feinheit, den zu erreichen ihm sonst unmöglich gewesen wäre, gelingen ließ, habe ich in meinem Buche so nachdrücklich hervorgehoben, daß ich darauf nicht mehr zurückkomme. Dagegen möchte ich auf eine andere gute Seite hinweisen, die jene eigenthümliche Verbindung von Anlagen für Grillparzer hatte. Ihm konnte die Dichtkunst niemals zu einer angenehmen Ausfüllung müßiger Stunden, zu einer ins Triviale und Mechanische herabsinkenden Beschäftigung werden. Dem glücklich Liebenden wird das geliebte Wesen leicht zur Gewohnheit; dem unglücklich Liebenden steht es dauernd als ein Ideal vor der Seele. So ging es Grillparzer mit der Muse der Dichtkunst, zu der er sich — nach seinen eigenen Worten — in der Stellung »eines von ihr vergessenen Liebhabers« fühlte (Jahrbuch III, 212). Er hat nicht zu viel behauptet, wenn er sagt: »Für mich war die Poesie immer ein Heiliges, eine Feiertagsfeier und kein Werktagsgeschäft« (Jahrbuch III, 170). Und so steht denn auch jedes seiner Dramen als ein von der Muse geweihtes Kunstwerk da.

Und auch der Tapferkeit sei nicht vergessen, die, besonders in der späteren Zeit, sein dichterisches Schaffen begleitete. Wieviel mißmuthiger, untergrabender Stimmungen mußte er Herr werden, um seine späteren Schöpfungen hervorzubringen. Es war ein Dichten im Kampfe mit inneren Feinden, die sich vernichtend gegen seine Dichterkraft wandten. Und über-

haupt ist Grillparzer, bei all seiner Weichheit und Hilflosigkeit, auch als tapferer Kämpfer zu preisen. Auch abgesehen von seinem Dichten, hat er den bösen Mächten in seiner Brust Kraft, ja Hartnäckigkeit entgegengesetzt. Er ruft in finsterer Stunde die Hartnäckigkeit mit dem starren Auge als seine Muse an (5. Aufl. III, 101; vgl. Jahrbuch II, 251). Freilich war es nicht die Tapferkeit der Thatkraft, des freudigen Muthes, aber er gab doch sein besseres Selbst auch nicht einfach preis. Bei allem Zurückweichen und Aufgeben der innegehabten Stellungen vertheidigte er doch mit einem nicht geringen Rest straffer Kraft eine letzte kleine Festung in seinem Innern gegen die anstürmenden Feinde. Nicht selten ruft er in den Tagebuchblättern seine Kräfte auf, um sich, wenn auch ohne Hoffnung auf Sieg, doch gegen die äußersten Consequenzen seines inneren Unglücks entschlossen und zäh zu wehren (Laube, 50, 56; Jahrbuch I, 110; III, 161 f. u. s. w.). In diesem Widerstande hatte er an seiner starken, nüchternen Denkkraft einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen; nicht nur weil er sich seinen eigenen Zustand klar und eindringend zurechtzulegen wußte, sondern auch weil in seinen selbstquälerischen Stimmungen die Fähigkeit, sich über das Gelesene und Erlebte selbständige Gedanken zu machen, sein Kraftgefühl stärken mußte. Es gewährt wahre Freude, in seinen prosaischen Aufzeichnungen den Urtheilen seines hellen, unverblendeten Verstandes zu folgen. Mit zunehmendem Alter, als an die Stelle der Aufwühlungen seines Inneren eine müde Entsagung trat, fand er auch in dem epigrammatischen Witz — erst etwa von 1835 an sprühen die Epigramme reichlicher hervor — eine willkommene Belebung und Befreiung.

Schließlich sei noch auf eine wahrhaft rührende Synthese in seinem Wesen hingedeutet. Grillparzer, dieses widerspruchsvolle, sich in gefährliche Tiefen zerreißende Gemüth, war doch zugleich ein einfacher, im besten Sinne natürlicher Mensch. Er ist von »Widerwillen gegen das Komödiespielen

jeder Art« erfüllt; besonders unleidlich ist ihm »das Sich-höhergeben« (Jahrbuch III, 181 f.). Seine inneren Kämpfe spielen sich im Element scheinloser Unmittelbarkeit ab. Interessantthuerei, Hinaufschraubung seiner Schmerzen, sentimentales Sichwiegen darin — dies lag ihm gänzlich fern. Durch den Gegensatz seines Wesens zu diesen Vornehmthuereien scheidet er sich auch sehr bestimmt von Naturen wie Rousseau und Byron, denen er in anderen Beziehungen doch so nahe steht. Und ebenso empfindet er Zeit seines Lebens Mißtrauen, ja Widerwillen gegen »Tiefsinn« und »Scharfsinn«, denen er in einem Epigramm (III, 212) den »Natursinn« als das Höhere gegenüberstellt. Diese seine »ausschließende Vorliebe für Einfachheit und anspruchslose Herzensgüte« (Jahrbuch III, 191) bringt in unseren Umgang mit ihm etwas Trauliches. Und schließlich ist es der Oesterreicher, den wir in dieser Hinsicht aus ihm lebhaft herausfühlen. In einem Briefe an König Ludwig II. von Bayern schreibt er, daß den Oesterreicher und Bayer, im Gegensatze zu den Bewohnern des übrigen Deutschland, »Natürlichkeit« auszeichne (Jahrbuch I, 268). Der warme, frische Naturton, der dem deutsch-österreichischen Wesen etwas so angenehm Gewinnendes gibt, weht uns auch aus den Werken und der Persönlichkeit des größten österreichischen Dichters wohlthuend an.



Grillparzers

„Der arme Spielmann".

Von

Hieronymus Lorm.



»Auch Bücherdeckel sind zuweilen Sargdeckel,
die sich niemals mehr öffnen, obgleich sie
nicht eines Menschen sterbliche, sondern
seine unsterblichen Reste umschließen.

Ego.

Niemals konnte ich das Widerstreben des Gemüthes gegen Commentare zu Dichterwerken oder gegen angeblich ein tieferes Verständniß vermittelnde Angaben aus dem Privatleben berühmter Schriftsteller und Künstler überwinden. In meinem Buche der Betrachtung: »Der Abend zu Hause« habe ich mich gegen diese in Deutschland so stark wuchernde Unsitte aus dem Gesichtspunkte ausgesprochen, daß es Bedingung des Kunstwerkes sei, zu seiner Auffassung keine unkünstlerischen Beziehungen nothwendig zu machen, in sich abgeschlossen zu sein, den Schlüssel zu seinem Verständniß rein in sich selbst zu tragen.

Etwas ganz Anderes als das Suchen nach außerhalb der Kunstwerke liegenden Motiven, ist die Vertiefung in ein geliebtes Dichterwerk zu dem Zwecke, aus dem Werke den Menschen selbst, der es geschaffen hat, zu construiren, ohne Beihilfe von Mittheilungen, die nicht in der gegebenen Dichtung selbst liegen. Ich habe mir dazu Grillparzers »Der arme Spielmann« erwählt, obgleich eine solche Construction aus jedem bedeutenden Werke herzustellen wäre, aus Tragödien, die im fernsten Alterthum spielen, ebenso gut wie aus Erzählungen, welche die nächste Gegenwart zum Schauplatze haben. Für die Poesie ist der Stoff nur ein Symbol, dessen Formen von einer bestimmten Zeit abhängig sein

können; unwandelbare Poesie ist nur, was auf dem Grunde zu erschauen ist, nachdem der Dichtergeist die Formen durchsichtig gemacht hat. Diese Herstellung der Durchsichtigkeit, ohne welche poetische Wirkung überhaupt nicht möglich wäre, ist die ganze Aufgabe des Realismus — wer aber wollte behaupten, daß dies auch die ganze Aufgabe der Poesie wäre? Das Ewige legt nur der besonders geartete Mensch in sein Kunstwerk hinein, und ich hätte mir daher Grillparzer aus jedem seiner Werke construiren können. Allein seine einzige Novelle, weil er keine andere geschrieben hat, ist auch eine in ihrer Art einzige Novelle, in welcher Tagebuch und Kunstwerk, das zarteste subjective Empfinden des schaffenden Dichters und die objectivste Gestaltung der geschaffenen Figuren zu einem wunderbaren Ganzen in der Weise kunstgerecht verschmolzen sind, daß beide Momente einander nothwendig bedingen. Das gleich gewichtige Hervortreten des Subjectiven aus dem Epischen rückt im »Spielmann« den Menschen uns näher als in irgend einem anderen seiner Werke.

Schon die Zeit, in der die kleine Geschichte sich ereignet, muß man als eine für den Menschen vielbedeutende erkennen, auch ohne irgend welche biographische Daten zu Hilfe zu nehmen. Es war die Zeit der Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts und der Schauplatz ist Wien. Wien aber war damals eine vor den Augen Europas tief versteckte Stadt, von einer Unschuld und Naivetät des geistigen Lebens, daß den Menschen je nach der Beschaffenheit ihres Wesens nur die Wahl blieb, entweder in der Sinnlichkeit wie Clarence im »Fasse Malvasier« gemüthlich zu ersticken oder den Durst nach einem lebenswerthen Inhalt des Lebens durch Grübeleien im eigenen Innern, durch Selbsterforschung zu stillen. Nicht einmal das Salz der Opposition war noch vorhanden, von welchem einige Körner erst durch die Pariser Juli-Revolution von 1830 und die darauf folgende deutsche Literaturepoche nach Wien verstreut wurden. Beglückt und selbstzufrieden entwickelte sich das Wiener Leben, kaum daß der

Rest eines unterdrückten und sich jetzt selbst belächelnden Josefinismus den seligen Traum störte, wie ein unwillkürlicher Flügelschlag die Ruhe eines eingeschlummerten Vogels.

In solcher Zeit war auch das einzige Institut für öffentliches Leben des Geistes, das Burgtheater, etwas ganz anderes als die gegenwärtig lebende Generation aus der Zeit in Erinnerung hat, da dieses Theater noch auf dem Michaelerplatze stand. Es bildete keinen Mittelpunkt der intellectuellen Bedürfnisse aus dem einfachen Grunde, weil die letzteren selbst nicht vorhanden waren, und der für die Wiener Gesellschaft so charakteristische Zudrang zu einer Première war so unbekannt, wie damals dieses Wort selbst in seiner dramatischen Bedeutung.

Es mangelte an hervorragenden Dichtern und folglich auch an dem Ehrgeiz, für das Theater im höheren Sinne zu wirken, wie es im Publikum an Spannkraft und brennendem Interesse für die Sache mangelte. Shakespeare und die deutschen Classiker wurden nur in argen und oft lächerlichen Verstümmelungen aufgeführt; Kotzebue und Iffland waren zwar damals noch nicht veraltet, wurden aber zu oft gespielt; das Theater der zeitgenössischen, romantischen Schule konnte in Rücksicht auf kümmerliches Verständniß und mehr noch auf die großen Kosten der Ausstattung nur mäßigen Eingang finden; für die Einbürgerung des modernen Theaters sorgten nur Kurländer, C. W. Koch und Castelli durch fleißige Uebersetzungen aus dem Französischen.

Viel geringer als in den Jahren unmittelbar nach dem Wiener Congreß, als die Frauen des Hauses Eskeles & Pereira, durch verwandtschaftliche Verbindungen mit Paris und Berlin, vornehme Geister nach Wien zogen, war zehn Jahre später, gegen Ende der Zwanzigerjahre, die Intelligenz in der Wiener Geselligkeit vertreten. Eine der hauptsächlichsten geistigen Autoritäten, um die sich ein großer Kreis gläubig und andächtig versammelte, trug einen Unterrock, hieß Karoline Pichler und gab ästhetische Vorschriften aus, von denen

die wichtigste dahin lautete, daß was nicht von jungen Mädchen ohne Schaden für ihre Moral gelesen werden könne, auch nicht gedruckt werden dürfe, überhaupt nicht in die Literatur gehöre.

Unter dem Himmel einer derartigen literarischen Weltanschauung konnte natürlich an eine würdige Werthschätzung heimischer Dichtkunst, namentlich aber des freien dramatischen Dichters nicht gedacht werden. Grillparzer selbst erlebte in dieser Beziehung einen kleinen Vorgang, der meines Wissens bisher noch nicht öffentlich erzählt wurde. Man studirte im Burgtheater eifrig für die erste Aufführung von »König Ottokars Glück und Ende«. Der Dichter selbst betheiligte sich an den Proben, was er später und bei »Weh' dem der lügt« zu seinem großen Nachtheile nicht mehr gethan hat. Das große Personal des Stückes nahm sämmtliche Angestellte des Burgtheaters in Anspruch und eine einzige Unbrauchbarkeit hätte die Aufführung in Frage gestellt. Dies erschwerte die Arbeit bei den Proben, und ganz erschöpft rettete sich Grillparzer eines Tages nach der Probe in sein Speisehaus, den Matschakerhof. — Eine Intendanz im modernen Sinne gab es damals nicht; die Leitung des Hoftheaters gehörte zum Ressort des Oberst-Kämmerers Fürsten Dietrichstein. Dieser gab ein Beispiel seiner dramaturgischen Erleuchtung und seiner Achtung für die Person des Poeten, indem er dem Dichter des »Ottokar« einen untergeordneten Theaterdiener, der nur Botendienste zu verrichten hatte, in den Matschakerhof nachsandte. Grillparzer hatte sich noch nicht zum Mittagessen niedergesetzt, als er im Angesichte der übrigen Gäste des Speisesaales aus dem Munde des Theaterdieners folgende dramaturgische Weisung vernahm: »Der Herr Oberst-Kämmerer lassen Ihnen sagen, wann's wieder a Stuck schreiben, solln's nit so viele Personen hineinbringen, 's ist ja gar kein Auskommen.«

Diese Harmlosigkeit und Naivetät in den obersten Regionen des Geistes konnte den Dichter nicht verdrießen, denn

sie bildete eine untrennbare Einheit mit dem ganzen Wiener Volksthum jener Tage. Wie aber dieses von Grillparzer angeschaut wurde, mit welcher Innigkeit des Gemüthes und welch' erleuchteter Weisheit, darüber geben uns gleich die ersten Seiten der Tagebuch-Novelle »Der arme Spielmann« einen wunderbar schön geformten Aufschluß. Er ist in der Schilderung des im alten Wien so berühmt gewesenen »Brigittenauer-Kirchtags« enthalten und lautet: »Als ein Liebhaber der Menschen, besonders wenn sie in Massen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergessen und sich als Theile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt — als einem Solchen ist mir jedes Volksfest ein eigentliches Seelenfest, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entsprungenen Plutarch, lese ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Aeußerungen, mir die Biographien der unberühmten Menschen zusammen und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obscuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne, und in der jungen Magd, die halb wider Willen dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen.«

Das ist in der That ein Blick in die metaphysische Tiefe des Volksthums überhaupt, und gerade das wienerische Volksthum jener Tage bot sich wie später nicht mehr solchem Blicke dar. In ungebrochener Uebereinstimmung mit der Beschaffenheit der Welt, also ungestört von politischen und socialen Ideen, ahnungslos, daß irgend eine Veränderung der Dinge und Zustände möglich oder auch nur denkbar sei, glich unser Volksthum in jenen Tagen einer mächtigen Naturerscheinung, die nicht an ihrem ewigen Bestande zweifelt, die in sich be-

glückt und ohne Klage allen etwaigen skeptischen Schmerzensfragen Einzelner die glückselige Antwort gibt: da zu sein und sich des Daseins zu freuen.

Erst mit dem Eindringen von Theorien, die über den blinden Glauben und über tief eingepflanzte gesellschaftliche Traditionen hinausgehen, wird dieser Friede des Volksthums und das Erquickliche seiner Erscheinung zerstört. Durch jenes Eindringen des Geistes einer fremden Weltanschauung löst sich, soweit eben die Macht des Neuen reicht, die Masse in Individuen auf, denen der Conflict zwischen der Gemüthseinfalt und den plötzlich an sie gestellten geistigen Forderungen wie ein Unglück fühlbar wird, und ein Sturm von Unzufriedenheit wühlt das einst so friedliche Naturelement auf. — Indessen hat auch dieses Kämpfe, Opposition, Haß und Widerstreben, weil es überhaupt Leben hat, nur daß die Feindseligkeiten, denen sich ein so friedensvolles Volksthum überläßt, nicht den Staat und besondere Stände, sondern allgemeine menschliche Schwächen betreffen und deshalb in Heiterkeit und Lachen münden.

Jede Zeit schafft sich zur Behauptung ihres specifischen Geistes die dazu nöthigen geistigen Kräfte, und so war es historische Vorbestimmung, daß gerade in die Zwanzigerjahre das Aufblühen und der größte Erfolg der Raimund'schen Volksstücke fiel. Im Gegensatze zu den späteren Productionen dieser Art, die mit brennender und tief einschneidender Satyre schon bestimmte Zustände geißeln, behandeln »Der Bauer als Millionär«, »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« u. s. w. allgemeine Tendenzen, sozusagen philosophische Lebensfragen, und zeitigen dadurch statt der stacheligen Aepfel des Spottes und der Verhöhnung die Edelfrüchte des Humors. Dieser war das richtige Organ für die harmlose Lach- und Verspottungslust des damaligen Wiener Volkes, und indem er nur die ewig mit der Menschennatur verbundenen Gebrechen traf, kam er auch von dieser Seite dem Ewigen im Volksthume entgegen, oder, wie Grillparzer in der soeben ange-

führten Stelle sagt, dem »Göttlichen«, das in den Massen liegt, wenn sie sich als ein von besonderen Interessen losgelöstes Ganzes fühlen. In der Grillparzer'schen Bezeichnung drückt sich eben die metaphysische Tiefe des Volksthums aus, das Unaussprechliche, welches entweder stillschweigend im Gemüthe nachempfunden oder nur mit der höchsten Kunst zu einer erkennbaren Gestalt herausgebildet werden kann.

»Der arme Spielmann« ist eben die mit höchster Kunst herausgebildete Gestalt des Unaussprechlichen, das im Leben mit einer gewissen heiligen Unbeholfenheit sich geberdet, im Innersten aber die tiefsten und schönsten Geheimnisse des Menschenherzens hegt. Da mir jedoch, wie gesagt, zunächst darum zu thun ist, den Menschen in dem Dichterwerke zu erkennen, das er geschaffen hat, so bleibe ich noch bei einer der Stellen, welche das Aufblühen des Künstlerischen aus dem subjectiven Tagebuche bezeichnen. Es heißt hier:

»Ich versäume nicht leicht, diesem Feste beizuwohnen. Als ein leidenschaftlicher Liebhaber der Menschen, vorzüglich des Volkes, so daß mir selbst als dramatischem Dichter der rückhaltslose Ausbruch eines überfüllten Schauspielhauses immer zehnmal interessanter, ja belehrender war, als das zusammengeklügelte Urtheil eines an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blute ausgesogener Autoren spinnenartig aufgeschwollenen literarischen Matadors.« Wie eine einzige Perle den Werth eines Königreiches enthalten kann, so umschließt die kleine Stelle ein ganzes volles Menschenleben, wenigstens nach der Richtung hin, die für die Stimmung, die Lebenstendenz, die rein menschliche Erscheinung des Dichters so entscheidend war; die kleine Stelle umschließt das Verhältniß Grillparzers zur deutschen Literatur-Kritik. Es wäre gefehlt, an die Betrachtung dieses Verhältnisses eine literarische Polemik gegen abgethane oder zeitgenössische Behandlung der Dichter von Seite der Kunstrichter zu knüpfen. Das hieße, die Tragik, die jedem wahren und deshalb isolirten Geistesstreben innewohnt, in den Staub herabziehen, den das all-

tägliche Bewegen und Ringen geistiger Kräfte im Leben des Tages jederzeit aufwirft. Es handelt sich bei unserem Gegenstande vorerst um den allgemeinen sittlichen Werth der Literaturgeschichten, durch deren Verhalten Grillparzer am meisten gelitten hat.

Das Publicum empfängt solche Bücher mit gläubigem Vertrauen auf die gründliche Erforschung jedes einzelnen Dichters, jedes einzelnen Werkes, wovon in der betreffenden Literaturgeschichte die Rede ist. Wie könnte es auch anders! Die Urtheile werden mit solcher Bestimmtheit, mit so selbstzufriedener Sicherheit abgegeben, daß ein Zweifel an der Selbstprüfung, am Selbstlesen des Besprochenen eine Verurtheilung des Geschichtsschreibers wäre, dessen Führung man sich doch anvertraut.

Nun geht es weit über die körperliche Organisation eines einzelnen noch so kräftigen Menschen hinaus, die Hunderte und aber Hunderte von Büchern, von denen in der Literaturgeschichte die Rede ist, mit der Hingebung und Vertiefung zu lesen, wie zu einem sicheren und maßgebenden Urtheile nothwendig ist. Man täuscht also, indem man sich, wie so oft in flüchtigen Journal-Artikeln geschieht, einer landläufigen Phrase bedient, welche den Stempel nicht aus der eigenen Lecture, nicht aus Selbstprüfung hervorgegangen zu sein, schon an der Stirne trägt. Literatur-Geschichten wollen aber nicht wie der Journal-Artikel für den Tag, sondern für das Jahrhundert Geltung behaupten.

Bei Gervinus kam viel hinzu, um seine Oberflächlichkeit und anmaßende Geringschätzung bei Beurtheilung eines Dichters aus dem katholischen Oesterreich naturgemäß zu erklären. Religiös und politisch als fanatischer Vertreter des protestantischen Princips, welches ihn auch allein zu seiner Verherrlichung Shakespeare's geführt hat, sowie als tonangebender Leiter der damals sogenannten »kleindeutschen« Partei, war er nicht zu einer gerechten Würdigung österreichischer Erscheinungen gestimmt. Bei Vilmar, dem con-

servativen und ultramontanen Geschichtsschreiber, ist die bezügliche Mißachtung eine leichtfertige Inconsequenz. Noch in der Auflage von 1860, also zu einer Zeit, in der Grillparzer die ganze Reihe seiner auf die Nachwelt kommenden Werke bereits vollendet hatte, existirte für Vilmar nichts als die »Ahnfrau«, angereiht an die Dramen Müllner's und Houwald's und abgethan mit einer der oben erwähnten landläufigen Phrasen: »Das Widerspiel aller Poesie«.

Etwas vertrauter hat sich in seiner »Literatur-Geschichte aller Völker« Johannes Scherr mit den Werken unseres Dichters gezeigt, und indem er, wenn auch ohne die classische Bedeutung Grillparzers im Geringsten zu ahnen, »Des Meeres und der Liebe Wellen« mit Feuereifer preist, erfrischt er den Leser seiner »Geschichte« mit einem individuellen Urtheile.

Wie gleichgiltig fallen heutzutage alle diese Kritiken in das Nichts zurück, gegenüber dem Ruhme, der für Denjenigen, dem sie gelten, endlich auch in Deutschland aufgegangen ist! Daraus aber zu folgern, daß Grillparzer sich mit der Zukunft hätte trösten und seine Vereinsamung nicht so bitter hätte empfinden sollen, wäre eine Verkennung der menschlichen und der dichterischen Natur. Was die Zukunft betrifft, so konnte ihre Spur dem Lebenden selbst damals noch nicht erkennbar werden, als man in Wien unter großartigen Manifestationen die Vollendung seines 80. Lebensjahres feierte. Damals war noch Wallishauser auf dem »Hohen-Markt« sein Verleger und die Magazine dieser Buchhandlung waren mit den unverkauften Exemplaren der Dramen Grillparzer's angefüllt. Nachdem sie vierzig Jahre früher, unmittelbar nach dem Erscheinen, neue Auflagen erlebt hatten, ließ die darauf gefolgte Generation die Werke ungelesen liegen, dieselbe Generation, welche sich eben zu den großartigen Ovationen für den Dichter anschickte, nicht anders, als wäre sein größtes Verdienst in dieser Welt gewesen, 80 Jahre alt zu werden.

In gewisser Verbindung mit solchen Huldigungen der Oeffentlichkeit, bestechend im Scheine, haltlos im Wesen, steht ein Brief, den um dieselbe Zeit ein »Matador«, wie Grillparzer sagt, aus Deutschland an ein angesehenes Wiener Blatt richtete, zur Bekräftigung deutschen Antheiles an der österreichischen Dichterfeier. Der Brief nannte »Das goldene Vlies«, »Sappho«, »Traum ein Leben«, »Medea« — ahnungslos der Zusammengehörigkeit der zuletzt angeführten Tragödie mit der zuerst genannten Trilogie. Es hatte sich also in Deutschland nichts geändert seit der Zeit, als man den ganzen Grillparzer in Zacharias Werners »Der 24. Februar« stecken glaubte, weil dieses Trauerspiel der Ursprung der Schicksalstragödien war.

Mit 80 Jahren war der Dichter dem Kummer über seine Ausschließung aus der deutschen National-Literatur ohne Zweifel längst enthoben, allein, daß das Gefühl dieser Trennung von Deutschland und von der großen Popularität überhaupt die Denkungsweise seiner reifsten Mannesjahre bestimmt hatte und gewissermaßen seine Lebenstendenz geworden war, wofür ja die eben angeführte Stelle aus dem »Spielmann« ein kleines Zeugniß liefert, muß bei einer Betrachtung des Menschen umsomehr ins Auge gefaßt werden, als jenes peinliche Gefühl keineswegs aus gekränktem Ehrgeiz, aus getäuschter Ruhmsucht oder gar aus gemeiner Dichtereitelkeit erwachsen ist. Ehe man jedoch die wahre Wurzel aufdeckt, ist es nothwendig, die Früchte einer so herben Lebensstimmung zu zeigen. Mit immer tieferer Abneigung gegen die modernen Ideen, Bestrebungen und Formen der deutschen Literatur und gegen die Einwirkung derselben auf das öffentliche Leben, hielt er einerseits an den Lieblingspoeten seiner Jugend, andererseits an dem naiven Volksthum seiner Heimat fest. Daraus entstand mitten in der gebildeten Welt, die ihn in den Vierzigerjahren sogar schon in Wien von allen Seiten umwogte, eine Isolirung, für die nichts bezeichnender ist, als sein Tagebuch aus dem Bewegungsjahre

1848, ja gerade aus dem Anfange dieser Bewegung, dem 13. März.

Man hatte ihm vorausgesagt, daß sich an diesem Tage etwas ereignen werde, was einer Revolution ähnlich sähe, und da die Sache von den Studenten ausgehen sollte, so verfügte er sich gegen Mittag zunächst auf den Universitätsplatz, den er zu seinem Erstaunen ganz leer fand. Von hier aus verfolgte er den Weg, den ein Studentenzug zum Landhause in der Herrengasse genommen haben konnte. Ueberall ist es still wie an gewöhnlichen Tagen, die Leute gehen ruhig ihren Geschäften nach und er kann sich nur wundern und wieder wundern, daß etwas ganz Unglaubliches vollzogen werde: eine Revolution ohne Volk. Er, der das schärfste nd erschöpfendste Verdammungsurtheil über Metternich's letzte Regierungsjahre gefällt hatte, er, der in seiner bureaukratischen und in seiner dramatischen Laufbahn durch die Beamtenwirthschaft und die Censur so viel gelitten hatte und einer der Ersten gewesen war, die kurz vorher von Hammer-Purgstall ausgegangene Denkschrift gegen die literarische Präventiv-Polizei zu unterfertigen, er, der wie Niemand besser die unhaltbaren Zustände seines Landes kannte — im Augenblick der Umwälzung vermißte er, was ihm allein als das wirkliche Lebenselement der Außenwelt von jeher gegolten hatte. Er vermißte die Herzens- und Schmerzensrufe des Volkes und sah sich einer blos rhetorischen Revolution gegenüber, angefüllt mit aus Paris überkommenen Schlagwörtern und aus Deutschland importirten Ideen. Erst in Radetzky hat er später Oesterreich wiedergefunden. Nicht im Traume fiel es ihm bei, daß gerade die anfängliche Nichtbetheiligung des Volkes an der Erlösung von dem finanziellen administrativen und geistigen Elend, das auf ihm lastete, der stärkste Beweis für die Nothwendigkeit einer umgestaltenden Erhebung war. Er entbehrte den volksthümlichen Ausdruck specifisch österreichischer Forderungen und Beschwerden, er vernahm nur, was auch in Deutschland gesagt wurde — und

dies genügte, um ihn zu dem ursprünglichen Fundament seiner Melancholie zurückkehren zu lassen, die man ihm so oft ohne Kenntniß ihrer poetischen Begründung als unmotivirte Grämlichkeit ausgelegt hat.

Ihr schrieb man auch seine frühe Zurückziehung von der Oeffentlichkeit zu, indem man das kleinliche Motiv verletzter Eitelkeit nach dem unglücklichen Bühnenschicksal von »Weh' dem der lügt« beigesellte. Er ließ es dabei bewenden, weil er es nicht der Mühe werth fand und auch zu große Scheu hatte, einen bisher sorgfältig verborgenen Seelenzustand aufzudecken, froh, ihn hinter jener angeblichen Verletzung verstecken zu können. In Wahrheit aber hätte ein Mann, der sich mit gerechtem Selbstgefühl als directen Nachfolger der Classiker ansah, nicht die zufällige Wendung eines Theaterabends zum Leitstern seines Handelns machen können. War ihm doch das Theater so gleichgiltig geworden, daß er sich nicht einmal zu den Proben seines »Lustspieles« eingefunden hatte. Er würde sonst den Mißerfolg vorausgesehen und verhütet haben. Denn Ludwig Löwe, der auf der Bühne keine Spur von Humor hatte, spielte den lustigen Koch mit tragischem Pathos und die ganze Inscenesetzung, langsam, leblos und plump, forderte die Langweile heraus. Was lag daran? Shakespeare und Kleist sind auf der Bühne durchgefallen, was ihrem Ruhm und ihrer Bedeutung nicht im Geringsten Abbruch gethan hat. Für Grillparzers Zurückhaltung nach dem Durchfall des Lustspieles bedurfte es nicht einmal eines psychologischen Motivs, es lag dafür ein guter, ästhetischer Grund vor. Denn die in seinem Pulte gebliebenen und erst nach dem Tode des Dichters vor das Publicum gebrachten Stücke, wie entlegen auch die Zeit sei, in der sie spielen, und wie weitläufig der historische und romantische Apparat sei, den sie mit sich führen, sie haben doch eine intime Verwandtschaft mit der so simpel auf dem modernen Wiener-Pflaster verlaufenden Geschichte des »armen Spielmann«, eine Verwandtschaft, auf die ich zurückkomme, und welche einen wirk-

lichen und dauernden theatralischen Erfolg nothwendig ausschließt.

Das psychologische Motiv jedoch für die freiwillige Weltflucht, für die Vereinsamung, freilich erst, nachdem sie ihm von Außen her aufgedrungen worden ist, also für die Gelassenheit der Entsagung und Ergebung in das Schicksal — »Sei's!« pflegte Grillparzer zu sagen — ist die uralte Tragödie des Prometheus; sie ist auch die Wurzel der Weltabkehr oder »Grämlichkeit« unseres Dichters. Jedes Streben, welches nicht den Gütern dieser Erde gilt, kann eine Tragödie werden, denn bei Verleugnung irdischer Zwecke muß es Feuer vom Himmel rauben. Die künstlerische Gestaltung dieses Feuers pflegt die vergnügt auf dem Erdboden wimmelnde Menge umso fremdartiger anzumuthen, je deutlicher die Gestaltung die Signatur des Ewigen trägt; die Vergänglichen seufzen nach dem Vergänglichen, wenn sie sich künstlerisch ergötzen wollen. Der Gram darüber kann eine Zeit lang wie ein Geier am Herzen des Schaffenden fressen, besonders wenn er den Ruhm der Zeit und das Zeitungslob mit der Unsterblichkeit verwechselt. Zuletzt aber sieht der wirklich Berufene seiner Verkennung und Ignorirung zwar mit einer gewissen unpersönlichen Trauer über die Beschaffenheit der Welt, aber auch mit jener Heiterkeit des Geistes ins Gesicht, welche jede richtige Erkenntniß mit sich führt. Lächelnd empfindet er es als Genugthuung, von den Organen des Kleinlebens »todtgeschwiegen« zu werden und ergötzt sich an der Wahrnehmung, in welcher Form der wirkliche Tod des Schaffenden den künstlichen Schweigetod ablöst. Man hatte sich über die besten Leistungen des Dichters, so lange er lebte, nur flüchtig, weil man sie nicht gelesen, oder ehrlicher, gar nicht ausgesprochen, wie beispielsweise über Grillparzers »Spielmann« — und hundert andere Beispiele dafür an eben erscheinenden Aufsätzen in Jahrbüchern u. dgl. wären nachzuweisen — und kaum ist der Todtgeschwiegene wirklich todt, so werden ihm Ströme von Druckerschwärze nachgeweint.

Der fruchtbare Geist eines Mannes mag zu den Ereignissen der Welt gehören, erst durch sein Sterben wird er zum Tagesereigniß. Ein solches erschöpfend nach allen Richtungen zu behandeln, ist eben der einzige Zweck der bezüglichen Unternehmungen, und wer wollte deshalb Interesse für dasjenige von ihnen fordern, was über die Zwecke des Tages hinausgeht? Dazu kömmt, daß oft in höheren Regionen des Geistes verunglückte Schriftsteller sich jenem Gewerbe zuwenden, und die Mißgunst ist nur menschlich und natürlich, welche sie einem noch Lebenden gegenüber an einer Würdigung verhindert, die ihnen selbst niemals zu Theil geworden ist. Das ist einfach der Lauf der Welt. Trotzdem werden solche Gefühle tapfer überwunden, wenn es der Tageszweck erheischt, wenn nämlich irgend eine literarische Erscheinung zur Mode oder zum allgemeinen Tagesgespräch geworden ist. Dann wird nichts unterlassen, um aus allen Kräften den Götzendienst des Tages zu unterstützen — aber gerade die Götter eignen sich am wenigsten zu Götzen.

Wer in Beziehung auf sein eigenes Schicksal darüber Klage führte, der verdiente nicht, zu den Berufenen zu zählen, denn es würde ihm offenbar die philosophische Einsicht in den naturnothwendigen Lauf der Dinge fehlen. Jedes Geisteswerk von wirklich künstlerischer Bedeutung bedarf zu seiner vollen Wirkung der Mitarbeiterschaft des Genießenden — und wie herrlich müßte die Welt beschaffen, wie nahe ihrem höchsten Culturziele sein, wenn sich Menschen in großer Masse fänden, um an Werken des Geistes genießend mitzuarbeiten, d. h. sie mit Liebe und voll und ganz in sich aufzunehmen! Dies verlangt kein vernünftiger Dichter oder Künstler und begibt sich darum bald jeder persönlichen Klage über die Beschaffenheit des Lebens.

Allein das Zurückdrängen des Kummers über ein individuelles Schicksal läßt noch immer eine objective, eine uneigennützige Trauer zurück, welche in großen Dichtern und großen Menschen überhaupt die eigentliche Wurzel der Me-

lancholie ist. Alles Lehren, alles Schaffen, vom Religionsstifter bis hinab zum Bildschnitzer, hat die Sehnsucht nach geistiger Vereinigung des Menschengeschlechtes zum Ursprung. Wenn sich alle in einem einzigen Gedanken, in einer einzigen Erkenntniß oder auch nur in der Schönheit, in dem symbolischen Ausdrucke der höchsten Erkenntniß durch die Kunst begreifend zusammenfänden, so wäre die Welt erlöst. Die Sprachverwirrung beim Thurmbau Babels war nicht das größte Unglück, ein größeres ist's, daß sich die Menschen in einer und derselben Sprache untereinander nicht verstehen. »Seid umschlungen Millionen!« liegt als Sehnsucht jedem dichterischen Schaffen zu Grunde. Daraus erklärt sich in edelster Weise der Ehrgeiz, der Wunsch nach Erfolg und Popularität. Das Verfehlen dieses Zieles ruft den bittersten, aber würdigsten Dichterschmerz hervor; er wurde in Grillparzer zu gerechter Trauer über Verkennung und Vereinsamung (in Deutschland hatte man seine besten Stücke nicht gegeben), und war die Quelle seiner Melancholie und seiner innerlichen Selbstquälerei, wenn er, wie verschiedene Stellen seiner Tagebücher bekunden, die Ursache verfehlten Strebens in einer Unzulänglichkeit seines eigenen Talentes erblicken zu müssen glaubte.

Groll, Trauer, geheimer Widerstand des Gemüthes gewannen objective, künstlerische Form in der Ironie, in zündenden Witzen, in den zahlreichen treffenden Epigrammen, gegen Dinge, Zustände und die sie vertretenden einzelnen Menschen gerichtet. Dieser Zug beherrschte schon seine Jugendtage in den Gedichten aus Rom und wurde bestärkt durch die Mißhelligkeiten, die ihm aus der Veröffentlichung dieser Gedichte im Wiener Taschenbuch »Aglaja« erwuchsen. Selten, aber dann mit überwältigender Größe, bricht der volle Orgelklang der Lyrik aus ihm hervor und selbst dann vermischt mit elegischer Trauer, wie unter anderen in den ergreifenden Gedichten aus Gastein, die den Wasserfall mit den unvergleichlich brillanten Worten: »an seinem Busen ruht der

Regenbogen und Diamanten schütteln rings sich los«, selbst zum Dichter erheben. Auch Grillparzer »wäre gern im stillen Thal gezogen, gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoß,« er wäre am liebsten ein Unbekannter im Volke geblieben, denn heiter in die Welt schauen konnte er nur großen Naturerscheinungen oder dem harmlosen Volksthume gegenüber, welches selbst eine solche ist. In beiden spricht sich der Zauber des Unendlichen aus, das »Göttliche«, wie es in der oben angeführten Stelle aus dem »Spielmann« genannt wird, welches nicht in Worte und Begriffe zu fassen ist, weil diese nur Endliches bezeichnen. Das Unendliche kann dem Geiste niemals zur Erkenntniß werden, wohl aber das Gemüth mit unsagbarer Befriedigung erfüllen. Je schwieriger dieser Zauber des Unaussprechlichen auszudrücken ist, umso heftiger drängt es die künstlerische Begabung, ihm äußerliche Gestalt zu verleihen. Diese Gestalt wird dann ungeschickt und verstandeslos im praktischen Leben umherstolpern und dennoch auf Schritt und Tritt den Zauber des Unendlichen, nämlich eine höhere sittliche Abkunft verrathen, wie eben der durch so wunderbare Kunst zu erkennbarer Erscheinung gekommene Jakob, der hilflose, unglückliche, fast lächerliche und dabei vom Göttlichen erfüllte »arme Spielmann«.

Im Spaziergange zum »Brigittenauer-Kirchtag« findet der Erzähler den bettelhaften Musikanten, der zur Einsammlung etwaiger Entlohnungen den Hut auf die Erde gestellt hat und nun eine gar fürchterliche Production auf seiner Geige herunterkratzt. In der Schilderung dieses grausamen Spieles verräth Grillparzer sein eigenes Verhältniß zur Musik, welches sich bis zur technischen Kenntniß der Harmonielehre erstreckte. Aufmerksam wird er auf den Spielmann, weil dieser im schreienden Gegensatze zu seiner ganzen Figur, die aus der Hefe des Volkes zu stammen scheint, eine lateinische Redensart murmelt. Allein bald verräth ein anderes Zeichen, daß hier ein ungewöhnliches Schicksal waltet. Das Geldstück, welches der Zuhörer darreicht, wird nicht in die Hand ge-

nommen, es muß in den Hut gelegt werden, es darf kein Almosen sein, es kann nur als wohlverdientes Honorar empfangen werden. Auch die Ausdrucksweise des Bettlers, einigermaßen verschroben und gewunden, trotzdem deutlich und von Bildung zeugend, flößt dem Spaziergänger so großes Interesse ein, daß er sich nach der Wohnung des Bettelmusikanten erkundigt und sich vornimmt, ihn zu besuchen. Ja, noch in derselben Nacht sieht sich der Erzähler das ihm bezeichnete Haus in einer der abgelegensten Gassen der Leopoldstadt von Außen an und würde es in der Dunkelheit nicht erkannt haben, wenn nicht aus einem Bodenfenster, unmittelbar über dem Parterre, vom verschämten Bettler als erstes Stockwerk bezeichnet, die bereits wohlbekannten schrecklichen Geigenstriche erklängen.

Ich suche in der Analyse dieses Kunstwerkes, wie ich schon oben bemerkt habe, zunächst Grillparzer selbst auf, den Menschen in seiner Wesenheit, ohne Beihilfe anderweitiger Mittheilungen oder Anekdoten, was gerade durch die wundersame Verschmelzung dieser Dichtung mit tagebuchartiger Chronik ermöglicht wird. Da ist es denn anziehend genug zu lesen, aus welchem Grund er die Ausführung des Vorsatzes, den Spielmann zu besuchen, immer wieder verschob.

Der Letztere hatte für den Besuch die Morgenstunden als die geeignetsten bezeichnet, aber gerade der Morgen ist dem Dichter geheiligt zur Aufnahme ganz anderer Eindrücke. Der Morgen ist den Menschen, denen der Schwerpunkt des Lebens nicht in Geschäften und weltlichen Bestrebungen, sondern im Innersten der Seele liegt, der Stimmungsschlüssel für den ganzen Tag und Grillparzer ergeht sich darüber in seiner Weise. In der That, wenn es Leute gibt, die schon am Morgen Karten spielen oder in Gesellschaft lachen können, so haben die still in sich Gesammelten einen Widerstand dagegen, am Morgen auch nur ein einfaches Gespräch zu führen. Die Seele solcher Menschen ist nach erquickendem Nachtschlaf sozusagen vom Schweigethau bedeckt, und wie sie in wirren

Träumen alleinig waltete, so will sie ihre Selbstständigkeit auch noch in den Gedanken und in den wachen Träumen des Morgens behaupten.

Der Erzähler tritt endlich den Gang zu seinem Schützling an, der sich gewöhnt hat, in der Wohnung eine besondere Abtheilung inne zu haben, die freilich nur durch einen Kreidestrich auf dem Zimmerboden und durch große Reinlichkeit von dem unsauberen Raum der Miethgenossen getrennt ist. Durch vorsichtige und geschickte Fragen wird der arme Spielmann, der sich selbst niemals ein Gegenstand der Betrachtung war und in seiner grundgütigen Einfalt nichts davon ahnt, daß er überhaupt eine Vergangenheit gehabt hätte, zum Vortrage seiner Lebensgeschichte gebracht.

Dies ist nun der Punkt, wo sich die Bewunderung für die große, wenn auch ihrem Umfang nach so kleine Dichtung wie in einem Brennpunkt sammeln muß. Nichts wäre leichter gewesen, als die einfache Geschichte des Spielmanns in gewohnter Schriftsprache vorzutragen. Man hätte sich nicht enthalten können, geistreiche und sentimentale Reflexionen einzuschieben und überall den stylgewandten Autor durchblicken zu lassen, der mit Schilderungen aufwartet und mit Erklärungen charakterisirt. Indem aber Grillparzer den simplen Mann, der sich im wirklichen Leben gar nicht auskennt, ein wirkliches Stück Leben autobiographisch erzählen läßt, hatte der Verfasser mit großer Kunst der Gefahr auszuweichen, daß sich der Erzähler gleichsam selbst über den Kopf wachse, das will sagen, unversehens in den schriftstellerischen Vortrag gerathe. Jakob, der Spielmann, indem er seine Geschichte erzählt, bleibt sich dabei vollkommen treu, überschreitet nirgends das sehr geringe Maß seiner geistigen Fähigkeiten und ahnt nichts davon, daß seine kindliche Unbeholfenheit im Sprechen wie im Handeln gleichwohl die subtilsten Empfindungen deutlich macht und einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Hörers oder Lesers nicht verfehlt.

Deshalb nehmen auch die hier zum Zwecke der Betrachtung gegebenen Andeutungen der Geschichte des Spielmanns demjenigen nichts weg, der sie etwa noch nicht gelesen hätte; den wahren Reiz und Werth der Novelle kann man nur in ihr selbst finden. Jakob ist der Sohn eines hochangesehenen Bureaukraten des vorigen Jahrhunderts, eines mächtigen und gefürchteten Hofrathes, den die vielen Feinde, die er sich geschaffen, zu stürzen drohten, just als ein Schlaganfall ihn allen irdischen Kämpfen entzog. Mit seinen drei Söhnen hatte er Unglück gehabt, der Erste und der Dritte waren gerade durch zu hohe Begabung aus ihrer Carrière geworfen worden und früh untergegangen, und den Mittleren, Jakob, hatte der Vater niemals verstanden und vom Anfang an nur für einen unbrauchbaren und selbst lasterhaften Einfaltspinsel gehalten.

Hätte man den armen Burschen nur wirklich erzogen, seine langsame und träge Auffassungsgabe unterstützend, dem Verstande nur Zeit gelassen, sich zu entwickeln, der Unglückliche wäre mindestens — was schon eine, wenn auch zu wenig geschätzte Sache des Glückes ist — ein gewöhnlicher Mensch geworden. Allein, kaum hat er sich, dürftig genug, einige Gymnasialkenntnisse erworben, so steckt man ihn in eine Kanzlei zur Verrichtung mechanischer Schreibarbeiten. Auch seine ausgesprochene Neigung für Musik, zu deren Ausübung er sich die Geige gewählt hat, findet nicht die richtige Führung. Bald ist er auch hierin sich selbst überlassen und verwechselt die leidenschaftliche Empfindung und das innere Verständniß mit der ihm gänzlich mangelnden technischen Fertigkeit. Wenn er die Geige spielt, so gibt er nicht blos mit dem Fuße, sondern mit dem ganzen Leibe den Takt, und wenn auch für etwaige Zuhörer nichts Erträgliches dabei herauskommt, so hat er doch sich selbst vollkommen Genüge gethan.

Die Musik führt auch einen Wendepunkt in seinem Leben herbei. Aus der kleinen Stube, die ihm im großen Hause seines Vaters eingeräumt ist, kann er in den Nachbar-

hof blicken und von dort aus vernimmt er täglich ein ihn bezauberndes Lied und entdeckt auch bald, wer die Sängerin ist. In einer Raststunde der Kanzlei, wenn die jungen Beamten bald nach dem Frühstücke wieder Hunger haben, findet sich die Sängerin ein, um Kuchen zu verkaufen, denn sie ist die Tochter eines Viktualienhändlers, volksthümlich »Greisler« genannt, welchen Terminus der Erzähler, im Gefühle, nur tagebuchartig für sich selbst zu schreiben, sich nicht scheut zu gebrauchen, obgleich man den ausgesprochenen Austriacismus in Deutschland nicht versteht.

Das Mädchen bildet für die jungen Leute in der Kanzlei natürlich einen wichtigen Gegenstand der Unterhaltung. Das Gesicht ist nicht gerade schön, aber was man heute »pikant« nennt und ihr stämmiger Wuchs wird von Niemandem bestritten. Er paßt zu dem derben und resoluten Wesen der »Jungfer« und ein junger Beamter, der sich etwas zu vertraulich näherte, hatte acht Tage lang von einer ganz famosen Ohrfeige zu erzählen.

Nachdem Jakob vergebens versucht hat, das bezaubernde Lied auf der Geige nachzuspielen, beschließt er, die Noten desselben von dem Mädchen zu verlangen, sobald es wieder in der Kanzlei erscheint. Der innere Proceß, den der arme Junge in seiner Unbeholfenheit und Schüchternheit durchmacht, vom Entschluß bis zur Ausführung, von der Ausführung bis zur Abholung der Noten im kleinen Laden, gehört zum intensiven Reiz der Novelle und kann nicht in kritischen Andeutungen wiedergespiegelt werden. Man hat aber den musikalischen Jüngling im kleinen Laden gesehen, in traulichem Gespräche mit Barbara, der Sängerin und Tochter des Viktualienhändlers, und dies genügt, um den Arglosen der Unsittlichkeit zu zeihen. Er wird aus dem Hause seines Vaters verbannt, man miethet ihm ein Stübchen in einer entfernten Vorstadt, wo er einsam und verkümmert dahinlebt und zwischen seinen unfruchtbaren musikalischen Studien und den Pflicht-

gängen in die Kanzlei mit der Versuchung ringt, den kleinen Laden wieder zu betreten.

Trotz aller erlittenen Unbill ist er außer sich vor Verzweiflung und verfällt in Krankheit und Fieber, als er den plötzlichen Tod seines Vaters erfährt. Man muß ihn aufmerksam machen und ihn dazu drängen, die ihm zugefallene Erbschaft bei den Gerichten zu beheben. Sie ist im Verhältniß zu seiner bisherigen Lebensweise eine sehr beträchtliche, und wenn er nicht weiß, was er damit anfangen soll, so kommen ihm andere Leute sogleich zu Hilfe, um es ihn zu lehren. Er wird mit Bettelbriefen und mit Projecten überschüttet — aber er ist gar klug! Denn auch der Viktualienhändler, der Vater Barbaras, der den Erben beim Wiedererscheinen im Laden mit der ausgesuchtesten Ehrerbietung empfängt, schlägt ihm allerlei Unternehmungen vor und beim Fortgehen vernimmt er aus dem Fenster der kleinen Kammer, die an den Laden stößt, eine wohlbekannte süße Stimme, die vor leichtsinnigem Eingehen auf fremde Pläne warnt. Schon hat er einen Theil der Erbschaft aus Mitleid und Erbarmen verschenkt, infolge der Warnung aber umgürtet er sich jetzt mit Härte und verwendet Alles auf ein selbstgeplantes Geschäft. Ein ehemaliger Secretär seines Vaters hat dem reichgewordenen Sohne den Vorschlag gemacht, ein öffentliches Auskunfts-Bureau zu errichten, verbunden mit einer Anstalt für musikalische Kopiaturen. Das Letztere ist besonders verlockend, viel Geld wird auf die Errichtung und Einrichtung des Bureaus verwendet und eine namhafte Summe als Caution beim Handelsgerichte niedergelegt. Dazwischen werden selbstverständlich die Besuche im kleinen Laden täglich fortgesetzt, der reiche Erbe gibt sich sogar zum Verkäufer her und verbringt viele Stunden mit der Ausfolgung der verschiedenen Waaren und dem Herausgeben des Kleingeldes.

So könnte es zur Seligkeit des jungen Mannes noch lange fortgehen, er ist in Gesellschaft des Mädchens, das ihm zwar noch kein einziges Liebeswort, hingegen viele Schelt-

worte gesagt hat, wie er selbst noch niemals etwas über die Lippen gebracht hat, was nicht von aller Welt hätte gehört werden können, aber er sieht unaufhörlich das Thun und Treiben Barbaras — und was braucht es mehr, um die Ewigkeit auszufüllen? Allein der Vater des Mädchens, er muß zu einer entschiedenen Erklärung über sein und seiner Tochter Schicksal drängen und dieser selbst wird die Aufgabe gestellt, den träumerischen Verehrer Farbe bekennen zu lassen.

Da ist es nun von der größten Anziehungskraft, wie Barbara, ohne ihrem jungfräulichen Stolze und ihrer mädchenhaften Scheu das Geringste zu vergeben, auf die Möglichkeit einer Vereinigung hindeutet, in welcher Beiden eine arbeitsame aber auskömmliche Existenz gesichert wäre. Dabei muß die bisherige Verwendung des ererbten Geldes zur Sprache kommen und nun stellt sich heraus, daß der ehemalige Secretär des Hofrathes als Gauner, der mit Hinterlassung großer Schulden flüchtig wurde, steckbrieflich verfolgt wird und natürlich auch den Sohn des Hofrathes um sein Erbe beschwindelt hat. Nicht einmal die Caution ist im Handelsgerichte wirklich erlegt — und nur mit Mühe schützt die niedergeschmetterte Barbara den Betrogenen davor, vom Viktualienhändler mit Mißhandlungen aus dem Laden geschafft zu werden.

Der Unglückliche sitzt dumpf dahinbrütend in seiner Kammer, nachdem er einige Tage damit verbracht hat, möglicherweise noch etwas aus dem Schiffbruche zu retten, der ihm ganz fabelhaft, wie etwas Niedagewesenes erscheint, und überall abgewiesen oder ausgelacht wurde. Da öffnet sich die Thür und vor ihm steht zu seinem wortlosen Erstaunen Barbara, einen großen Korb am Arme. Sie hatte sich in letzter Zeit seiner Wäsche angenommen und bringt die noch bei ihr verwahrt gewesenen Stücke zurück. Ohne vieles Reden räumt sie dieselben in den Schrank, sie sieht sich im Zimmer um, sie sieht das ganze Elend, das über den verarmten Mann hereinbrechen wird, aber nur einige heftige Bewegungen des Körpers,

nur einige unzusammenhängende Sätze verrathen die Erschütterung, mit welcher sie von ihm Abschied nimmt. Er wird sich des ganzen Vorganges erst recht bewußt, als sie schon die Treppe wieder hinabsteigt; er will ihr nach, aber sie gebietet ihm von unten, zu bleiben, wo er ist.

Dabei glaubt er es doch nicht bewenden lassen zu können, er will am nächsten Tage Barbara in ihrem Laden wieder aufsuchen, aber er findet darin ein fremdes Weib als alleinige Herrin. Auf seine Fragen erfährt er, daß das Geschäft so viel wie verkauft und Barbara mit ihrem Vater nach einem Orte der Umgebung abgereist ist, wo sie auf Geheiß des Vaters einen Fleischer heiraten wird. Er hat diesen Fleischer zuweilen im Laden gesehen und auch bemerkt, wie Barbara den Bewerbungen des Mannes vom Lande auszuweichen gesucht hat, ohne in seiner kindlichen Denkungsweise besonderes Gewicht darauf zu legen. Was hätte sie aber jetzt Anderes thun können, als den Befehlen ihres Vaters sich fügen? Er klagte schon längst über unzureichendes Einkommen und sie hätte keinen Grund anzuführen gewußt, um sich einer bürgerlichen Versorgung zu widersetzen.

Wie Jakob jetzt den Laden verläßt, da scheint ihm zum erstenmale die Welt etwas deutlicher vor Augen zu stehen und sie zeigt ein sehr betrübendes Gesicht. Beraubt, gebrochen, sich bewußt, daß alle seine stillgehegten, kaum eingestandenen Hoffnungen mit Eins brutal niedergetreten sind und daß ihm die Geliebte untreu geworden — was denkt und empfindet er? Nichts, was ihn selbst beträfe.

»Als ich aus dem Laden heraustrat, erzählte er seinem Gönner, und mich umwendend, auf die kleinen Fenster zurückblickte, an denen Barbara gewiß oft gestanden und herausgesehen hatte, da kam eine selige Empfindung über mich. Daß sie nun alles Kummers los war, Frau im eigenen Hause, und nicht nöthig hatte, wie wenn sie ihre Tage an einen Herd- und Heimatlosen geknüpft hätte, Kummer und Elend zu tragen . . . ich segnete ihre Wege.«

Das ist der ganze Mann in der tiefversteckten Größe seiner Innerlichkeit. Nun geht es rasch mit ihm immer mehr abwärts. Nachdem die kleinen Reste seines Vermögens, die er noch im Hause behalten hat, nur zu bald aufgezehrt sind, hofft er, durch seine geliebte Geige sich das Leben zu fristen. Er weiß allerlei Gründe, weshalb dies nicht in dem Sinne gelingt, wie er es meinte, nur den wahren Grund weiß er nicht, die vollkommene Untauglichkeit seiner Technik, die Unzulänglichkeit, aus dem Instrumente herauszuarbeiten, was er in die Compositionen hineinlegt, die er stets genau nach den von ihm selbst abgeschriebenen Noten abzuspielen wähnt. Das ist nicht Selbstüberschätzung oder Eitelkeit, sondern eine unbewußte Verwechslung des Könnens mit dem Empfinden. Sich selbst thut er mit seinem Spiel völlig Genüge. Die Leute aber sind so wenig musikalisch! Er kann ihre Zufriedenheit weder bei der Production im Salon, noch wenn er Unterricht gibt, noch an öffentlichen Orten beim Aufspielen zum Tanze erlangen. So versucht er es endlich, sich in den Höfen der Häuser aufzustellen, dann auf den Straßen und wo eine Volksmenge sich sammelt. Bei Küchengärtnern in der Leopoldstadt hat er zuletzt eine armselige Unterkunft für die Nacht gefunden, wenn er bei Tage unter Entbehrungen und Hunger seinem Berufe nachgeht. Das Essen und Trinken aber hat ihm, wie er sagt, niemals ein Vergnügen bereitet. . . .

Sein Vergnügen ist es, sich auf der Geige das Lied vorzuspielen, das ihn so sehr bezaubert, das ihn zuerst mit Barbara zusammengeführt hat. Er ergreift auch jetzt, nachdem er seine Lebensgeschichte zu Ende erzählt hat, wieder die Geige und spielt das Lied, spielt es unaufhörlich, bis es dem Zuhörer nicht mehr erträglich ist und dieser, discret einige Silberstücke niederlegend, still aus der Thüre schleicht, während Jakob sein Lied noch immer weiter spielt.

Jahre vergehen, der Gönner Jakobs hat weite Reisen unternommen und große Eindrücke haben die Erinnerung an den armen Spielmann in dem Zuhörer der Lebensgeschichte

fast ganz verdrängt. Da ereignet sich nach seiner Rückkehr die große Ueberschwemmung von 1830, welche die niedrig gelegenen Vorstädte Wiens und besonders die Leopoldstadt verwüstete und ihre Bewohner hart mitnahm. Das bringt nun wie von selbst dem Gönner seinen Schützling wieder in Erinnerung. Dieser wird aufgesucht, was in Anbetracht der unter Wasser stehenden Straßen ein beschwerliches Werk ist. In den Höfen der noch aufragenden Häuser sieht man Leiche an Leiche der im Kampfe mit den eingedrungenen Fluthen Untergegangenen gereiht, der behördlichen Agnoscirung und Controlirung gewärtig. Wenn sich der nachforschende Freund mit der Hoffnung schmeichelt, Jakob hätte, weil in einer Bodenstube wohnend, verschont bleiben müssen, so ist der Charakter des armen Spielmannes dabei nicht in Anschlag gebracht worden. Ueberall sucht er, zu Hilfe zu kommen und als die Eheleute, die Küchengärtner, in deren kleinem Hause er sich befand, schon in Sicherheit waren, da fiel es erst dem Gärtner ein, daß sein Steuerbuch und einige Gulden noch in einem fortschwimmenden Kasten zurückgeblieben waren. Jakob watete bis zum Halse im Wasser und brachte das Gut dem Eigenthümer zurück, sich selbst aber ein Fieber, das ihn nach wenigen Stunden auf die Bahre streckte. Gestorben war er in lauschender Stellung, mit seligem Gesichtsausdrucke, als ob er aus der Ferne ein Lied vernähme, und es mußte wohl bald verhallt sein, da er plötzlich todt zurückgesunken war.

Beim Begräbniß hatte sich auch Barbara mit ihrem Manne und ihren Kindern eingefunden. Ihr erster Sohn hatte den Namen Jakob erhalten. Dem Fleischer war es gelungen, sein Geschäft vom Lande nach Wien zu verlegen und die ganze Familie bildete das Gefolge des dürftigen Leichenzuges.

Das ist die Geschichte vom »armen Spielmann«. Versenkt man sich nachdenkend in diese Gestalt, so dämmert eine seltsame Analogie in der Seele auf, als hätte das Wiener Volksthum selbst, wie es noch in den Zwanziger Jahren

beschaffen war, seine Personification in dieser Gestalt gefunden. War es doch naiv, gedankenlos, insoferne es nicht fähig war, seine Bedürfnisse und seine Sehnsucht in bestimmten Begriffen auszudrücken, wenn es auch unbewußt des »Göttlichen« voll war. Als einzige Aussprache dafür hatte es keine Forderung an das Leben, an die Politik, an den Staat, sondern einzig und allein die Musik, aber in ihrer volksthümlichen Weise zwar innig empfunden, doch ungeeignet, etwas Höheres als Ländler und Walzer zum Vorscheine zu bringen. Franz Schubert, der in derselben Zeit lebte und schuf, starb auch in derselben Zeit aus Mangel an Anerkennung im tiefsten Elend. Abgesehen jedoch von ihrer symbolischen Bedeutung für eine bestimmte Culturepoche, ist die Figur des armen Spielmannes an und für sich ein merkwürdiges Kunstwerk. Es gibt Menschen, denen das Entsagen und Verzichten angeboren ist, freilich sind sie spärlich genug gesät. In ihrem Herzen ist wie durch ein Wunder eine Stelle frei geblieben von der heißen Begehrlichkeit, frei von der Selbstsucht, der sonst alles organische Leben verfällt, wie ja die Natur überhaupt auf beharrlicher Selbsterhaltung beruht. Das Kennzeichen einer solchen über die Natur hinausgehenden Anlage zu freudiger Pflichterfüllung, zu dienstwilliger Unterordnung unter fremde Zwecke und stets bereiter Opferlust ist meistens die Unfähigkeit, in Begriffen und Worten sich darzuthun und etwas Anderes auszudrücken oder vielmehr zu bethätigen als unendliche Güte. Denn solche Menschen handeln weder nach wohlüberlegten Entschlüssen, noch haben sie ein bestimmtes Wissen von ihrem Thun. Sie können dabei auf den niedersten Stufen der Bildung stehen und nur einen geringen Grad von Intelligenz haben — die göttliche Einfalt erhebt sich hoch über die gemeinen Vorzüge des Verstandes und der Weltklugheit. Sie sind deshalb zuweilen von häßlichen Lebensgewohnheiten und niederen Verhältnissen umgeben, wie neu ausgegrabene Diamanten von Erdschollen und Gerölle. Die Kunst des Dichters besteht daher, wenn er solche Figuren zu

schaffen vermag, hauptsächlich darin, die Schlacken durchsichtig zu machen, damit dem Auge des Beschauers der reine entzückende Strahl des Innern entgegen dringe. So ist Jakob der Spielmann beschaffen in seinem Unglück, in seiner Entfernung von all dem selbstsüchtigen Verstande, dem es immer gelingt, sich möglichst gut in dieser bösen Welt zu stellen.

Ein Seiten- und zugleich Gegenstück zu Jakob bildet in der hohen Kunst des Dichters Barbara, eines der mit psychologischer Virtuosität gezeichneten Frauenbilder, deren es in der Reihe seiner Werke von »Sappho« bis zu »Esther« so viele gibt. Sie rechtfertigt die einleitenden Worte der Novelle, sie ist der Embryo der Julien und Medeen, obgleich nur eine Magd, ein Mädchen aus dem Volke.

Zur Seite steht sie Jakob durch die gleiche Unbewußtheit des Göttlichen in ihrer Brust; sein Gegensatz ist sie durch die Form, in der es sich verbirgt. Er so schüchtern, unbeholfen und verstandeslos — sie so derb und resolut und mit so praktischer Hand in die Wirren des Lebens eingreifend. Vollkommen gleich aber ist sie ihm in der Unbekanntschaft mit dem eigenen Herzen und unausgesprochen bleibt sogar die Liebe, die in diesem Herzen aufgegangen ist.

Man betrachte aber mit prüfendem Auge die Züge versteckter Sinnigkeit und Zartheit und den Adel der Seele, in diesem derben Mädchen durch die Liebe hervorgerufen. Jakob hat manchmal zu seinem Entzücken einen freundlichen Blick von Barbara erhascht. Nach dem Tode seines Vaters, noch ganz diesem einzigen Leid hingegeben, geräth er deshalb mehr zufällig als absichtlich in die Nähe des Ladens und wie ihn plötzlich das Bedürfniß nach Ansprache, nach Mitgefühl erfaßt, fürchtet er zwar einen üblen Empfang von Seite des Alten, den er durch frühere Besuche erzürnt hat, aber die Tochter, hofft er, werde ihm in seinem Leide ein gutes Wort geben. Es kommt jedoch gerade umgekehrt. Der Alte nimmt den »reichen Mann« freundlich bei der Hand und tröstet ihn; Barbara aber wirft dem Eingetretenen einen hochmüthigen Blick

zu und verschwindet in der Nebenkammer, deren Thüre sie abschließt. — Da liest man denn heraus, obgleich in der Erzählung kein Wort davon gesagt ist, daß Barbara offenbar nicht glauben machen wollte, sie werde dem Verehrer, seit er reich geworden, gefügiger sein als früher.

Ebenso viel Charakteristisches verbirgt sich später in einer großen Scene, in der Jakob es wagt, der Geliebten in ihre Kammer nachzuschleichen, ohne daß sie es merkt, bis er sie vertraulich ergreift. Da wiederholt sich denn die famose Ohrfeige aus dem Anfange der Geschichte, nur mit einer ganz anderen Schlußwendung. Barbara bereut ihre Derbheit und drückt auf die arg heimgesuchte Wange einen Kuß, den ersten Kuß, einen unerwarteten, so daß dem armen Jungen im vom physischen Schmerz bewirkten Flimmern seiner Augen Himmelslichter erscheinen. — Bald darauf erfolgt die schon erwähnte Unterredung, in welcher das Mädchen, auf Drängen des Vaters, dem Liebenden einen Zukunftsplan entwirft, und eine unendliche Keuschheit ist über ihre Reden ausgegossen. Sie schildern bloß eine gemeinsame Thätigkeit für die Lebenserhaltung. »Was sich noch daraus weiter ergäbe«, schließt sie, »davon wollen wir jetzt nicht reden.«

Am Schluß der Erzählung erscheint Barbara noch einmal in ihrer ganzen Wesenheit. Der Gönner des Spielmannes besucht nach dessen Tod, von psychologischer Neugierde getrieben, die Familie des Fleischers unter dem Vorwande, die hinterlassene Geige an sich bringen zu wollen. Sie hängt an der Wand einem Crucifix gegenüber. Dem angebotenen verhältnißmäßig hohen Preise scheint der Fleischer sich zuzuneigen, aber die Frau thut heftig Einsprache: »Warum nicht gar!« Es ist Sonntag, man wollte sich eben zum Mittagstische setzen. Barbara erhebt sich; nimmt die Geige von der Wand, besieht sie sorgfältig, bläst den Staub ab, legt sie in eine Schublade, dieselbe heftig zustoßend und abschließend, als wäre ein Raub zu fürchten. Barbara steht dabei abgewendet vom Besucher, so daß er nicht sehen kann, was auf ihrem

Gesichte vorgeht; wie er aber sich entfernend, an der Thüre noch einen letzten Blick zurückwirft, da hat sich Barbara gewendet »und die Thränen liefen ihr stromweise über die Backen«.

Die Novelle »Der arme Spielmann« erschien zum ersten Male im Anfange der Vierziger Jahre in dem Taschenbuche »Iris«, herausgegeben vom Grafen Majlath und verlegt von Gustav Heckenast in Pest. Damals hatte man in Ungarn, bei aller Pflege der eigenen Nationalität, doch noch das Gefühl der hohen Wichtigkeit der deutschen Literatur für die Unterstützung des nationalen Zweckes. Bedeutende deutsch-österreichische Schriftsteller, ich nenne nur Betti Paoli und Adalbert Stifter hatten an Gustav Heckenast ihren ausschließlichen Verleger. Auch das Taschenbuch »Iris« zog unter seiner intelligenten Redaction die vornehmsten deutschen Literaturkräfte an sich, so daß es damals mit der Geltendmachung deutschen Geistes in Pest besser beschaffen war als in Wien.

In Wien gab es für Belletristik und ihre Würdigung, mit Ausnahme vielleicht von Witthauers »Wiener Zeitschrift«, nur verachtete und heute gänzlich verschollene Tagesblätter: »Theaterzeitung«, »Sammler« &c. Sie brachten über den bezüglichen Jahrgang des genannten Taschenbuches nur hergebrachte Phrasen und behandelten die Novelle Grillparzers nicht anders als die kleinen lyrischen Verse »vaterländischer« Dichter; nicht die geringste Ahnung war ihnen aufgegangen, daß mit dem »armen Spielmann« die deutsch-österreichische Literatur plötzlich um ein Meisterstück bereichert worden war.

Jahrzehnte nach seinem Erscheinen brachte Paul Heyse in seinem »Novellenschatz« einen Wiederabdruck. Zur Bestätigung der obigen Bemerkung über die Unverständlichkeit des Austriacismus »Greisler« in Deuschland, lautet das Wort bei Heyse beständig: Griesler. In den biographischen Notizen der Einleitung zu diesem Wiederabdruck sagt der Herausgeber:

»Wir können nun aber auch die psychologische Erklärung für jenen eigenthümlichen Zug seines Talentes geben: für die Neigung nämlich zu gebrochenen Farben, verhaltenen und verhüllten Stimmungen, zu dem räthselhaften oder doch nur der feineren Beobachtung zugänglichen Reiz des höchst individuellen, ganz persönlichen Seelenlebens, das sich gewöhnlich der dramatischen Form entzieht.«

Allerdings ist auch in den bekanntesten und zahlreich aufgeführten Dramen Grillparzers der contemplative Zug seiner Natur fühlbar, der den dramatischen Arm leise berührt und schwächt, gerade wenn er zu einem tragischen Schlage von höchster Gewalt ausholen soll. Allein ganz entschieden mischt sich die persönliche Meditation erst in die Stücke des Nachlasses: »Bruderzwist in Habsburg« und »Die Jüdin von Toledo« und bedingt die oben von mir erwähnte intime Verwandtschaft dieser Dramen mit dem »armen Spielmann«. Die Vertiefung erscheint auf dem Theater nicht selten als Verflachung, das Concentriren auf tiefliegende Intentionen als unverständliche Zersplitterung. Eine versteckte Innerlichkeit offenbart sich dem Geiste des Lesers in feinen Wendungen der Handlung und in psychologischen Charakterzügen, kann aber auch von der besten Schauspielkunst nicht zu Effecten herausgearbeitet werden. Das Theaterpublikum hat ein Recht, nicht zu denken, es verlangt, wie jede Gesammtheit, wenn sie bewegt werden soll, einen mächtigen Gesammteindruck auf das Gemüth und dieser geht nur aus einem spontan sich vollziehenden, nicht erst durch Analyse erkennbaren Beweggrund hervor.

Eine größere Beachtung, eine weitere Verbreitung hat »Der arme Spielmann«, so lange Grillparzer lebte, nicht gefunden, so daß dafür die Worte gelten, die ich dieser Betrachtung als Motto vorgesetzt habe. Wäre für den deutschen Dichter ein gerechtes Schicksal vorhanden, so hätte die Novelle separat abgedruckt in Hunderttausenden von Exemplaren in die Welt geschickt werden können; ist sie doch in ihrer Art

so werth- und wirkungsvoll, wie »Enoch Arden« von Tennyson. Nun vergleiche man, wie von den beiden Nationen ihre lorbeergekrönten Dichter belohnt werden. Tennyson, von seiner Königin zum Lord erhoben, starb im Besitze eines verhältnißmäßig ungeheuren Vermögens, wenn man erwägt, daß es wesentlich aus den Erfolgen der genannten Dichtung stammte; Grillparzer, der pensionirte Beamte, zählte im 80. Lebensjahre als Ertrag aller seiner Werke zehntausend Gulden zusammen. Man sage nicht, daß er wenigstens nicht Mangel gelitten, daß er einigermaßen auskömmlich sich durch die Welt geschlagen habe, sondern man bedenke, daß die kostbarsten und erfreulichsten Güter dieser Erde eigentlich nur für Denjenigen vorhanden sein sollten, der sie genießen kann, daß aber Niemand so voll und ganz, nicht nur mit allen Sinnen, auch mit aller Sinnigkeit zu genießen vermag als der Dichter, und daß die Ausübung dieser Genußfähigkeit auch eine Kunst ist. »Wozu ist der Dichter nütze?« fragte der Perserkönig den berühmtesten Dichter seines Landes, Firdusi, und dieser erwiderte mit der Gegenfrage: »Wozu ist die Rose nütze? — »Die Rose ist dazu gut, um sie zu riechen,« antwortete der Sultan, »und ich bin dazu gut, die Rose zu riechen,« entgegnete Firdusi.

Gäbe es eine besondere Muse für die Lebensbeschreibung, wie es eine besondere Muse der Geschichtsschreibung gibt, was aber nicht der Fall sein kann, weil die letztere ihre Quellen in zugänglichen Archiven hat, während die erstere sie in der verschlossenen Menschenbrust aufspüren müßte — eine solche Muse würde, Grillparzers Leben behandelnd, Entbehrungen an Entbehrungen reihen müssen, innere wie äußere, sie ginge mit ihrem Griffel seelischen Schmerzen und Enttäuschungen nach, »und die Thränen liefen ihr stromweise über die Backen«.



Briefe

von

Katharina Fröhlich an ihre Schwestern

mitgetheilt von

August Sauer.





Die Gunst des Zufalls hat ein Päckchen vergilbter Frauenbriefe vom Untergange gerettet, welche mir durch die große Liebenswürdigkeit der Frau Medizinalräthin Bertha von Preyß zu unumschränkter Benützung übergeben wurden, wofür ich der hochherzigen Besitzerin auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank ausspreche. Es ist ein großer Theil des Briefwechsels, welchen Josephine Fröhlich von ihren Kunstreisen aus Kopenhagen, Prag, Venedig und Mailand mit ihrer Familie führte. Von ihrer Seite ausführliche, tagebuchartige Mittheilungen, aus denen sich ein kleines Lebensbild der gefeierten Sängerin leicht herstellen lassen wird. Alle Künstlerfreuden und -leiden hat sie durchgekostet. Von ihren Erfolgen berichtet sie zuerst mit naiver Freude, später mit zunehmendem Künstlerstolz. Den zahlreichen Cabalen steht sie machtlos gegenüber. Ihre Briefe aus Italien entwerfen anschauliche Bilder von dem bunten Treiben einer italienischen Stagione, lassen uns hinter die Coulissen blicken und zeichnen eine Reihe ihrer Kunstgenossen in scharfen Umrissen ab. Der Stern des jungen Bellini geht am Bühnenhimmel verheißungsvoll auf. In die höchsten Gesellschaftskreise von Kopenhagen und von Mailand werden wir durch sie eingeführt. Die Antworten aus Wien bewegen sich in dem engeren Zirkel des Fröhlich'schen Hauses, dessen Leben und Weben uns hier eingehend geschildert wird. Nicht blos um Grillparzer's willen verfolgen wir diese Mittheilungen mit lebhafter Theilnahme. Denn fällt auch durch den Verkehr mit dem großen dichterischen Freunde der höchste Glanz auf dieses schlichte Bürgerhaus, auch ohne diesen ewigen Ruhmesschimmer müßten wir die vier reichbegabten Schwestern hochschätzen. Sie bedeuten für uns die höchste Blüte des edlen künstlerischen Dilettantismus in den bürgerlichen Kreisen Wiens. Sie sind von den Tönen Schubert's

umrauscht wie von den Versen Grillparzer's. Sie sind mit der aufstrebenden Gesangskunst in Wien untrennbar verknüpft. Ja, die Schwestern Fröhlich waren eine musikalische Macht, deren Ansehen über die Grenzen von Wien hinausreichte. Ein willkommenes Zeugniß für dieses Ansehen weist mir R. Batka in einem Berichte über die Privatconcerte Kiesewetters nach, der in dem Jahrbuch des deutschen Nationalvereins für Musik 1842, IV. Nr. 39, S. 311 f. enthalten ist:

»Die Mitwirkenden waren und sind gewöhnlich Künstler vom Fache oder doch ausgezeichnete Dilettanten der Hauptstadt. Der weibliche Chor besteht aus den Gesangsschülerinnen der höheren Klassen des Konservatoriums unter der unmittelbaren Leitung ihrer Lehrerin, des Fräuleins Nanette Fröhlich; die Solostimmen wurden in der letzten Zeit den Privat-Schülerinnen der letztern oder ihrer Schwester Josephine Fröhlich anvertraut und dieses Vertrauen nie getäuscht. Überhaupt dürften die 4 Schwestern Fröhlich für die Kunst, namentlich für den Gesang mehr gewirkt haben, als so manche Europa-berühmte Amazone von der Kehle, und wurden in dankbarer Anerkennung ihrer regen Theilnahme, ihrer unermüdlichen Bestrebungen für diese classischen Konzerte von allen Mitgliedern dieses Kunstvereines als die Stützen desselben betrachtet.«

Hier sollen aber aus dem reichen Briefschatze zunächst nur die Briefe Katharinas mitgetheilt werden, die ihre Schwester zweimal, nach Prag und nach Mailand, begleitete. Für den, der Briefe zu lesen versteht, wird das Wesen Katharinas aus diesen Blättern deutlicher erstehen als aus allen Schilderungen der Zeitgenossen. In jeder Stimmung können wir sie hier belauschen. Wir hören sie lachen und weinen, scherzen und klagen. Was sie vor der Welt zeitlebens geheim gehalten, hier ließ sie es ungehindert aufs Papier strömen: ihre namenlose, untilgbare Liebe zu Grillparzer, ihren Schmerz über seine Kälte, seine Verschlossenheit, seine Schweigsamkeit. Diese Briefe sind *ihre* Tristia ex Ponto, in ihrer einfachen Weise nicht weniger ergreifend als des Dichters kunstvolle Rhythmen.

Diese Briefe zeigen uns, wie Grillparzer die Seele ihres Lebens, der Mittelpunkt ihres Denkens war, wie sie nur mehr für ihn lebte, da sie nicht mit ihm leben konnte. Und Grillparzer haben wir uns auch unter denjenigen zu denken, an welche diese Briefe gerichtet sind. Zwar kehrt in der Correspondenz die Bitte oftmals wieder, die Schwestern sollten die Briefe

niemandem lesen lassen und auch nur einzelne Stellen daraus den Eingeweihten vorlesen. Aber der Ton in dem Hause Fröhlich war ein so ungezwungener und offener, daß vor den täglichen Gästen, wie Walcher, Nettis Bräutigam, Moriz Sonnleithner, Pepis Verehrer, und endlich Grillparzer, wenig geheim gehalten wurde. Und so denkt sich auch Kathi oder wünscht sich wenigstens Grillparzer als den ersten und eifrigsten Leser ihrer Briefe.

Sollte ein Hauptreiz dieser intimen Mittheilungen nicht ganz verwischt werden, so mußten sie so viel als möglich in derselben äußeren Form publiciert werden, in der sie geschrieben sind. Wie die Briefe der Frau Rath Goethe oder der Christiane Vulpius würde man auch diese mit ungeübter Feder, oft mühsam aufs Papier gebrachten Plaudereien in ein ganz falsches Licht rücken, wenn man sie nach irgend einer orthographischen oder stilistischen Regel meistern wollte. Man stoße sich nicht an den sonderbaren Wortbildern, die einem hier manchmal begegnen. Und am wenigsten messe man die Bildung dieser Frauen nach ihren orthographischen Leistungen. Man erquicke sich vielmehr an der körnigen, kräftigen, echt wienerischen Ausdrucksweise Kattis, an ihrer plastischen Art zu schildern, an ihren prächtigen Wendungen, an ihrem Humor, ihrem Mutterwitz, ihrer echt wienerischen Spaßesfreude. Was diesen Frauen an Schulbildung fehlte, wurde durch ihr künstlerisches Temperament und durch ihre künstlerische Erziehung reichlich ersetzt. Der Interpunction habe ich übrigens dem rascheren Verständnisse zu Liebe leise nachgeholfen, der Deutlichkeit wegen auch manchmal einen neuen Absatz gemacht, wo die Sparsame nur mit dem Papier knickerte und auch sonst nicht jede Kleinigkeit bewahrt, die, ohne charakteristisch zu sein, den Leser nur gestört hätte. Auch mancherlei Kürzungen stellten sich als nothwendig heraus. Ein fortlaufender Commentar der Briefe hätte zu viel Raum in Anspruch genommen. Das Meiste erklärt sich im weiteren Verlaufe von selbst.

* * *

Am 27. Mai 1826, Abends 7 Uhr trafen die Reisenden in Prag ein. Kurz vor Schluß der Fahrt hatten sie noch einen tüchtigen Schrecken durchzumachen. »Ohne einem kleinen Unglück« — erzählt Pepi — »wäre es beynahe dießmal nicht abgegangen; wir waren nur noch eine Stunde von Prag entfernt; als wir über den Berg kamen, unser Kutscher vom Wagen ab-

sprang und etwas zurückblieb, die Pferde jedoch ihren Weg immer fortsetzten, aber immer mehr gegen den Graben, so daß nur noch ein Schritt fehlte und wir würden darin gelegen haben, hätte die Katti nicht die Geistesgegenwart gehabt an den Zügeln zu ziehen, wo sich dann die Pferde wieder auf den rechten Weg begaben, während dem war aber der Kutscher zurück gekehrt, welcher uns zwar versichert die Pferde würden stehen geblieben seyn, ich verlaß mich nicht gerne auf Menschen viel weniger auf Thiere.» Das ist die Heldenthat, von der Kattis erster Brief spricht.

»Prag den 28ten May 1826.

Liebe Schwestern

Pepi hat recht, ich bin erschöpft! Aber daß mag daher kommen weil ich einen fürchterlichen Schlaf habe Ja daß ist keine Kleinigkeit, wenn es heißt, in der Früh um 3 und 4 Uhr aufstehen, Ihr wist daß ich von jeher davon eine große Feindin war. Auch hat mir Pepi alle Neuichkeiten weg gestohlen, meine Helden That erzählt; so daß mir nichts übrig bleibt, als euch auf künftig zu vertrösten. Für die Betti weiß ich, wird daß die Hauptsache sein, wenn ich ihr sage, daß, auser meinem Magen Übel ich recht gesund angekommen bin.

Von der Stadt hab ich noch sehr wenig gesehen, doch ist in hinsicht der Bauart viel interesantes da. Das Rathhaus, die Kreuzherrn Kirche hat viel Ähnlichkeit mit der in Wien, doch ist sie nicht so schön und groß, die Moldau ist ein imposanter Fluß; überhaupt hat die Stadt viel interesantes für mich, das mag daher kommen weil, waß andere nicht der Müh werth halten zu bemerken, mir so lieb und werth ist;

Wir werden Morgen ins Theater gehen, es spielt Herr Eßler [Eßlaire] mit einer Schüllerin von Ihm, daß ist zu interesante als es vorbei gehen zu laßen. Auch haben wir heute schon eine Visite gemacht bey Haaß, die Rese ist etwas hübscher geworden aber noch sonst die alte.

Heute habe ich in der Drestner Zeutung gelesen, das eine Sängerin die sich weigerte die Vestalin zu singen, auf 4 Wochen Haus Arest und während dieser Zeit keine Gage bekommen hat. Das heiß ich strenge sein.

Und so mit Gott befohlen ich bitte schreibet nur bald.

Die Critick über das morgige Theater und Stück werdet ihr in nechsten Brief erfahren. Grüßet villmal Schönauer, Peck, Sonnleithner, Bogner, Wille, Kraus, Gosmar, Lotte, Luise, Terese, Guste;

Gute Nacht

Katti.«

Trotz der Müdigkeit schrieb Katti noch an Grillparzer, wie wir aus Pepis Zusatz erfahren: »Die Katti schreibt jetzt noch an ihren Herzensgepapel, wie bin ich froh, daß ich keinen Schlantander zurück gelaßen habe, den ich wie natürlich mit einigen Süssigkeiten erfreuen müßte.« Auch die folgende Schilderung von Prag wird auf Grillparzer berechnet sein, der diese Stadt erst drei Monate später auf seiner Reise nach Deutschland kennen lernte. — Der Theaterdirector hieß Štěpanek; der Komiker, der in Bäuerles »Gisperl und Visperl« spielte, war Feistmantel. Mit Keglerowice ist vielleicht irgend ein Mitglied der gräflichen Familie Keglewich gemeint.

»Prag, den 3. Juny 1826.

Nicht liebe Schwestern!

An Dich wende ich mich zuerst liebe Betti, um Dich aufzuzanken uns so lange keine Nachricht zu geben, ist das recht? glaubst Du wir haben weniger Sorglichkeit bekommen? oder die Reisenden hätten nur Sinn für Neuigkeiten? dann bist Du in Irthum, bis jetzt ist mir noch alles lieber was mich in Wien umgab, und ich glaube, es wird auch so bleiben. Von der Netti kann es mich nicht so kränken, da ich weiß wie wenig Zeit sie hat, ob wohl, wenn man jemand eine Freude bereithen kann, findet man doch einen Augenblick. Ich glaube es wird euch lieb sein, wenn ich meinen Brief in Form eines Tagebuches schreibe, damit ihr genau erfahred wie wir die Zeit in Prag zubringen. Montag, war es unser erstes Geschäft die Briefe abzugeben, wo wir überall sehr gut aufgenommen wurden; vorzüglich bey Herrn Demmel, der sich anboth zu Herrn Direktor zu gehen, um wegen den singen sich zu besprechen, was auch in aller Eile geschah. Direktor Stiepanik war so gefällig, uns wehrend unsers Aufenthalts, eine Loge zu unsern Gebrauch anzutragen (wie natürlich wurde sie angenommen) auch hätte er sie gleich singen laßen, aber Eßlair wolte die ganze Woche benutzen, und so kam es, daß sie erst Montag und Mittwoch da auftrethen wird, gegen das Drittheil der Einnahme. Eßlair hat seine Gastrollen abgekürzt, weil dem Prager Publikum das jodeln der Tiroller lieber ist,

als, die Aufführung des Machbeth, über haupt, scheint mir hat man hier nur Sinn für Musik, was zwar recht gut für die Pepi ist, ob aber auch für gute? zweyfle ich noch, denn wenn ein Herr Binder ihr Liebling ist: der (unter uns) ein wahrer Fadian auf und auser der Bühne ist, so kann ich von ihren Geschmak keine gute Meinnung haben. Pepi hat schon eine Eroberung an einem Mohren gemacht, der sich täglich richtig im Theater einfindet; denkt euch wie wir da saßen, kam ein Junge, der uns Gefrohrnes brachte, mit dem Bedeuten, ein Herr hätte es für uns bestellt, wie natürlich wurde es zurück gewiesen. Die übrigen Tage brachten wir zu die Stadt recht zu besehen. Donnerstag waren wir bey Herrn Fiedler geladen, wo es äuserst Gläuzent war, ich muß gestehen, daß ich dabey oft an Wille dachte, der hätte ganz gewiß gesagt, das war ein Freßen! Die Gesellschaft war nicht groß, Profeßor Gerle, und der Bruder der Frau; wenn viel lachen Unterhalten heist, so haben wir uns gut Unterhalten . . . . um ½5 Uhr standen wir vom Essen auf, gingen nach Hause, zogen uns um, und gingen ins Theater Eßlairs letzte Gastrolle in Machbeth zu sehen. Er hat im Ganzen mir nicht gefallen, es schien, als ob er mit seiner Rolle nicht einig were, er hat bloß die an sich schon Efektvollen Stellen noch mehr betont, und so ging das Ganze Göttliche Werk verlohren. So eben Übt sich Pepi sehr fleisig, ihr hättet ganz gewiß eine Freude an ihr.

Sonntag den 4ten. Da ich so ganz allein bin (Pepi ist mit dem Direktor zu alle die Hohen Herrn gegangen sich vorstellen zu lassen) will ich weiter fortfahren mit meiner Beschreibung. Freitag wurde in die Schloß Kirche gegangen, wo sich das Grabmahl des heiligen Johanes befindet. Diese Kirche ist auf den Ratschin, der Weg ist euserst Beschwerlich, doch ist man dort, eiserst belohnend, den die Aussicht ist herrlich, die ganze Stadt mit ihren Bergen hat man zu Füßen. Auf so eine Stelle mus der Teufel Jesus gefürt haben um ihn zu verführen. Darauf in das Alterthum der Baukunst. Die Kirche ist auf die Art der Steffans Kirche, hier findet ein Freund der alten Zeiten Nahrung für seinen Geist, in hinsicht der Bilder, so wie der Grabmähler. Ich muß gestehen, daß ich ganz Überrascht war so viele seltene und schöne Sachen zu finden. Bilder von Rubens, Coreggio und von Holbein schmücken den Hochaltar, noch viele andere alte schöne Bilder. Das wehre etwas für Dich, Betti. Ihre alten Könige ruhen hier, und wie ich bey dem Grabmahl des Ottocar stand, so muß ich gestehen, daß mir bey der Erinnerung an Grillparzer ganz schmerzlich war. Ja! hätte ich ihn an meiner Seite gehabt, das Reitzende hätte noch mehr reitz gehabt, das Erhabene mich noch mehr erhoben; es ist ganz was eigenes um das Gefühl wenn man seine Ansichten, seine Meinungen ohne Scheu einem

solchen Mann mittheilen kann. Es geth ihm doch wohl? obwohl ich noch keine Zeile von Ihn erhilt, so kann ich in doch nicht zürnen. Sagt Ihn, ich ließ Ihn tausendmal küßen und grüßen, ich hätte mir so gerne die Freude gemacht an Ihn zu schreiben, doch die Furcht Ihn damit zu Quellen hilt mich davon ab. Daß kein Augenblick vergeht, wo ich nicht an Ihn denke, brauche ich nicht zu sagen. Kommt er doch zuweilen? seid ja recht gut mit Ihn, denkt wie viel Unangenehmes seine Beschäftigung mit sich bringt, darum habt Geduld mit Ihn; Netti soll sehen, daß er wieder zu singen anfängt. Wir sahen auch das Museum, das ist prächtig. Ein paar Spazen, und einige Steine, worunter der Ziegelstein und das Wiener Pflaster eine starke Rolle spielen. Die Bildergallerie soll nicht besonders sein, doch will ich sie auch sehen, und dann liebe Betti sollst du eine treue Critick davon erhalten. Wie geht es Dir liebe Netti? hast Du Verdruß mit Deinen Schülerinnen? führen sich die Gosmar gut auf? grüße Sie herzlich, an die Frau meinen Handkuß. Noch eins, Keglerowiee hab ich mit seiner Frau im Theater gesehen aber nur einen Tag; gewiß ist er schon fort. Heute gibt man Gisperl und Fisperl gewiß miserabel, Wille hätte gewiß gute Geschäfte gemacht, denn ihr Comiker ist ein Spaßmacher von der Leiche. So eben kommt eine Einladung von Graf Pachta für Dinstag, Pepi will nicht dahin gehen, weil sie Mittwoch zu singen hat, und da will sie sich schonen. Wir gedenken uns dann nicht mehr lange hier aufzuhalten, und Donnerstag oder Freytag unsern Weg nach Dresden fortzusetzen, wir haben daher schon an Arigoni geschrieben, daß er mit dem bortigen Director sprechen soll. Küst Grillparzer oft von mir, und sagt er soll mir bald schreiben, nur einige Zeilen, ich bin sehr genügsam geworden, Küst der Mutter die Hand, sagt ich hätte ihr schon wieder geschrieben aber die Zeit wird zu kurz und der Brief muß noch heute auf die Post, ich werde nachdem Pepi gesungen euch gleich davon benachrichtigen. Wie mir scheint, so schreibt Binder die Critiken nach Wien an Castelli. So eben erhalten wir euern Brief vom 2. Juni datirt. Es ist der erste, den wir hier erhalten, welche Freude er uns bereitet könnt Ihr euch vorstellen. Doch wurde sie gedämpft durch den Gedanken: Grillparzer ist nicht heiter. Ach! Gott wie gerne geb ich mein Leben hin sie Ihn zu erkaufen, macht daher euer Möglichstes Ihn zu erheitern. . . . . Was Du in Hinsicht der Bekanntmachung schreibst, da laß mich sorgen, wir haben Hoffnung, daß sie in Dresden singen wird. Was habt ihr Grillparzer für eine Adrese gegeben? nicht Post restand? lieber das leztere, ich laufe so alle Tag dahin.

Lebt wohl

Katty.

Von der weiteren Reise liegt nur noch ein Zettelchen Kattis an Netti vor, mit dem die Geschenke zu deren Namenstag (28. Juli) abgesandt wurden: eine Glasglocke von Pepi, eine Oberskanne von Katti.

»Mittwoch den 5. July 1826.

Liebe Netti!

Ganz müde, eile ich dir doch in ein paar Zeilen meinen Wunsch darzubringen, der gewiß nie aus einer aufrichtige[r]n Brust gekommen ist. Der liebe Gott schenke dir Zufriedenheit; Gesundheit, und immer eine heitere Laune, die doch immer bei den guten Bewustsein ist. Ich hoffe, das es dir nur einiges Vergnügen verschaffen möchte. Hoffend das du uns die ganze Tagesfeier ausführlich beschreiben wirst, küst dich herzlich deine Schwester Katti. Ich hätte auch so gerne etwas für Grillparzer gekauft, aber ich konnte nichts Anpaßendes für Ihn finden, küst ihn herzlich.«

Mit Bleistift fügt sie aber dann noch hinzu;

»Liebe Netti willst du so gut seyn das Glas dem Grillparzer zu geben. Wenn es ihm nur Freude macht, ich konnte nichts finden.«

Vier Jahre später, im Herbst 1830, begleitete Katharina ihre Schwester nach Mailand. Die Beziehungen zu Grillparzer hatten gerade damals eine starke Trübung erfahren. Im Sommer 1830 war Katti in Achau zu Besuch gewesen; Grillparzer kam auf der Rückkehr von einem Jagdausflug im Anfang August durch den Ort durch, besuchte sie aber nicht, sondern schickte nur eine Karte ins Schloß (Jahrbuch III, 184). Es kamen ihm Gerüchte zu Ohren, daß ein Verwalter in Achau — es ist wohl der unten oft erwähnte Kirchstein — ernsthafte Absichten auf Katti hege und er begehrte in einem Briefe von Josephine darüber Aufklärung (Jahrbuch I, 111). Am 29. September 1830 theilte er Josephinen mit, daß er seine Besuche im Fröhlich'schen Hause vor der Hand einstellen werde. Ob dieser Entschluß eine weitere Folge jener Gerüchte war, ist nicht ganz deutlich. Katharina aber mußte, durch die Vorgänge, die in den folgenden Briefen nachklingen, der Entschluß, Wien auf längere Zeit zu verlassen, erleichtert werden. Bang blickt sie in die Zukunft. Soll sie allein nichts verdienen, wo alle ihre Schwestern dem Erwerb nachgehen? Jede Aussicht, die sich ihr zu einer Stellung aufthut, ergreift sie mit einer ge-

wissen Heftigkeit. Eine resignirte Stimmung liegt über ihren Briefen. Aber die Liebe zu dem Erwählten ihrer Seele nimmt nicht ab.

Der erste Brief der Schwestern aus Triest, wo sie im Hause ihrer alten Freundin Therese Rosenkart, geb. Gosmar Station machten, knüpft an den wehmüthigen Abschied an. Mehrere Freunde, Kirchstein, Moriz Sonnleithner waren in Wien noch auf der Post gewesen. Grillparzer, wie es scheint, nicht. Der in den Briefen oft erwähnte Wilhelm ist der Sohn ihrer Schwester Betti, der verwöhnte Liebling der ganzen Familie und auch Grillparzer's. Der 25. November ist Katharinas Namenstag.

»Mittwoch Nachmittag [24. November].

Liebe Kinder! Ein geschreibsel aus Triest! Glaubt mir ich kann es kaum selbst glauben, wenn die bey mir sitzende Therese mich davon nicht überzeigte. Ich soll Euch wohl beschreiben was ich ausgestanden, gesehen, gehört habe, ja, daß muß ich mir schon auf ein andermal aufspahren, weil es schon spät ist und wir heute noch zu Reier wollen. Heute früh bekamm ich schon einen Gratulazions Brief von Preyß der mir sehr viele Freude machte; dankt ihm herzlich dafür, und sagt ihm, nur der Mangel an Zeit hilt mich ab ihn nicht gleich heute zu antworten, aber wie ich das nächste Mal schreibe soll es gewiß geschehen. Im nächsten Brief sollt Ihr den ganzen Gang der Reise erfahren. Grillparzer ist doch wohl? Ich laße ihn grüßen und k. das richtet wohl die Netti aus. Kirchstein laßen wir noch ein mal für seine Aufmerkkeit danken, grüße ihn so wie Alle Alle die sich unser Erinnern. Der Mutter und den Vater meinen Handkuß. Schreibt ja oft, und bittet ja alle Bekannten das sie das gleiche thun mögen.

Eure Katty.

Hat Wilhelm schon oft nach uns gefragt

Therese treibt entsetzlich, ich muß daher schließen. Viele grüße von ihr.«

Josephine war bei der Scala in Mailand engagirt. Die neue Oper, in der sie zuerst auftreten sollte, war Il Romito von Generali. Im Teatro Cascagno spielte eine rivalisirende Gesellschaft, von deren Mitgliedern Schoberlechner ein alter Bekannter der Schwestern aus Wien war.

Mailand den 30. November 1830.

Liebe Kinder!

Meinem Versprechen getreu, Euch so bald und so oft wie möglich von uns Nachricht zu geben, macht mich alle Müdigkeit vergeßen und nun will ich getreu alles was uns begegnet mittheilen. Daß wir in Triest zwar müde aber gesund angekommen, von Therese und ihrem Mann (welcher seinen Bedienten am Ende des Obgina auf uns warten ließ, von diesen benachrichtet gleich kam um uns zu sich zu führen) herzlich empfangen wurden, einen herzallerliebsten kleinen Buben fanden, uns erst um 3 Uhr zu Bette legten und biß 9 Uhr schliefen, wo uns die kleine Frau mit ihrem Buben auf dem Arm weckte, hat Euch Pepi schon geschrieben.

Vormittag fuhren wir nach Sangt Andre wo ich zum ersten mal die See sah welche keinen besonderen Eindruck auf mich machte. Ich fand so gar nichts grandioses, und alles was ich hörte und davon laß fand ich hier so gar nicht bestättigt. Sehr gefihl mir der große Kanal. Es ist etwas seltsammes diese großen Schiefe so mitten in der Stadt zu sehen. Die Stadt an sich gefällt mir recht gut, es ist alles recht nett, die Häuser fast alle neu. Abends in das Theater wo Romeo von Vaccay gegeben wurde, das Theater ist schön und groß, auch scheint es recht harmonisch zu sein. Julie gab eine Deutsche, Mad. Fink recht braf; Romeo die berümte Pisaroni, welche mir gar nicht gefihl, eine Figur wie Ignatz Schuster nur nicht bucklich, blärt die tiefen Töne entsetzlich heraus, hat aber gar keine Stimme, ihr Spiel ist gar kein Spiel. Die Choristen schreien etwas heraus, machen entsetzliche quinten und sichsen. Orgester, so, so!

Den 25ten. Therese kam um zu Gratulieren, gleich darauf Rosenkart welcher mir ein recht herzliches Schreiben von Kirchstein nemlich eine Gratulirung brachte, welches mich recht freute. In der Stadt herumgegangen, zu Tisch wo Aller, aller Gesundheit mit Champaigner getrunken wurde. Abends Zwiken gespielt wo Pepi es mit Rosenkart entsetzlich trieb. Nach Tisch spielte die alte Frau, Therese und Pepi Preverans und ich strickte an einem rothen Shwahl der für Leopold zu Weinachten gehört. Freytag Vormittag recht viel mit Therese herum gestiegen. Nach Tisch uns einen Staat für Abends zu sammen gericht, welcher in einem blauen Kleid und schönen Kragen bestand. Die Gesellschaft bestand aus 12 Männern und zwey Frauen. Den Nahmen der Letztern hab ich vergessen. Alle (es waren meistens Wiener) behandelten uns wie alte Bekante, was uns und Therese sammt ihren Mann recht freute. Einer Nahmens Parpents kannte uns schon lange von Musicken aus. Es wurde so gar getanzt. Pepi war ungeheuer

lustig; die ganze Geschichte dauerte bis nach 2. Samstag detto herum gegangen, Rosenkart mit. Nein! Ihr habt keinen Begrif was das für ein guter Mensch ist. Wie voll Aufmerksamkeit gegen seine Frau, voll Theilnahme gegen uns, das Detal davon wird Pepi schreiben. Ihr hättet nur sehen sollen wie er Therese auf alle Bedürfniße für uns aufmerksam machte, ja wenn es nach seiner Anordnung gegangen wehre so hetten wir eines Frachtwagens bedürfen . . . . . Wir fuhren um 7 Uhr ganz allein von Triest ab. Dieses ist der schauerlichste Weg den ich noch gesehen; Nichts als Steinklüfte. Ich muß gestehen das mir die Nacht über das Herz recht schlug und ich war nicht im stande ein Auge zu schließen, auch hatte man diese Gegend als sehr unsicher ausgeschrien. Die Städte Udine, Treviso, Vicenza sind wahre Hundelöcher, beßer und freundlicher sehen die andern Städte Verona, Brescia und Pergamo aus. Doch möchte ich aus [auch] in der letzten nicht toder sein. Pepi ist recht heiter, sieht auch schon viel beßer aus. Wir kommen uns vor wie die Bienen, die aus jeder Blume Honig saugen, so suchen wir uns gegen seitig zu zerstreuen, und uns auf zu heitern. Wir sind heute um 6 Uhr angekommen, und trotz der langen Reise doch nicht so müde, daß ich, hätte ich noch etwas neues zu schreiben, ich es ohne alle Anstrengung thun könnte . . . . . Wie geth es Wilhelm, spricht er oft von uns? Der kleine von Theresen ist ein liebes gutes Kind, welches recht gerne zu uns gieng, das versetzte mich wirklich in die Zeit wo Wilhelm noch so klein war, besonders wenn wir den kleinen trocken legten welches wir immer thun mußten. Therese kommt mir noch hübscher vor, ihr sollt sie mit ihrem Buben sehen mit welcher leidenschaftlichen Liebe sie den kleinen behandelt. Liebe Netti vergiß nicht auf die Sachen um die ich dich gebethen . . . . Wie geht es Grillparzer? war er oft bey euch, spricht er von uns? liebe Netti schreibe mir ja alles von ihm. Ich laße Ihn oftmals küßen. Schicke mir Seine Adresse ich möchte ihm so gerne schreiben, wenn es ihm aber nur nicht unangenehm ist. Grüße alle Bekannten, auch Teybel bitte ich nicht zu vergessen, sowie Kirchstein.

Mit Liebe Eure Katty.

So eben hat uns das Heimweh ein wenig in das Genick geschlagen; Es ist wirklich komisch wie wir beyde am kleinen Ofen sitzen wie die Schwabinen angezogen eine jede ein Schnupftuch, und wie die lebendige Klag uns geberthen. Katty.

Liebe Kinder! Heute wurde schon recht viel mit Böcking und einem Herrn, welchen Volpini sandte, von den Theater intrigen gesprochen. Eine Parthei wollte vor einigen Tagen Teatro Carcano mit Pulver zerstören, man ist ihnen aber dahinter gekommen. Wie die Pasta in Verona war, wurden so schlechte Theaters gemacht; die Im-

presa wollte noch einige Vorstellungen geben, sie weigerte sich, das erfuhr das Publikum; sie mußte sich halb aus der Stadt flüchten; wo man dann ihr Bildniß aufhängte. Allgemein glaubt man aber, daß die Scala den kürzern Theil ziehen wird. Grisi soll aus Angst schon krank seyn. Pisaroni hat man am Abend als wir im Theater waren ausgezischt, weil sie so faul ist, am nächsten Abend ließ man sie gar nicht anfangen zu singen, weil sie früher das Publikum unartig gescholten hatte, sie mußte daher schriftliche Abbitte leisten, und trotz dem fürchtete man für ihre Einnahme; Pasta sagt man, fürchte sich daß die Rosner sie drücken wird; jene Rosner, welche wir im Wasserträger hörten; ich kann es kaum glauben.

Schoberlechner soll nicht mager geworden seyn, und hat in mehren Zirkeln durch seinen Gesang recht gefallen. Die Jerusalem ist aber wirklich gänzlich durchgefallen . . . . . Daß ist ein recht confuser Brief geworden, ich schäme mich beynahe, ihn abzusenden; aber ich bin überzeugt daß Ihr Niemand unsere Briefe zum lesen gebt, auch nur Stellenweise sie vorliest. Was macht mein einziges Leben, Wilhelm? liest er schon? Drückt ihn bis er schreit. Vater küße ich, so wie Bogner, auch die andern welche sie nicht verschmähen . . . . Lebet wohl.«

Im Innern des Converts, in das sich sonst gewöhnlich die Geheimnisse verkriechen, fügt sie noch hinzu.

»Schoberlechner soll als Asur auftretten. Schreibt ja recht oft. Nitzi soll sein Wort halten. Ich laße ihn grüßen. Netti vergiß ja nicht mir von Grillparzer zu schreiben. Ich sprach viel von ihm mit die beyden Offiziere welches recht liebe Leute waren. Wie wohl mir das that von ihm mit jemanden sprechen zu können kanst du nicht glauben. Schreibe ja bald. Ich fürchte das es hier sehr theuer ist. Gute Nacht.

Katty.

Liebe Netti erzehle Grillparzer alles. Das Kirchstein uns begleitet, das er mir geschrieben, kurz alles. Ich will durchaus kein Geheimniß vor ihm haben.«

So wird fast jeder Tag mit den Grüßen in die Heimat beschlossen; eine nimmt der andern die Feder aus der Hand. So schreibt Pepi am ersten December Abends: »Gute Nacht. Da mi un baccio! nu Wilhelm? oh du garstiger Bub; ewig nein, nein.« Katti fährt fort:

»Wir sitzen wie die lebendige Gelehrsamkeit beysammen, ganz Umgeben von Büchern und Schriften. Auch ich möchte Wilhelm und sonst noch **einige** um einen baccio bitten aber auch ich höre, nein,

nein! Wenn ich aber bitte bald einen Brief da dürft Ihr nicht sagen nein, nein.«

Inzwischen drangen böse Klatschereien vom Hause herüber und versetzten die leicht Erregbare in hellen Aufruhr; locken ihr aber auch das schöne Bekenntniß steter Anhänglichkeit an Grillparzer aus der Feder:

»Wir erhilten heute den 3ten December um 11 Uhr durch Herrn Böcking euern Brief. Daß er, troz der Gegendwarth des Schoberlechner und des obengenannten Herrn gleich gelesen wurde ist natürlich. Ich kann nicht genug beschreiben wie mich Malys Reden schmerzte, schmerzte, das ist das rechte Wort. Ich kann mir das recht gut erklären wie alles kamm. Als ich vom Land herein kam, schriebst Du aller Abrede gemäß an Grillparzer, daß ich nun herin sey, nur hatte Marie keine Zeit den Zettel zu besorgen, du gabst ihn mir, ich sollte einen Buben, der mir begechnen würde etwas geben, das er in hin trage, nun fand sich auf den ganzen Weg keiner, so ging ich selbst; gab ihn der Köchin mit dem Bedeuten, sie möchte in an Grüllparzer übergeben. Wie ich herunter ging begegnete mir Tize samt Frau, die wie ich glaube zu Hausfrau Grüllparzers gratulieren gingen. So ist die Sache: Aus Euern schreiben sehe ich aber das sie gelogen. Auch das finde ich begreiflich, sie merkt, das ihr Bruder mich auszeichnet, hat wie ich weiß gehört, er möchte mich heirathen, das macht sie bange und sie sucht nun alles hervor, um mich in ein abscheiliges Licht zu stellen. Ich muß gestehen, hat Kirchstein diese Reden ruhig angehört (nicht aus Liebe zu mir, sondern aus Gefühl der Dankbarkeit gegen unsere ganze Familie) so hat er viel bei mier verlohren. Wenn ihr Teybel seht, so dankt ihm, den ich bin überzeigt, daß er sich meiner angenohmen, und sagt ihm den ganzen Hergang der Sache; Nicht als ob mir so viel an diesen Leuten gelegen wär. Aber ich glaube, das ein Frauenzimmer sich, so bald es ihren Ruf gilt, sich auch vor den unbedeundensten rechfertigen muß. Ich bitte also recht sehr darum. Maly kann überhaupt Ruhig sein, ihr Bruder (den ich bis jezt immer achtungswert fand) hat, und wird, so wie kein anderer Mann je einen Eindruck auf mich machen. Mit welcher Freude laß ich, das Grillparzer oft an uns denkt, (denn sagte er es, so ist es auch wahr), uns schreiben will, ich hätte es so gerne gethan, aber eine gewiße Furcht hilt mich zurück ob es ihm auch angenehm sey. So lange ich fast auf der Reise bin treumte mir fast jede Nacht von ihm, ein Zeichen, wie innig ich zu meinem Unglück an ihn denke. Liebe Netti du bist wieder so gut und wilst uns etwas senden, wir bitten dich aber es ja nicht zu thun, sondern dein Geld lieber auf die Seite zu legen oder dir selbst damit eine

Freude zu machen. Wir brauchen wahrlich nichts, deine Güte hat uns ohne dem reichlich herausstafirt und ich bin überzeigt das es Pepi eben so wenig Vergnügen machen würde wie mir. Pepi hat so eben an Therese geschrieben und sagt mir daß ich schließen soll. Also für heute gute Nacht.«

Alle Familienfeste werden in der Ferne mitgefeiert, so auch Barbara, der Mutter und Schwester Bettys Namenstag.

»Den 4ten. Wir wir heute wach wurden dachten wir gleich an die beyden Nahmenstag und nahmen uns vor in die Kirche zu gehen, aber es Regnet so stark daß wir wieder nicht ausgehen können. Ich habe so lange wir hier sind noch keinen Fuß vor daß Haus gesetzt, aus Furcht weil man uns sagte, Frauenzimmer könnten nicht allein gehen. Nun sagt man uns aber es sey nicht wahr, und wir werden so bald es schöne Tage giebt davon profitiren. Die hiesige Winter soll meistens in Regen bestehen. Dank lieber Moriz für Ihr Tagebuch, fählt schon nichts interesantes vor, so kennen sie uns zu gut und wißen wie sehr wir leider an unserer Familie und den lieben Freunden hängen (wozu wir Sie so wie ich Sie kenne mit vollem Rechte zählen können). Ich bitte also nur fortgefahren. Grüßen Sie mir Alle, so sich unser Erinnern. . . .

Wilhelm soll etwas schreiben und Grillparzer soll ihn die Hand führen, so bekommen wir doch einen Fleck, wo beyder Hand geruht. Küßt ihn oft. Schoberlechner ist noch immer so lieb, daß heißt lustig. Er macht uns oft lachen wo für wir Ihm recht dankbar sind.

Katty.

Den 6. [December].

So eben kommen wir von der Post, wo sich wieder kein Brief fand. Oh ihr abscheulichen Leute wenn Ihr wüßtet welche Freude das in unserer Einsamkeit verbreitet, so würdet Ihr gewiß recht fleißig sein. Pepi holte heute ihr erstes Quartal, bey dieser Gelegenheit zeugte Sie mir auch das Theater. Nein, so etwas prächtiges sah ich noch nie. Die Pracht grenzt an's Märchenhafte. Denkt Euch 6 Stok. Die Verzierungen welche in Arabesken besteht, von gold, dann immer Boukets, von gefärbten Gold nach der Gattung der Blumen welche sie vorstellen. Es ist noch alles in voller Arbeit. Die Reparatur soll über eine Milion Mayländer Gulden kosten. So ungeheuer groß kömmt es mir nicht vor. Komme ich das nächste Mahl dahin will ich nach Vaters Art die Größe mit Schritten meßen. Ich soll Euch die Kritik schreiben? Daß ist unmöglich diese Hetzenprinzeßinen [Hexenprinzessinen] und ihre

Art wie sie spielen zu beschreiben. Soll ich nach Wien kommen will ich sie Euch vorspielen, wo ihr dann gewiß recht lachen werdet. Und ich höre schon Netti wie sie sagen wird, du bist ein rechtes Vieh. Wir gingen gestern um 8 Uhr zu Bette. Wir hatten einen traurigen Abend, ja selbst mich verließ meine Standhaftigkeit, und mein Wille war nicht mehr stark genug den Thränen zu verbithen in's Auge zu tretten. Schoberlechner fand uns gut aussehen, welches ich selbst finde. Doch ist es sonderbar, daß, von dem Augenblick, als das Italienische Klima anfing, ich an Kopf Schmerzen leide. Auch ein beständiges Zittern in meinem ganzen Körper, welches auch macht das ich fast die Feder nicht halten kann. . . .

Mittwoch, den 8. December. Bis itzto hat uns die Gefäligkeit der Adresirten noch in keine Verlegenheit gesetzt, denn es hat sich noch niemand um uns bekümmert. Ihr könnt also denken welches Labsal uns Schoberlechner ist, obwohl er nur immer von seinem Depü redet, uns vorsingt und vorspielt (wo ich so frey war Ihm einiges zu sagen welches er mit Freude annahm). Es ist wirklich oft wie in einem Narrenthurm. Pepi und er laufen im Zimmer herum und Agiren und ich spiele mit und mache das Publikum. Nur mit dem Unterschied daß er der Vergnügte Narr und sie der Mißvergnügte ist. Es ist auch wirklich schrecklich! Wie wenig an den Part ist, mit dem größten Studium ist nichts heraus zu bringen. Wie beneide ich dich liebe Netti das du mit Grillparzer spielen kanst; ich kann das Wenige nicht einmahl erhalten, den ich habe auch nicht e i n Stück mit, wehre es das Unbedeudenste ich würde es mit der größten Lust spielen. Ich konnte oft nicht begreifen wie man, wen man Einsamm ist, sich an ein Thier (welche man im Geselligen Umgang mit Abschen betrachtet) gewöhnen konnte, nun finde ich es wenn ich es auf die Musik beziehe begreiflich, ja, sogar natürlich. Wen nur Frank bald käme, der Brief ist schon lange abgesandt. Pepi will sich bey Pasta von ihm aufführen laßen, es muß jemand bedeudenter sein weil Schoberlechner selbst sagte sie sei ziemlich kalt. Auch sehr interesirt. Conti soll ihr viel gegeben haben. Ja ich soll Euch sagen warum wir neulich so gelacht. Schoberlechner behauptet es gebe keine braven Männer. Wir nahmen uns natürlich unserer Bekannten an wo er uns immer ins Gesicht lachte, und auf die komischte Art unser Entsetzen belachte. Sollte es wirklich so sein welches ich nicht glaube, so soll man sich ja gleich erschießen! Ich lese fleisig in Teybels Gebethbuch welches unendlich schön ist und uns viel Vergnügen macht. Grüßt ihn von uns beyden. Heute wurde bey Tisch viel von den lieben lieben Wien gesprochen. Es ist doch eine eigene Freude mit welcher Begeisterung alle davon sprechen. Schoberlechner hat uns heute nicht beehrt.

Wir hatten zwey Feyertage, gestern Ambrosio der Schutzpadron von Mayland. Wir konnten ihm keine Visite machen, es Regnete zu stark.«

Im Couvert dieses Briefes birgt sich wieder manches von Katty, Ernstes und Scherzhaftes:

»Liebe Netti warst du so gut, meine Comisionen für Grillparzer zu besorgen, hast du ihm auch seine Bibel zurück gegeben? Die meine hebe auf so wie alle Bücher welche du von mir findest. Sollten welche ausgeliehen werden so merke gut an wem, so wie die Notten. . . .

Liebe Netti mit wahrem Schmerz habe ich nicht einmal einen Gruß von Grillparzer gelesen, ach, erkundigt er sich denn gar nicht nach mir? Ich will ihm Morgen schreiben, da ich seine Adresse nicht weiß will ich den Brief an dich Addressiren du bist dann so gut in ihm zu senden.

Ich erhilt auch einen Brief von Kirstein der mir fast zärtlich scheint, ich habe ihn wirklich mit Wiederwillen gelesen und er wird sich warlich eines zweytens Anschauns nicht rühmen können. Mir wehre wirklich lieb gewesen hättes du Maly wenigstens fühlen laßen daß wir von ihren Plauschereyen unterrichtet sind.

Heute waren wir in der Domkirche waß ich aber da lachen mußte das war entsetzlich und es war wirklich ein Glück das Pepi es nicht sah. Hier läuten sie mit den Fuß; es ist nemlich an den Seil unten eine Schlinge, da stellen sie den Fuß hinein und so läuten sie, also denkt euch wenn die Gloke im Schwung ist und stark ziht, welche [Gesten?] der Mensch macht. Bey Tisch fiel mir es wieder ein und ich glaubte gerade Ersticken zu müßen, ja, ich glaube fähle mir das auf den Todenbett ein so muß ich noch lachen. Pepi schreibt an die Weisenthurm und ich will unsere Interesante Begebenheiten ins Tagebuch tragen. Für heute gute Nacht.«

Am 11. December schickte Katty einen Brief an Grillparzer, den dieser am 19. etwas verdrießlich beantwortete (Jahrbuch I, 112) und dem auch ein Zettel Pepis an die Schwestern beilag. Die Briefe vom Hause wühlten aber die alte Erregung immer wieder auf und nach einem ruhigeren Blatt vom 16., sehen wir sie am 17. December, als sie ihre Schwester im Schreiben ablöst, wieder in hellem Aufruhr.

Donnerstag [16. December] 1/2 6 Uhr.

So eben kommen wir vom Tisch wo wieder der Herr Feldmarschal von Bretschneider nach Aussag der Pepi immer herüber (den

er sitzt an einem anderen Tisch) geplinzelt. Der alte Esel ist uns recht zuwieder.

Ich schreibe in Pepis Tagebuch nichts um den Gang nicht zu stören. Habt ihr von Grillparzer den Zettel erhalten? wir sind doch brav! keine Gelegenheit laßen wir vorüber gehen um Euch etwas zu wißen zu laßen. Schreibt ja recht ausfürlich damit es einem rechten Wasch ehnlich sicht. Ein fader blonder Herr der früher am andern Tisch saß und der entsetzlich groß thut fragte mich ob wir schon im Theater O Re waren; und als ich es verneinte, trug er uns Bilieten dahin an, natürlich dankte ich ihm recht artig, sagte aber, wir wehren beym Wirth geladen. So etwas können wir nicht brauchen. Schoberlechner will uns dahin führen, es soll die beste Gesellschaft von ganz Italien seyn. Mich sollte es freuen sehe ich in dieser Art etwas gutes, ich traue den Italiennern in dieser Hinsicht nicht viel zu. Heute habe ich an Preyß geschrieben. Wie mir scheint, so kommt er wenig zu Euch. Ich schrieb einen recht artigen Brief an Kirstein, wo ich ihm für die Aufmerksamkeiten in Nahmen der ganzen Familie dankte, der Brief ist abgeschrieben damit ihr in lesen könnt; Ich sehe schon mit diesen Leuten muß man recht vorsichtig umgehen. Es ist auch möglich daß er ihn nicht erhalten, denn ich wußte die Adreße nicht recht . . . . Wie geht's Wilhelm, lernt er fleißig, muß er noch immer im Winkel stehen: und vor allem spricht er oft von uns. Wir schlafen keine Nacht vor 1 oder 2 ein, da wird den wie natürlich von sonst niemand gesprochen als von Euch, den Kleinen, und ich in Gedanken mit noch einer Person. Wie geht es ihm? ist er munter? spricht er von uns? was macht die Nase? solche und noch 100 andere Fragen hätte ich im petto, wenn ich nicht fürchten müßte, einer Person, die auch diesen zusammen geschmirten Zettel lißt, Verdruß zu machen. Also schweige mein Herz. Wir haben heute mit unserm Wirth bey Tisch eine Filipine gegeßen, ich wehre desperat müßte ich ihm etwas geben, auf ein Loth Schnupf-Taback will ich mich einlaßen. Ich fand gestern in der Gramer [Grammaire] fünf Nummern die haben wir heute gesezt, Gott gebe seynen Segen. Wir wollen par fors reich werden. . . . Nun weiß ich nichts mehr, also gute Nacht, alle, alle. Wilhelm, gute Nacht. Paa! gute Nacht. Liebe Netti warst du so gut, und hast du die Leinwand für Grillparzer gekauft und sie der Weixler gegeben, auch ist noch ein Leintuch von ihm in einer Schublad gewesen nur in welcher weiß ich nicht, auch wegen den Hosenträger vergiß ja nicht; und zürne nicht daß ich immer dich so quäle. . . .«

»Freytag, den 17. December 1830.

Die Hand zittert mir! aber nicht aus Kälte oder Schwäche, sondern aus wirklichem Erger über die ganze Geschichte, mit Maly. Diese dummen,

bösen Mädels glauben daß man eben so eitel ist wie sie und jedes freundliche Wort gleich für eine Liebes Erklärung nimt. Das war selbst mein Unglück mit Grillparzer daß ich mir so wenig zutraute, und daher die Mittel, welche wirklich in meinen Händen wahren ihn zu zerstreuen, Andern über ließ, und ihn so von im [mir] entfernte. Ich sagte Maly noch am Abend in Gegenwart ihrer Schwester daß ich Grillparzer nie vergeßen werde, denn alles was gut an mir ist habe ich seinem Umgang zu danken. Ich glaube daß ist doch genug. Was Netti mich der zu großen Freundlichkeit beschuldigt, kann ich durch aus nicht einsehen. Bey mir ist es wenigstens der Fall, wenn mir jemand gleichgültig ist, mit ihm zu tanzen, zu springen, zu singen, kurz zu thun waß mir in Sinn kommt, waß gerade daß Gegentheil ist, so bald mich jemand Interesirt, da bin ich furchtsam und schüchtern. Nun bey Gott daß war ich doch gewiß nicht in Achau. Doch sollen mich diese Plauschereyn in meiner Handlungweise nicht irre machen. Selb daß ich so lange an Grillparzer nicht schrieb war Furcht, so sehr es mir schon Bedürfniß war mich mit ihm zu unterhalten, ist es nicht der Fall so will ich gewiß recht fleißig schreiben, sage mir nur daher liebe Netti ob es ihn nur nicht zuwieder ist, denn daß es ihm Freude machen könnte, daß wage ich nicht zu Hoffen. Zu grüßen alle und den Ältern die Hände zu küßen brauche ich euch nicht zu bitten.

Heute den 17 Freytag December 1830 nach 11 Morgens fing es zum Schneien an. Das ist doch ausführlich. Habt Ihr schon vielen Schnee? Was kann in Wien ein seidenes Schnupftuch so wie Moriz und Grillparzer hat kosten? . . .

Ich Bitte Grillparzer alles von mir zu sagen, und ihn zu küßen.«

Der folgende Brief führt in die Mißhelligkeiten ein, unter denen Pepi beim Theater zu leiden hatte und die hier ausführlicher nicht dargelegt werden sollen. Sie fühlte sich zurückgesetzt und wollte ihre Verpflichtungen lösen, wie sie es wirklich bald darauf that. Katti nimmt an allem den rührendsten Antheil und darf ihn auch bei den Empfängerinnen des tagebuchartigen Briefes voraussetzen. Mario sollte Pepis Partner sein.

»Mayland den 19. December 1830.

Liebe Ältern und Schwestern!

Nun trift die Reihe mich, Euch unsere interesanten Begebenheiten mitzutheilen, da Pepi schon Proben hat, und auch gar keine Lust zu schreiben in sich fühlt. Nachdem Freytag unser Brief auf die

Post gegeben war, so kam Schoberlechner, nach ihm unser Stimmer, wo beyde bis wir zu Tische gingen, blieben. Letzterer sagte uns, das Mario gar nichts sey. Ihr könnt Euch den Schrecken von Pepi vorstellen. Bey Tisch lud uns der Wirth für Abends auf ein Spiel ein, wir giengen mit Schoberlechner nach 7 hinunter. Ich spielte Zwicken und war so glückich 3 neue Zwanziger zu gewinnen. Pepi spielte Wist und verlohr einen und einen ½ Zwanziger . . . . .

Den 18. Pepi gieng um 11 in die Probe, ich sah unterdeßen unsere Wäsch durch, hat aber eine rechte Bangichkeit in mir, wie alles gehen würde, und troz dem, daß ich mir alles Üble dachte, um Sie (fahls es richtig sey daß Mario schlecht und ihr Part ohne Zusatz bliebe) mit Ruhe zu behandeln. Sie kamm um ½3 und trat mit den Worten ein: Herr dein Wille geschehe; fing aber gleich zu weinen an; Ich muß gestehen, es wäre bald um meine Faßung geschehen gewesen, und ich hätte aus Herzenslust mit weinen mögen wenn ich nicht im Innern von deßen schlimmen Folgen überzeugt gewesen wäre. Sie sagte mir, Mario sei wirklich nicht gut, sey nicht vom Fleck zu bringen, sänge ohne Geschmak, und was das Beste ist er singt a la Pasta. Denkt Euch nun ein duo, welches gerade alles das erfordert was ihm abgeht. So eben war Mario da, er scheint ein sehr braver Mann zu sein. Sie machten ihr duo. Ich will mein Urtheil auffspahren bis ich ihn recht gehört. Wie es bey der Probe zugegangen, soll Pepi Euch beschreiben mit allen Grauslichkeiten. Wir gingen zu Tisch. Um 7 Uhr hatte sie wieder Prob. Schoberlechner kam gerade, wie sie ging. Er blieb bei mir, wo er wie natürlich von nichts, als von seinen Theater sprach, und wie er so gerne Heurathen möchte, ich glaube, er hatte gestern eine solche Wuht, er hätte eine von uns genommen, ohngefehr um 9 Uhr spielten wir Mariasche bis Pepi um ½10 kam. Denkt Euch die Arme hat nichts, als das duo und einige Recitatif (denn die Cavatin ist noch nicht fertig), muß dahin sitzen und weil ihre Worte so hinein geflikt sind, warten bis die Andern es begreifen. Wir gingen bald zu Bette.

Den 19. in die Kirche (ich weiß davon nicht den Namen) die wirklich sehr schön ist, aber was nützt die Pracht wenn darin keine Andacht herrscht. Da wäre so ein Jesus recht, wenn er mit einem Stok kämme und diese Verkäufer hinaus triebe. Ich kann nie etwas bethen. Mario kamm, was geschehen wißt Ihr. Dieser konnte gar nicht glauben, daß Pepi als primo musico angaschirt ist, in Hinsicht des Parts, ihm geht es um kein Haar beßer, er soll auch eine so unbedeudente Rolle haben, sagte aber offen, an ihn läge nicht so viel, in dem er in Mayland gekannt, aber um Pepi thete es ihm sehr leid, und

weil die Andern sich nicht um sie bekümmern, wolle er es thun. Sie soll sich in Mayland um sein Renome als Ehrlicher Mann bekümmern, und er sey eines guten Zeugniß gewiß. Ich sage ihnen nur, daß sind Seelen Verkäufer, fügte er noch hinzu, man wird fast mit Gewald gezwungen ein schlechter Mensch zu werden. Nachdem er fort, die Briefe an Albert und Matignioni abgegeben. Ersterer ist Cusini zu unserer Reiher in Wien, gefählt mir nicht besonders, plauscht entsetzlich und so ohne allen Sinn. Gott gebe daß ich mich geirrt. . . Ich habe vergeßen: Gestern bei Tisch war Hasenhut mit ihrer schehr Mama und Mattis, entsetzlich aufgeputzt, er saß und sah sie in einem fort an, und kamm mit den Augen jeden ihrer Wünsche zuvor. Mit meiner Gesundheit geht es so so. Darum bitte ich meine Schrift zu entschuldigen, den ich habe immer entsetzliche Wallungen, daher immer Kopfweh und ein entsetzliches Zittern. Ich habe immer so viel Farbe, daß mir alle Leute, ja selbst Schoberlechner sagt, ich sehe wie die lebendige Gesundheit aus. Mein einziger Trost ist das Pepi zeigt, daß sie mich recht lieb hat, denn neulich sagte Sie zu mir: Nein Katti ich kann dir gar nicht sagen wie du dich zu deinem Vortheil verendert hast. Ach wären die Aussichten nur ein wenig freundlich, wir lebten so Ruhig! Nun Gott will es nicht und so müßen wir uns fügen . . . Während Pepi . . . an Euch schrieb, weinte sie entsetzlich, und als ich ihr zuredete sagte sie: Ja die Schwestern werden es wieder nicht glauben und werden sagen, es ist nur der Wunsch zu Hause zu seyn der mir alle diese Sachen so schwer ertragen macht, ich will ihnen aber zeugen das dieses nicht der Fall ist, denn, jeden Dienst und entfernt er mich noch so weit von meiner Familie, will ich mit Freuden annehmen. Ich wußte mir nicht anders zu helfen und fing daher von Wilhelm an, waß, wie gewöhnlich, von guten Folgen war, denn sie wurde wirklich heiterer. Ich fürchte sie müßen ihr in der Probe mehr gethan haben als sie sagt. Generali soll (wie ich gehört) sehr mit ihr in diesem Schmarn zufrieden sein. . . .

Den 20. Sie ist um $^1/_2$12 in die Probe abgeholt worden, ich fürchte schon ihre Zurückkunft. Die Sänger aus Rom sind angekommen, sie sind semptlich ohne scritura, daß macht auch, wegen was man nicht aufbegeren kann, indem ein solcher impresario es gleich als ein Vergehen betrachtet und die scritura zerreißet, so wie es einen Baßisten in der Scala schon ergangen, der nun ohne Brod ist. Denn sie bekommen genug Andere, und natürlich wolfeiler. Sie klagt nur immer und sagt, sie wollt weiß Gott was alls erdulten, hätte sie nur einen guten Part, damit sie den Ruhm, welchen sie in Venedig erworben, nicht hier verlieren müße. Als sie nach Hause kamm, angezogen, um zu [General] Wallmoden zu gehen, . . . Wallmoden war zu Haus, ließ sich aber

entschuldigen, uns nicht empfangen zu können, indem er unpäßlich sey, er würde uns schon besuchen. Ja, da können wir wieder ein Weilchen warten. . . . .

Den 22. Ich habe gestern nicht geschrieben, ich will nachdenken obs ich noch alles weiß waß wir gethan . . . So eben kamm Schoberlechner, er hat Moriz sein Geschäft weggenommen, er muß nemlich Federn schneiden. Nun stellt Euch vor, man hat in drey Tagen drey ermordet, sage in der Stadt auf der Straße gefunden. Es ist auch wirklich schauerlich wenn man um 9 Uhr Abends nach Hause geht, und man begechnet so alle hundert schrit eine Wache. Die Anzahl der Padruln wehrend der Nacht sind 500 Mann. Da ist es bei uns doch beßer. Mir scheint die Leute brauchen Geld, um ins Theater gehen zu können. Es ist wirklich komisch die gemeinsten Leute hört man auf der Straße reden, und welches den Sieg davon tragen wird. Als ob daß Wohl des Stadtes abhing . . . . .

Pepi sitzt und über setzt ihren Part Wort für Wort ins Deutsche . . . . .

Brief . . . von Kirstein . . . 4 Seiten lang recht freundschaftlich, aber Gott sei Dank nicht zärtlich. Er sagt auch daß er sich mit Wilhelm so gut unterhalten als er bei Euch war. Schreibt uns doch auch einiges von seinen guten Einfällen. Ich bin auch entsetzlich Witzig geworden, und Pepi wollte sichs merken um sie Euch mitzutheilen aber sie wurde wieder verschlafen. Ach Gott, mir macht es so viele Freude, sehe ich sie lachen . . . Schoberlechner wollte uns heute in's Theater O Re führen und so eben haben wir erfahren daß nichts mehr ist. Mir ist recht leid darum. Jedoch sind wir ohne aller Schuld. Schoberlechner hatte keine Zeit, von den fremden Herrn wollten wir uns nicht führen laßen und sonst sah sich Niemand um uns um. Der dort spielende Schauspieler Vestri soll der größte lebende Künstler sein den man in Europa hat. Das will viel sagen . . . Heute ein Jahr saßen wir noch alle bey sammen um für den lieben Weihnachts Abend zu arbeiten. Waß wird heute über ein Jahr seyn? Als ich über den Obcina hinab fuhr und die Schwester mir sagte, da ligt Triest, so über fihl mich eine solche Wehmuth, gerade so, als ob ich dorten bleiben müßte. Sollte dieses eine Ahnung seyn? Ihr könnt mir einreden es war Freude Therese zu sehen. Glaubt, ich kann recht gut beyde Gefühle unterscheiden. Und da ich um keinen Preyß länger meiner Familie zur Laßt seyn will, so wird es wohl auch so kommen. Therese sagte immer: Ach könnte ich nur eine Fröhlich annehmen. Ich bin überzeugt sie nimmt mich mit vieler Freude.

Den 23. Während ich gestern an Euch schrieb kam Schoberlechner . . . Er las uns einen Brief seiner Mutter vor, wo er wehrend

dem lesen immer sagte: du liebe du gute Mutter. Er wurde so gesprächig daß er uns ihre ganzen Familien Verhältniße erzehlte. Dann fing er zu singen an. Das war das Signal zu Pepis Traurigkeit. Es wurde wieder viel vom Theater gesprochen. Nachdem er fort war fing Pepi zu weinen an, und sagte: Weis Gott, ich bin keinen Menschen neidig, aber ich kann gar nicht sagen wie mir wird wenn ich Schoberlechner die hübschen Sachen singen höre. Und nun war sie wieder gar nicht zu trösten. Wir gingen um 1/2 10 zu Bette, da hat sie sich aber schön Rewanschirt, sie fragte mich nemlich ob ich Grillparzer denn noch recht gerne hätte und da fing ich zu — weinen an. Es wurde noch recht viel gesprochen . . . Grillparzer wird (obschon wir noch nichts von ihm gehört) wieder ein schreiben von mir erhalten. Küße ihn von mir recht herzlich lieber Wilhelm, und drücke ihn so lange biß er schreit, so auch die lieben Groß Ältern und die Tanten. . . . Lebt recht wohl und denkt nur den 10. Theil so oft an uns als wir auf Euch.

Katty.«

Der Brief Grillparzer's, dessen Ankunft die wahnsinnige Freude bei Katti hervorruft, ist der oben erwähnte vom 19. December. Der Sänger Galli ist 1783 geboren.

»Mayland den 26. December 1830.

Liebe Ältern und Schwestern!

Am Tage wo es hier bunt [laut?] zugeht wie im Ewigenleben, sitzen wir in unserer stillen Kammer und schreiben. . . . . Ihr werdet fragen, warum nicht im Theater? Weil in die Scala durchaus kein Platz zu bekommen ist, und die Direkzion so schmutzig war, selbst die Logen weg zu geben die den Sängern gehören. Auf der Scene wird man so herum gestoßen, und dann könnten wir auch nicht das Balet sehen, indem die Sänger fort müßen um den Andern den Raum zu laßen. In Carcano hätten wir vielleicht Platz bekommen, aber Schoberlechner kam und führte uns auf den Corso, waß mir recht lieb war, weil der Arzt mir gebolt auszugehen. Wir kammen erst um 3/4 auf 4 nach Hause und wollten eben für das Theater unsern Statt richten, siehe da, man Läutete zu Tisch. Nu wars vorbey mit den Vergnügen. Wir stehen nie vor 1/4 oder halb 6 von Tisch auf und um diese Zeit hätten wir müßen dort seyn, wenn wir einen Platz wollten, wir fügten uns, und sind nun auch recht Vergnügt. . . . .

Freytags den 24. schickten wir einen Brief an Grillparzer ab, mit dem Einschluß, die Ihr nun schon in Händen habt. Wir gingen zu Tisch und mochten wohl ein Bischen stiller gewesen seyn, den der Wirth

fragte uns um die Ursache, und als wir im sagten kein Brief sey angekommen, tröstete er uns auf Männer Art. Wir gingen hinauf. Pepi legte ihre Uhr vor sich und so rechneten wir nach was alles geschehen, wer aller kommen könnte. Grillparzer war der Lezte der kamm, denn so machte er es jedes Jahr. Um 7 pocht es an unserer Thür und das Mädchen bringt einen Brief von Euch. Von dieser Freude habt Ihr keine Vorstellung. Unser freundlicher Wirth, der die Nachläßigkeit der hiesigen Post kent, hat daher zweymahl dahin gesand und das zweyte Mahl erhilt er wirklich den Brief. Rückwerts schrieb er: ist das nicht ein schönes Weinachts Geschenk? War das nicht recht gutmüthig? . . .

Den 25 stand ich zimlich spät auf. Der Arzt kamm und verbohlt mir alles Fleisch weiß Gott wie lange. Muß immer nur Gemüse eßen. . . Ich will gerne alles befolgen und bin nur froh nicht in die Hände eines Italieners gekommen zu sein, alles versichert mich, vor einige Mahl Aderläße hätten sie mich nicht aus gelaßen. Das soll für Deutsche sehr gefärlich seyn. . . .

Heute den 26. kaum waren wir aufgestanden als es klopfte es war der kleine Wilhelm, der Sohn des Hauses, der mir einen Brief von Grillparzer brachte, das Mädchen welches gerade das Früstück brachte muß mich für Wahnsinig gehalten haben so sprang ich herum, getraute in mir aber nicht auf zu machen bis Pepi es that. Er schreibt wohl, mein Brief hätte ihm Vergnügen gemacht, daß überige wiedersprach aber dem ganz; Ich bin nun wieder so eingeschüchtert daß ich mich kaum getrauen werde wieder an Ihn zu schreibn. Forsche daher ein wenig liebe Netti! Es gehört allerdings unter mein größtes Vergnügen an ihn schreiben zu können, du weist aber, welche Opfer ich ihm zu bringen im Stande bin, und sollte es ihm unangenehm seyn so würde ich halt recht selten schreiben. . . . Für heute muß ich Euch gute Nacht sagen. . . . Wilhelm die Tant Kadl sagt gute Nacht. Heute ist es in mir ganz stille. So ist der Mensch.

Den 27. Gestern sangen wir noch aus der Oper von Pacini Contestabile di Chester das ist eine wunderschöne Musick, er (Schoberlechner) nahm die ganze Oper von Wien mit. Ich glaube schwerlich, daß, hätte ich in der S c a l a gesungen, großen Furor gemacht hätte. Pepi hatte heute wieder Probe, unterdeßen kam Schoberlechner, der das Resultat von der gestrigen Aufführung von ihrem Theater brachte. Die Oper hiß Anna Bolena Musik von Donizetti. Pasta gefil ganz, vorzüglich in einer Aria. Rubini machte Furori. Galli fil gänzlich durch. Er soll auch schon sehr alt sein, und ungeheuer falsch singen. Die Oper gefihl so so. Doch wurde der Compositeur zweymahl gerufen. Das Ballet, von dem man sich so viel versprach ist durch gefallen. Hasen=

hut tanzte mit Mattis. Er soll recht gefallen haben, sie weniger. In der Scala wißen wir noch nichts bestimmtes. Schütz soll mehr gefallen haben als Grisi, doch keine Furore gemacht. Das große Ballet, aber ist nicht von Horschelt, wurde ausgepfifen. Ein Herr bei Tisch erzehlte mir, daß die Mayländer sich schon früher vor genommen, das kleine Ballet von Horschelt auszuzischen, man fing auch wirklich gleich an, jedoch, jelänger es dauerte, desto ruhiger wurden sie, und man ist allgemein der Meinung daß es in die Länge gefallen wird. Er soll vorzüglich die Kinder so gut benützt haben. Ja, ja das versteht er. . . .

Mein Kopfweh ist heute schon beßer. Ich werde noch wie eine Wilde leben müßen, oder wie ein Esel höre ich Euch sagen. Nur von Kräutern und Wurzeln. Ich komme mir oft wie der Preyß vor, so viele Farbe habe ich. Er hat doch meinen Brief erhalten?

Den 29. Ihr könnt gar nicht glauben welche Freude wir hatten als wir Euren lieben Brief empfingen. . . . Liebe Netti sey nur nicht böse daß ich dich immer mit demselben quäle. Ich lese so wenig von Grillparzer, fragt er den gar nicht nach mir? und was sagte er über mein Schreiben. . . . Den 28. hatte Pepi wieder Probe, ich saß und richtete ihr eine Haube. Ich bin jetzt oft und lang allein, wo da meine Gedanken sind, brauche ich Euch nicht zu sagen. Im Bett komt meistens das Heymweh, doch hat Pepi noch nie davon etwas gemerkt. Eben diese Nacht träumte mir, Grillparzer wäre krank. Darüber wurde ich wach und bekamm aber eine solche Sehnsucht, daß ich meinte ich müßte gleich zu Fuß nach Wien laufen . . . Er [der Wirth] sagte wir seyen ein paar Engeln und es gefihl ihn so gut wir wir uns mit den Männern betrügen. Nach Tisch zogen wir uns an und gingen . . . in die Scala. Das Theater komt mir viel größer vor, als das erste Mahl. Man kann die Länge erst beurtheilen wenn die Cortine auf gezogen wird, und die, in der Nähe, so großen Männer (wie die Meisten beym Chor sind) wie die Miniatur Menschen erscheinen; was aber auf mich keinen guten Eindruck machte. Grisi gefihl beßer. Mir gefalt sie nicht. Sie hat einen gemeinen Anschlag, wohl Feuer, welches mich aber verlezt. Schütz Stimme ist gebildeter, so wie sie auch viel mehr Schuhle hat als wie die Andern, doch ligt ihr der Part zu hoch. Auch fangt die Stimme schon zu altern an. Nach dem ersten Akt kam ein langweiliges Ballet, wo Heberle mit . . . . . . ein Paa de deu tanzte. Sie siht noch immer gut aus und hat eine eigene Anmuth. Sie wurden nicht gerufen. Man mag sie nicht, aber nicht weil sie vieleicht verlohren; oh nein, man gesteht ein, daß sie gut ist, die Antwort ist immer: sie war zu oft schon da. Dann kamm der andere Theil der Oper, dann das kleine Ballet welches Ungarisch ist. Gefihl. Die ganze Geschichte

dauerte bis nach 12 Uhr. Ich trug von dem vielen Gold, dem langen Schaun, dem Gemurmel [Gewurrel?] der Menschen und den vielen Lichtern einen entsetzlichen Kopfweh davon. . . .

Den 31. Heute ist der letzte Tag im Jahr und da wird auch wieder ein Brief an die lieben geschloßen. Was wird das nächste Jahr alles geschehen? Ich hoffe für mich nichts Gutes und bin daher recht ruhig. Gestern war der ganze Tag ohne daß etwas vorgefallen wäre. Schoberlechner kam und animirte uns zu ihnen ins Theater zu gehen . . . . Malek Adel, Musick von Nikolini; Pasta Malek, Rosner Palmira, die Andern weiß ich die Namen nicht, nur so viel weiß ich daß auser Pasta, die wie natürlich sehr gut spielte und einem eigenen Türken enlich sah, und Rosner welche noch so ist wie sie war, nur sang sie nicht gar so entsetzlich falsch (ich will aber nicht sagen als ob sie es gar nicht mehr tähte; oh nein sie kann es noch immer, so wie auch Pasta einen unglücklichen Tag hatte) so laßt ihr aber . . . . . , . keinen so hohen Part singen. Vorgerufen wurde nur Pasta. Rosner nach ihren Sachen recht beklascht. Wie gesagt auser der Pasta war alles wie auf einen Kreuzer Theater. Da ist es für Schoberlechner freilich leicht. Es komt mir vor als ob ein ganz anderes Volk wäre als in der Scala, so genügsam. Ich versichere Euch, daß man bey vielen Sachen bey uns nicht so ruhig gewesen wäre. Es kam ein großes Ballet welches mich recht unterhielt. Hasenhut mit Mattis tanzte, wurden aber matt aufgenohmen und nicht gerufen. Und dann den Schluß machte die Oper. Die Musik ist zu eintönig und es gehören Sänger dazu die sie aufzuputzen wißen. Sie wird sich nicht lange halten. Ich dacht den ganzen Abend an Grillparzer und Betty. An erstern weil ich weiß er liebt diese Gattung Musik, und an Betty daß wird sie sich wohl selbst erklären können. Wir kamen erst um 1 nach Hause wieder mit dem entsetzlichsten Kopfweh, es gehören wirklich Nerven wie die Stricke dazu um bey einer solchen Quandibet nicht angegriffen zu werden . . . . Ich habe beym Schreiben der Pepi ihre Pelz Handschuh an. . . .

Auch ich bitte die guten Ältern zu küßen. So wie Wilhelm und die von Pepi genannten. Grillparzer bitte ich nicht zu vergeßen und ihm alles von mir zu sagen. Liebe Netti du wirst den 13 oder 14 einen Brief bekommen den bist du so gut Grillparzer an seynem Geburths Tag der den 15 ist samt den Hosenträger zu senden. Sey nur nicht böse. Schreibt uns bald im neuen Jahr und seid versichert daß Euch Katty eben so lieb hat wie im Alten.«

Das neue Jahr wird mit Briefen in die Heimat begonnen und mit Gedanken an Grillparzer. In einem Briefe Pepis fügt

Katti einige Worte ein: »Wir haben so schönes Wetter daß diese Zeilen bei offener Thür welche ein Balcon ist geschrieben werden. Da wird uns Grillparzer wieder beneiden.« Dann beginnt sie ihren eigenen Brief. Netti hatte ihr in dem letzten Schreiben mitgetheilt, daß man für die künftige Kronprinzessin italienisch sprechende Kammerdienerinnen aufnehme; sie betrachtete es für sich selbst als das größte Glück, wenn sie eine solche Stelle bekäme; aber leider wisse sie mit dem Putz nicht genügend umzugehen: »Aber für die Katti wäre das etwas, die mit allem so umzugehen weiß, das wäre etwas für die Zukunft.« Daran knüpft der folgende Brief an.

»Angefangen am ersten Tag im Jahr 1831.

Liebe Ältern und Schwestern samt Verwande und Bekannte. Pepi ist in der Probe ich daher wieder allein. Das Wetter ist so schlecht (es regnet schon seit einigen Tagen ohne aufhören) daher konnte ich auch dem lieben Gott keine Aufwartung machen, sondern mußte ihm meine Bitte für Aller Wohl und Zufriedenheit zu Hause vortragen. Was denn auch recht brünstig geschah. Du hast allerdings Recht liebe Netti, daß das etwas für mich wäre wenn ich so könnte als Kammerjungfer angestellt werden. Aber ein sollches Glück ist mir nicht bestimmt. Sollche Plätze bekommen meistens solche, welche Verwande am Hofe haben und alle Wege und Stege kennen. Auch hätte ich mich gewiß Persönlich der Kaiserin vorstellen müßen. Soeben komt Pepi, ich muß also aufhören. Denn das neue Jahr fängt gut an. Pepi kamm wieder weinend aus der Probe. Sie siht, da die Oper in die Scene geht, daß ihr Part nur so hinein geflickt ist um die Andern ausruhen zu laßen. Sie fing bey der Probe zu Weinen an, und davon wurden die Andern so aufrichtig daß man ihr eine Menge Kniffe sagte. . . . Ich redete ihr wie ein Beichtvater zu, es half aber nicht viel. Sie ist so abergläubig, davon habt Ihr gar keinen Begrif, sie meint sie müße nun das ganze Jahr weinen, ich hätte (so schwer mir bey der ganzen Geschichte ist) bald darüber lachen müßen. Moriz wird mich über diese Äuserung wieder verdammen. Ich finde aber es doch beßer und so will ich auch dabey bleiben. Alle meine Klagen haben mir in meinem Leben nichts genützt, als daß es mir liebe Leut entfernte. Und da ich nun die Überzeugung habe, daß der Mensch nicht gegen den Strom schwimmen kann, sondern ruhig aushalten muß, so bin ich auch bey allen recht schnell gefaßt. Erst gestern hatten wir wider einen Beweiß daß der Mensch denkt und Gott lenkt. Nachdem wir uns gestern schon um $^1/_2$9 zu Bette gelegt hatten (denn besonders ich, war recht müde, ich glaube warlich

vom vielen sitzen; denn ich komme mir wie unsere Perlenhüner vor, wie ich aufstehe, so sinken mir die Knie) kam das Mädchen an die Thür, um uns zu sagen, der Baum für die kleinen Bubens wäre anzuzünden, auch wünschte der Herr wir möchten den Abend bey ihnen zubringen. Wir standen also geschwind auf, zogen uns schnell an, und gingen hinunter, fanden die gewöhnliche Gesellschaft, welche aus 3 Schweyzern samt ihren Frauen bestand. Es wurde Thee getrunken und Klezen Brod gegeßen, dann Karten gespielt. Ein Spiel welches ich noch nie gespielt. Um ½12 wurde zu Tisch gegangen. Der Eintritt des neuen Jahr's mit Campanier getrunken. Ich mußte auf Euer aller Wohl doch Bescheid thun (obwohl der Arzt jede Gattung Wein verboth) und wenn der liebe Gott bey meinem Trinken nicht mehr auf den Willen, als auf die That gesehen, so steht es schlimm mit Euch. Pepi sang eine Kleinigkeit, wo sie dann in eine fürchterliche Gesundheit ausbrachen; darauf spielte sie Walzer, wo sie zu tanzen anfingen. Die Geschichte dauerte bis 2 von unserer Seite, ich glaube die Andern blieben noch eine Stunde. Wir haben uns nicht besonders unterhalten, das Vergnügen ausgenommen, unter sittlichen Menschen zu seyn, die so aus innen heraus Vergnügt seyn können. Das muß auf alle Menschen einen guten Einfluß haben, welche nur ein wenig Sinn für häusliche Freude haben und diesen Sinn besitzen wir beide (ich möchte sagen zu viel). . . .

Den 2. Heute hatte Pepi wieder Probe wo man ihr eine Ariet zu singen für die Oper gab. Sie erklärte ganz ruhig aber recht bestimmt, sie werde sie nicht singen und, bekömmt sie nichts ordendliches, den zweyten Akt nicht hinausgehen. Indem das ein Part für eine seconda donna ist, und sie als primo musico nicht verpflichtet ist, einen solchen Part zu singen. Crivelli war nicht dabey, doch morgen ist wieder Probe und da wird er dabey seyn. Da mag es wohl einen Sturm setzen. . . .

Den 3. 6 Uhr Abends. Pepi ist in der Probe und ich wieder allein, wie könnte ich mich beßer Unterhalten, als wenn ich an Euch schreibe. Pepi hatte heute schon Prob; waß es da alles gab wird Sie Euch schreiben. Es muß sie wirklich freuen wie alle Männer mit ihr sind. Mit welcher Achtung sie Alle behandeln. . . . Schoberlechner kamm in vollem Zorn von ihrer Probe. Er hat sich nemlich mit . . . . der Roser gezankt. Er sagt: Nein was die für Sachen treibt, davon haben sie keinen Begrief. Heute ligt ihr das zu tief, Morgen zu hoch, heute kann sie das nicht singen Morgen jenes nicht. Heute nachdem sie die Oper schon ein paar Monathe hat, gefällt ihr die Musik nicht und so wollte sie aus der Probe gehen. Da konnte Er sich nicht länger halten und fragte sie, ob sie denn glaube, die Andern wären da um sich hunzen

zu laßen. Worauf sie ihn sagte: Ich weiß daß sie zum Singen, und zum Maul halten da sind. Sie gefällt täglich weniger. Die Italiener sagen, sie soll erst singen lernen, sie sey wohl hübsch aber kalt. Und diese Person hat über den Fasching 1200 Frank. Und in ihrem Contrakt ausgemacht daß sie nur jene Parte singen darf, die sie will. . . Ich bin schon neugierig wenn Pepi aus der Probe kommt was da wieder geschehen seyn wird. Es ist wirklich komisch mit mir. Wenn ich so zwischen die Beyden sitze und so in einem fort zurede. Wo sie mich dann immer versichern ich hätte Recht. . . . . Also gute Nacht für heute.«

Während Katti die Entwicklung der Dinge bangen Herzens verfolgte, erwuchsen Josephinen in dem Gouverneur von Mailand und in dem Herzog von Visconti, der die Aufsicht über die Theater hatte, neue Gönner; zugleich aber traf am 4. ein energischer Brief vom Hause ein mit dem Rathe, die Partie verloren zu geben und einem möglichen Mißerfolge auszuweichen. Alles, alles Mögliche sollten sie in Bewegung setzen, rief Betti in ihrer derben Art, daß Pepi nicht zum singen komme sondern gleich suchen möchte, »von dieser Bagage loszukommen«; augenblicklich sollten sie auf die Post gehen und nach Hause fahren. Sie berief sich auf Grillparzer, der gleichfalls ihrer Meinung sei und der immer sehr guten Rath geben könne. Netti hatte einige Worte in gleicher Tendenz hinzugefügt. Katti aber in ihrer ruhigen und festen Weise sah die Dinge anders an:

»Den 4. So eben erhalten wir dein Schreiben liebe Betty, wo deine Sorgfalt für uns aus jeder Zeile sah und wir beyde immer ausriefen: Nein die Schwestern sind Engeln. Aufrichtig liebe Kinder, ich bin mit Euch nicht einverstanden. Es ist wahr, Pepi ist in dieser Oper sakrifizirt, sie hat ein schlechtes duo, welches sie aber recht gut singt, auch aus ihrem Schreiben werdet Ihr sehen, daß sie noch eine Arie bekommen soll. Mit einem Wort leßt ihren Zettel, so werdet ihr sehen, daß nichts mehr zu machen ist. Sie hat bereitz die Kleider im Hauß. Ihr hättet sie hören sollen wie sie mit diesen Leuten sprach, mit einer Ruhe und Festigkeit, daß alle erstaunt waren. Sie hat nemlich im zweyten Akt einige Recitativ die unumgänglich nothwendig sind und sie erklärte sich, sie würde sie nicht mehr singen. Aber da hat ja das ganze Buch keinen Sinn. Das ist mir ganz gleichgültig, man hat auf mich nicht gesehen, nun nehme ich auch keine Rücksicht. Ja, ich weiß kein Mittel, sagte der Poet, als den ganzen Part einer seconda donna zu geben. Nun brach Mario los, und sagte, er würde mit keiner zweyten Sängerin auftretten und überhaupt, sey das eine duo, das es muß von

einer guten Sängerin gesungen werden. Pepi blieb also dabey, dem Herrn Mario zu lieb singe sie das duo, aber im zweyten Akte geht sie nicht mehr heraus. Nun heute kam Crivelli und baht Pepi, sie möchte nur eine Arie singen, er würde ihr noch Worte machen laßen. Er selbst wolle zu Generali gehen und ihn fragen: Mensch hast du noch Gedanken? und wenn jener sich erklert, die Zeit sey zu kurz, so wolle er einen andern Compositeur nehmen um nur Pepi zufrieden zu stellen. Mir wäre es schrecklich wenn man glauben könnte als wollte ich sie unterdrücken. Denken sie nur, der Gouverneur war bey mir und hat sie anempfohlen, so wie gerade unser Herzog und noch eine menge von die Großen von welchen ich abhänge. Aber dennoch blieb sie dabey, sie geht nur im zweyten Akt heraus wenn sie eine Arie zu singen hat. Und so müßen wir nun warten was geschiht. Hier ist es nicht wie bey uns. Wenn auch die Oper mißfällt, so werden doch die, die darinnen gesungen, beurtheilt nach ihrem Verdienst. Bey Pepi wird man sagen, es ist schade das sie nicht mehr zu singen hatte. Auch muß der Mensch nicht immer dem Unangenehmen aus dem Wege gehen damit man sich selbst das Zeugniß geben kann, man hat Ruhig ausgehalten. Diese Selbststendigkeit mangelte Pepi schon lange. Der Mensch muß oft tüchtig in's Leben eingreifen, desto gröser ist der Triumpf auch wenn es nur halb wegs gelingt . . . . In deinem letzten Schreiben sagtest du, du hättest Freude wenn Pepi ausgepfifen würde. Welcher Widerspruch! Und heute schreibst du, wir sollten über Hals und Kopf davon gehen. Das wäre ja feig. . . . Liebe Netti ich werde bis Samstag einen Brief an Grillparzer absenden, den bist du so gut ihm den 15. samt den Hosenträgern Vormittags hinzuschicken. Er wird nemlich an Euch addressirt. Sey nur nicht böse daß ich dich immer quäle.

Den 5. . . . Ihr würdet wirklich lachen, wenn Ihr sie sehen könntet wie sie, wo sie geht und steht immer singt und spielt. Wir können immer erst sehr spät einschlafen, da hörte ich sie denn immer Stöhnen, so daß ich meinte, sie weine, wo ich dann immer rief: Pepi, du weinst ja! aus ihren Antworten sah ich dann daß ich mich geirrt. Gestern sagte sie mir, wenn du mich so stöhnen hörst, so singe ich immer; Ihr könnt daher sehen wie fleisig sie ist. Das erste Kleid ist grün mit Silber. Das zweyte fast ganz wie die Pasta in Tankred. Ihr sagtet uns, selbst Grillparzer wäre einverstanden. Wir haben allerdings Achtung vor seinem Raht, er war stets gut. Doch glaube ich, man muß an Ort und Stelle seyn, um urtheilen zu können. Was die böse Welt sagt, da muß man sich hinaus setzen. Denn kämmen wir zurück, so könnten sie ebenso gut sagen: Sie hatte nicht den Muth mit diesen Leuten zu singen, oder das Theater war zu groß, weiß Gott was noch alles. Haben sie

doch von Schoberlechner gesagt er hätte fiasco gemacht und es ist gerade bis jetzt das Gegentheil. Überhaupt sollen wir schon gar nicht auf die Meinung der Menge hören, indem wir so viele Beweyse haben daß uns unser eigenes Bewustsein genug seyn muß. Dir lieber Wilhelm sage ich vielen Dank für deine lieben Zeilen, sie haben mir viel Freude gemacht. So wie die Versicherung des Moriz daß du so fleisig lehrnst. Willst du wohl so gut seyn und ihn in unserm Namen zu grüßen so wie auch Grillparzer? Auch bitten wir dich die schönen Sachen wo mit dich das liebe Kristkind beschenkt nicht zu zerbrechen, damit doch deine dich liebenden Tanten die Beweise deines Fleises noch ganz sehen. . . .«

»Mailand den 7. Jänner 1831.

Liebe Ältern und Schwestern!

Ich fange einen Brief an Euch an, ohne zu wißen was hinein kommen soll. Den unsere lezten Begebenheiten werdet Ihr durch Grillparzer erfahren haben. Der gute Gouverneur hieß uns einen Weg einschlagen, der unmöglich und mir auch lächerlich vorkam. . . . So eben scheint mir komt Pepi; wie mir das Herz schlägt . . . Als Sie kam sagte sie: Als sie gestern von der Probe war, soll der Direktor der ersten Violine zu Crivelli gegangen seyn und ihm gesagt haben, daß das Mittelstück von Pepis duo noch geendert werden muß, es ist ja als ob man in einem Kaffee Haus wäre, die guten Leute sakrifiziren sich und mit allem dem sezen sie sich noch etwas aus; worauf ihm geantwortet wurde: ich mag mit Generali nichts mehr reden; der Kerl ist gleich entsetzlich grob. Nun so muß ich mit ihm reden. Was geschehen wird weiß sie noch nicht. Sie hat mir auch vom Carcano Theater eine schöne Geschichte erzält. Derjenige welcher über dieses Theater die Kritigen schreibt, hatte gestern einen Sitz im Pater, man gab die Gaza ladra. Marionetti, der davon in Kenntniß gesezt wurde sezte sich neben ihn und nach einiger Zeit fängt lezterer ihn zu fragen an, ob er bald genug über seyn Theater gesagt, worauf jener antwortet, daß hier nicht der Ort sey um über sollche Sachen zu sprechen, hätte er etwas gesagt, was nicht recht sey, so würde er mit Vergnügen dort erscheinen wo man über sollche Sachen spricht, auch lese das Gouvernium seine Kritigen und so stelle er zugleich jene Stelle zu Rede. Worauf ihm jener — in's Gesicht spie und ihm Ohrfeigen gab. Der Mißhandelte schrie um die Schandarm, welche ihn mit genauer Noth vor noch größeren Beleidigungen Schützen konnten. Da drausen sind meistens Anhänger der Pasta und des Rubini, die helfen den gleich zusammen, und es soll einen schreklichen Lärm gegeben haben. Die Schandarm nahmen ihn

in ihre Mitte und so wurde er unter dem entsetzlichsten Geschrei, unter Hüt nach werfen hinaus gebracht. Pepi sagt, sie hätte einiges von seyne geschriebene Sätzen gehört und fände sie recht gut. Gott wie sind wir froh nicht dort gewesen zu seyn. Ja bey uns glaube ich, dürfte ein solcher Mensch Schreiben was er wollte, man würde ihn vieleicht mit Verachtung behandeln, aber kein öffentliches Spektakel abgeben. Oh es ist der Gebildeste ein roher Mensch. . . . Als wir zu Hause kamen, brachte mir der Sohn vom Hause ein Geschenk. Ich saß immer bey Tisch neben einem Apellazions Raht. Dieser speiste gestern bey König und zum Zeichen, daß er bey Tisch an mich gedacht, sande er mir eine bonbon Büchse mit kleinen Zuckerwerk. Das gehört dir lieber Wilhelm es soll noch ganz voll in deine Hände kommen. Ist das nicht galant. Es ist wirklich komisch mit Pepis Unstern. Ihr wißt daß Generali nichts mehr componirt, nun wurde ein Anderer aufgetrieben, der sollte gestern kommen. Wie er über seine Stiege geht, stürzt er herunter und beschädigte sich so, daß der arme Mensch im Bett liegen muß. Pepi sah ihn heute selbst. Die Hand soll bis zu den Fingern geschwollen seyn daß er auch keine Feder halten kann. Sie ist in der Probe. Ich kann gar nicht sagen wie mir immer dann das Herz schlägt wenn ich einen Wagen kommen höre. Sie ist so reizbar daß man mit ihr recht sorgfältig umgehen muß. . . . .

Den 8ten. Pepi kam erst nach 10 zu Hause. Ich war also die ganze Zeit allein, arbeitete an einer Kette für den kleinen Wilhelm. Wir haben sie im Spiel an ihn verlohren. Ich glaube das Mittelstück vom Duett bleibt weg, weil es zu schlecht ist. Sie sagte mir: du kannst nicht glauben wie traurig mich immer eine solche Probe macht, wenn ich diese Leute höre welchen ich allen (Pisaroni aufgenommen) Unterricht geben könnte; und ich muß eine solche Rolle spielen. . . . Sie singt keine Arie, sie finden keinen compositeur. . . .

Den 10. Pepi kam gestern aus der Probe und erzehlte mir daß Crivelli mit Grisi einen schrecklichen Zank gehabt. Sie sang nemlich nicht laut genug, so konnten sie die im Orgester nicht genug hören, man beklagte sich darüber, nun ging er hin und begehrte sie sollte lauter singen, wo sie sagte, sie sey unwohl. Aber wenn er darauf bestünde, so würde sie ihren Contract zurückgeben. Nun schrie er, sie möchte in auf der Stelle noch diesen Augenblick hergeben. Auch soll er ihr einen abscheuligen Namen gegeben haben den Pepi aber nicht verstand und als sie fragte, sagten sie er sey zu abscheulig, man könne es ihr nicht sagen. . . .

Den 11. . . . . . Ich kann gar nicht sagen welche Freude uns Nitzis Zettel machte, ach es thut so wohl wenn man sichtbare Zeichen

von Theilnahme in der Fremde von seinen Freunden erhält, wo man siht daß es nicht blose Höflichkeits Sache sondern wirklich das Bedürfniß der Mittheilung und diese weis ich ist der Fall bey Ritzi. Nach Euren Brief erhielt ich einen von Kirstein vier Seiten lang. Ich schrieb Euch daß er öfter geschrieben, ich habe Ihm aber erst vor kurzen geantwortet. Nun bittet und beschwört er mich, ich möchte Ihm sagen wo mit er mich beleidigt daß ich seyne Briefe nicht beantworte. Und ganz am Schluß setzt er hinzu daß dieser Brief schon in der Tasch des Postbothen war als seyne Schwestern von Wien kamen und ihm die Geschichte des Teubel erzelten, nun glaubt er gewiß daß dieses Schuld an meinem langen Schweigen sey, und er erwartet von meiner Herzensgüte, daß ich diese Sache (deßen Auseinandersetzung er mündlich vornehmen würde) so behandle wie er mich stets dergleichen Dinge behandeln sah. Ich will ihn darauf antworten und mir jede mündliche Detale verbithen. Das wäre mir unangenehm wenn ich solch ein Geschwätz noch einmahl hören müßte. Ich wollte die ganze Sache nicht berühren, daher war mein lezter Brief recht artig; nun da er aber selber anfängt muß ich doch darüber sprächen, doch soll es recht kurz geschehen. . . . . Vergiß ja nicht die lieben Ältern von uns Vielmahl die Hände zu küßen, so wie alle Bekannten zu grüßen. An Grillparzer werde ich nun nicht mehr schreiben, es ist der sicherste Beweis daß es ihm nicht lieb ist indem er auf 4 Briefe ein einzigmahl geschrieben. Ich habe so viel lernen müßen ich werde auch das noch über mich erzwingen. Ihr müßt ihn daher nicht mehr auffodern indem ich weis daß, würde er immer mit Briefen schreiben gequält, er mir noch Gram würde.

Heute treumte mir Grillparzer sey krank, ist es vieleicht der Fall? diese Tage träumte mir daß erste Mahl in meinem Leben von der Gnädigen und des andern Tags bekammen wir einen Brief von ihr. . . . .

Katty.«

Der Bericht über das Auftreten Pepis und den Mißerfolg der vielbesprochenen Oper Generalis fehlt uns. Netti antwortet:

»Montag den 24. Januar: Freytag erhielten wir Euren ausgepfiffenen Brief. Das muß ein Spectakel gewesen seyn. Grillparzer war der Erste, der kam, ihn las und sich vornahm gleich zu schreiben, ob er es gethan weis ich nicht. Er sagte: er habe nur 2 Briefe erhalten, nicht vier wie ihr geschrieben. Nun wird beständig von einer Seite fürs Dortbleiben, von der Andern fürs Zurückkommen gesprochen.«

Pepis Unwohlsein gab den Ausschlag und es gelang ihr ihre Verpflichtungen zu lösen. Die Oper Arsace e Semiramide ist von Guccco.

»Mayland den 22. [Jänner] 1831.

Gute Ältern, liebe Kinder!

. . . . Pepi ligt schon seit drey Tagen. Gott sey Dank an keiner gefärlichen Krankheit. Sie kam kaum vom Herzog (davon haben wir im lezten Brief geschrieben) so mußte sie zu Bette gehen. Zum Glück war gerade Westinger da, der die meiste Schuld auf das (Gott verzeihe mir meine Sünden) verdamte Klima schob . . . . Den anderen Tag schickte der Herzog seinen Arzt, weil der von Theater höchst unwißend seyn soll. . . . Nein Kinder was das für ein Wetter ist davon habt Ihr keinen Begrif; die ganze Zeit immer geregnet, als ob Gott diese Italienische Brut von der Erde vertilgen wollte. Nu was die Männer Welt betrift, da wäre doch gewiß nicht Schade darum; denn daß sind die kefsten unverschämtesten Leute die mir vorgekommen. Selb in die Kirche laufen sie nach wie die wüthigen Hunde. Mir scheint sie müßen eine eigene Liebe zu den Deutschen fühlen. . . . . Ich bin neugierig ob Pepi ihre Entlaßung bekomt. Pisaroni ist so zu sagen in dieser Schule grau geworden, also soll sie sich garnichts daraus machen daß sie nicht gefällt, sie tritt daher Pepi keine Rolle ab, und Pepi nihmt keine kleine mehr, so hat sie Crivelli schon gesagt. Rubini ist krank, es mag also noch ziemlich lange dauern bis Schoberlechner zu Auftretten komt. Dinstag wird bey ihnen semiramis gegeben, wozu sie zu ihrer Quantitet noch die Eberlin zum Arsace angaschirt haben. Galli wird den Asur singen: ich glaube (wenn es Pepis Gesundheit zu läßt) daß wir dahin gehen werden. Liebe Netti! wir werden sehen ob wir nicht die schönsten Sachen aus der Belinischen Oper bekommen, kurz was es hier neues gibt bringen wir mit.

Heute endlich habe ich Kirsteins Brief beantwortet; ich fühlte selbst daß ein längeres Zögern höchst unartig sey. Ich habe mir alle diese Briefe abgeschrieben, daß Ihr alles lesen könt. Hast du Grillparzer alles übergeben, was sagte er dazu? ich fürchte immer es müsen mit ihm Plauschereyen vorgefallen seyn, denn sonst konnte ich mir seyn Schweigen nicht erklären. Er hat mir so heilig versprochen zu schreiben, daß ich unmöglich denken kann der blose Widerwille gegen daß selbe sollte sein Wort brechen machen. Ich stehe sehr viel aus! Für heute will ich Euch alle herzlich grüßen. Dich auch du lieber Bursch. Es ist 1/2 8 also für so brafe Leute, wie wir sind, Zeit zu Bett zu gehen. Zwar

Pepi ligt schon lange. Gute Nacht. Pepi ist eben so unartig wie Wilhelm; wenn ich ihr etwas abschlage so sagt sie immer Just! Just!

Den 23. Pepi wird wieder Kind, sie hat sich gestern schlecht aufgeführt. Wenn sie ganz gesund ist, muß sie mir im Winkel stehn. . . . . Pepi ließ Volpini zu uns bitten, und eben hat uns dieser Großsprächer verlaßen. Sie bath ihn mit Crivelli in Hinsicht ihres Contraktes zu sprechen indem hier nichts zu machen ist und sie sich wirklich recht unwohl fühlt. So wünscht sie so bald wie möglich von hier los zu kommen. Wir würden dan über Triest gehen weil mit ihrem jezigen Umstand die ganze Reise zu beschwärlich wäre. Nun wünsche ich es selbst daß es so bald wie möglich geschehe. Pepi sizt neben mir und sagt alle unartigen Worte des Wilhelms, sie siht dabey so verklärt aus als ob sie Ambrosia zu sich nehme. Ach Gott was macht die Entfernung nicht alles lieb und gut. . . . So eben lese ich was Pepi von mir geschrieben. Ich bin noch immer die Alte eben so corpulent als wie ich Wien verlies. Nur habe ich mich wie natürlich gebleicht, und meine Wallungen dazu das macht mich also besser aussehen.«

Pepi hatte geschrieben: »Katti sieht sehr gut aus: hat Backen wie eine Kuh Dirne.« Am 25. schließt Katti ihren Brief ab:

»So eben erhielten wir Euer Schreiben. Mit welcher Freude empfangen, mit welcher gelesen. Wie freut es mich, daß ihr euch auf dem Ball so gut unterhalten; du liebe Netti hast deinen Vorsatz also aufgegeben nicht zu tanzen, ich sagte es auch gleich zu Pepi daß bey einer solchen Musik wie die von Strauß ist man wirklich nicht ruhig sein kann. . . . Grillparzer hatte also Freude mit meiner Aufmerksamkeit. Ich danke dir viel mahl dafur, daß du Alles so besorgt. Pepi hat so eben auf meine schöne Schrift den Kaffee gegoßen. . . . . Moriz meint in seinem Brief ich hätte meine in Wien bewiesene Standhaftigkeit verlohren, ich kann ihm aber darauf ein recht bestimmtes n e i n antworten. Und ich glaube mir daß Zeugniß geben zu können, daß ich mit keinem Wort, ja mit keiner Miene Pepis Schmerz vermehrt! Und ich glaube daß war in diesen Verhältnißen nichts leicht.«

Pepi meldet gleichzeitig die erlangte Lösung ihres Contracts und setzt ihre Abreise von Venedig auf den 29. fest. Nun da sie mit ihren eigenen Angelegenheiten in Ordnung ist, scheinen sie die der Schwester wieder mehr zu beschäftigen:

. . . »Ist Grillparzer gut gegen Katti gesinnt, scheint es unverzeihlich, so gar nichts von sich hören zu laßen. Katti hat sich sehr zu ihrem Vortheil geändert. Sie ist wieder hübscher geworden; sey das das wenigste; aber sie ist wirklich gut recht gut nun, um wie viel mehr dürfte sie es mit diesem Murrkopf seyn, an welchem sie mit so viel Innigkeit hängt. Wir haben hier wie junge Eheleute in den Flitterwochen gelebt; hätte mein Geschäft nicht so viel unnöthige Sorge gemacht ich möchte wohl immer so ruhig leben können. Hätte ich nur ahnen können, daß es so gut endet. . . .

. . . Katti sagte glaube ich in ihrem Zettel an Moriz: er möchte ihr zu wissen machen ob Grillparzer die Zettels alle erhalten, er möchte ihn doch wieder durchlesen, da er auch ein schwaches Gedächtniß scheint zu besitzen.«

Damit enden die Briefe der Schwestern aus Mayland. Aus Triest liegen noch drei kürzere Berichte Pepis vor. Am 2. Februar schreibt sie:

»Grillparzer hat Katti geschrieben. Ich antwortete da es meist mich betraf; ich setze ihm die Sache auseinander; und ich zweifle nicht, daß er, wie ich die Umstände schilderte mir recht gab.«

Pepis Brief vom 20. Februar fügt Katti nur Weniges hinzu:

»Liebe Schwestern und Ältern!

Da Therese ihren Kleinen stilt so kann ich doch einige Zeilen ungestört an Euch richten, denn ist sie unbeschäftigt so müssen wir immer bei ihr sitzen und kann wirklich böse werden wenn es nicht geschiht. Ich lebe hier wirklich in recht angenehmer Thätigkeit, denn, muß Wäsche herausgegeben oder aufgegeben werden, so thue ich es, kurz, sie läßt mir recht schalten, und ich bin überzeugt, sehe uns die Alte, sie würde sagen, behalte eine; denn wenn du krank wirst so hast du doch Jemand auf den du dich verlassen kanst. Die übrige Zeit lerne ich ihr schöne Arbeiten oder wir spielen Klavier, waß mich nun volenz glücklich macht. Pepi und Rosenkart sind wie die Kinder. Abends wo meistens Karten gespielt wird schlagen sie sich ohne Ende, wo wir die lachenden Zuschauer sind . . . . . . Küßt und grüßt Alles was sich meiner Wenigkeit erinnert und seid der Liebe Eurer unveränderlichen Schwester gewiß. Katty.

Grillparzer ist doch wohl? viele Grüße.«

Das ist ihr letztes eigenhändiges Wort von der Reise, ihr Omega wie es ihr Alpha gewesen. Aus dem Plane, dauernd in Triest zu bleiben wurde nichts. Sie mußte wieder zurück in die Nähe des Geliebten, und gieng damit neuen Qualen und Mißverständnissen entgegen, bis die Zeit allmählig auch ihr Ruhe und Mäßigung brachte.

Pepi meldet am 24. Februar noch den Plan ihrer Rückreise. Sie wollen am 27. von Triest abfahren und am 2. März in Wien ankommen; »Therese und ihr Kleiner grüßen freundlich — so wie Katti die Ältern und Euch recht viele Küße sendet — — wir sehen uns bald — deßhalb sey auch dieses mein letztes Wort —lebt wohl und nehmt uns mit Freude in Eurem Kreise wieder auf.«

Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien.

Von

Richard Batka.





Die zahlreichen Aphorismen, Tagebuchblätter und Satiren Grillparzers, welche sich auf den Kampf der deutschen gegen die italienische Oper in Wien beziehen, erfordern eine zusammenhängende Betrachtung umsomehr, als sie die einzelnen Phasen einer für die gesammte Kunstgeschichte wichtigen und noch lange nicht hinreichend gewürdigten Periode des Wiener Musiklebens widerspiegeln. Auch ist es gerade dieser Kampf, der alle Eigenthümlichkeiten der musikalischen Anlage Grillparzers an das Licht bringt. Was hievon aus den allgemeinen Culturzuständen Oesterreichs hervorgeht, oder im Besonderen der Individualität des Dichters zugehört, soll im Folgenden stets zu scheiden gesucht werden, denn nur auf diese Weise läßt sich sein Verhalten in jenem künstlerischen Streite völlig verstehen.[1])

Von jeher lag in der Donaustadt die Neigung zur Pflege der idealen Güter im Kampfe mit einem starken Hang zu üppigem, sinnlichem Lebensgenuß. Und immer, wenn es einem großen Genius gelungen war, durch Versinnlichung der Ideale und durch Veredlung der Genußsucht die beiden feindlichen Mächte zu versöhnen, brauchte nur ein verführerischer Lockvogel wiederum an die niederen Triebe des Volkes zu appelliren und der Riß klaffte tiefer als zuvor. So ist es Herrn Walther von der Vogelweide gegangen, dessen höfisches Singen der Schalk Neidhart mit seinen Tanzreihen verdrängte; und sechs Jahrhunderte später das gleiche Spiel, zwischen Beethoven und Rossini, den Classikern und Strauß, Wagner und Offenbach. Die Personen wechseln, aber die Rollen bleiben dieselben.

Seit den Tagen, da Walther zornig sein »Frô Unfuoge ir habt gesiget« rief, bewegte sich das Wiener Geistesleben in der durch den Neuenthaler eingeschlagenen Richtung. Die Tanzweise, und zwar die »dörperliche« mehr und mehr, beherrscht die ganze Lyrik, wie der Schwank die erzählende Poesie. Wien wird das Eldorado der fahrenden Spielleute, mehr Musikos und Instrument, rühmt Schmeltzl, finde man gewißlich nirgendswo. Bald gewann die musikalische Seite der Liedkunst, das Gefallen an der unmittelbaren Wirkung des Klanges in demselben Maße die Oberhand, als bei den in sinnlichem Wohlleben versunkenen Hörern die Lust und Fähigkeit zum reflectirenden Genießen, zur Auffassung der rein gedanklichen Elemente sich verlor. Dieser Proceß wurde noch beschleunigt durch die im 17. Jahrhundert vollzogene Absperrung Oesterreichs von Deutschland und führte schließlich den völligen Untergang der Dichtkunst sowie eine Alleinherrschaft der Musik herbei, deren Folgen man noch in unseren Zeiten gar oft zu verspüren meint.

Unter solchen Verhältnissen ist es ganz begreiflich, daß der große Aufschwung unserer Cultur in Deutschland auf intellectuellem, in Oesterreich auf musikalischem Gebiete seinen Ausdruck findet. Bei dem schweren Drucke der Censur erschien die Musik unter allen Künsten thatsächlich als die einzig freie (Werke, 5. Auflage, III, 45) und einem Zustande des Empfindens die angemessenste, den Grillparzer selbst treffend mit

Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halbgedachte

bezeichnet. An keinem anderen Orte und zu keiner anderen Zeit war die Musik je wieder so tief in das gesammte öffentliche und häusliche Leben eingedrungen und so fest mit diesem verwachsen. Nirgends hat sie das gesammte künstlerische Bedürfniß eines Volkes so ausschließlich zu befriedigen vermocht. Sie ersetzte bis zu einem gewissen Grade Poesie, Literatur, Politik, Philosophie, und Grillparzer gab nur der allgemeinen ästhetischen Ueberzeugung seiner Landsleute Ausdruck, wenn er, an Schopen-

hauers berühmte Hypothese gemahnend, die Tonkunst als »des Weltalls Summe« bezeichnete.

Was die breiteren Schichten des Volkes an den Werken Haydns und Mozarts anzog, war zunächst ihre sinnliche Schönheit. Von dieser entzückt, lernten sie bald auch das Verständniß für Form und Inhalt, während in Deutschland das musikalische Urtheil nicht so sehr von der Wirkung, als von den Ursachen, vom formalen Bau, von der harmonischen und instrumentalen Zusammensetzung eines Tonstückes her seinen Ausgang nahm. Darnach verstehen wir, warum die Deutschen bei den Wienern in musikalischer Hinsicht als Gelehrte, Pedanten und Unkünstler betrachtet wurden und warum die productiven Musiker das Wiener Publicum jedem anderen vorzogen. Berichtet man doch der Rochlitz'schen Musikzeitung (1800), daß jede gute Oper in Wien »sehr zahlreich, von den nämlichen Personen zwanzig, dreißig Mal, ja noch öfter gehört werde, blos um sich, da sie die ersten Male das Ganze gehört haben, an den einzelnen Schönheiten zu ergötzen. Wenn ein Sänger nur drei oder vier Tacte mit Gefühl vorträgt, wenn ein kleines Solo eines Instrumentes gut gespielt wird, so werden diese wenigen Tacte empfunden und beklatscht, zuweilen sogar von den Gallerien.« [2]) Im Wetteifer des kunstsinnigen Adels mit der emporstrebenden Bürgerschaft entwickelte sich der musikalische Geschmack Wiens zu jener Feinheit, Sicherheit und vielseitigen Empfänglichkeit, die Cherubini bei seinem Aufenthalt in der Kaiserstadt (1805) nicht genug loben konnte. Auch Grillparzer gab sehr viel auf das Urtheil seiner Landsleute, wie er denn von dem gesunden Menschenverstande der Oesterreicher tief überzeugt war.

Zwei ausgezeichnete Opernbühnen, das Theater an der Wien und jenes vor dem Kärntnerthore, zu welchen sich später noch eines in der Josefstadt gesellte, boten gediegene Leistungen. Der Umstand, daß beliebte Opern zu gleicher Zeit an den beiden Theatern aufgeführt wurden, drängte zu Vergleichen und wirkte bildend auf Urtheil und Geschmack. Von Grillparzer selbst besitzen wir eine solche vergleichende Kritik über Meyerbeers

»Robert der Teufel« (XV, 132 ff.). Die niederen Kunstgattungen blühten in der Leopoldstadt, der Wiege des Wiener Couplets, und fanden ein dankbares Publicum. Allein damit war das abendliche Musikleben noch lange nicht erschöpft. Ganz Wien glich einem ungeheueren Concertplatz, denn es mochte nur wenige Häuser geben, in denen nicht an jedem Abende die eine oder andere Familie mit einem Streichquartett oder einer Claviersonate sich unterhielt. Aus den geöffneten Fenstern des kaiserlichen Convictes locken die Klänge des Schülerorchesters die von den Basteien heimkehrenden Spaziergänger an. Man sammelt sich in Scharen vor dem Hause, der Verkehr ist vollständig gesperrt, denn die gegenüberwohnenden Geschäftsleute haben den Damen alle verfügbaren Stühle hinaus auf die Straße gestellt. In den abgelegenen Gassen lustwandeln die Kinder mit verschlungenen Händchen und singen mehrstimmige Lieder. Das junge Volk aber eilt mittlerweile zur Mehlgrube, zum Sperl und wie die beliebten Tanzsäle heißen, in deren Dienste sich schließlich die Walzerkunst eines Strauß und Lanner entwickelt hat. Aus allen Wirthshäusern tönte ein Geigen, Pfeifen, Brummen und Blasen, weil dem Wiener ohne Tafelmusik nichts schmecken wollte. In diesem singenden, klingenden Strudel fühlte er sich wohl, das war die Poesie und Philosophie des Volkes der Phäaken,

> Das sich mit Märchen und mit Scherz
> Der Wahrheit Bild umwunden.

Ja, märchenhaft muthet es uns an, wenn Zacharias Werner vom Vorabend des St. Annentages singt (Poetische Werke I, 140), den er zu Wien bei herrlichstem Mondschein genoß, wo den zahllosen Annen von ihren Verehrern unzählige Serenaden mit Guitarren gebracht werden, während die Brunnen auf den Märkten plätschern und der unvergleichliche Stefansthurm wie ein Riese auf das Gewimmel der fröhlichen Menschlein herniederschaut. Fast mit den nämlichen Worten dichtet Eichendorff in Wien seine »Sehnsucht« und die gleiche

Scenerie kehrt im zweiten Akte von Richard Wagners »Meistersingern« wieder, deren Stimmungszauber ja gleichfalls auf Wiener Eindrücke zurückgeht. In dem wundervollen H-dur-Satz weht so recht der süße, entnervende Sommerhauch des Capua der Geister.[3])

Mitten in diesem sinnberückenden Leben denken wir uns den jungen Grillparzer. Seine Liebe zur Musik dürfen wir unbedenklich als ein Erbtheil von der Mutter ansehen, welche der in der Geschichte des Wiener Musikwesens wohlberufenen Familie Sonnleithner angehörte und selbst eine leidenschaftliche Musikfreundin war. Der obligate Clavierunterricht, den ihm ein genialer, aber liederlicher Virtuos[4]) und später eine pedantische Lehrerin angedeihen ließen, wurde ihm infolge der verkehrten Behandlungsweise zur Qual und bald aufgegeben. Endlich führte ihn die trübe Stimmung bei des Vaters Krankheit wieder der Musik zu. Er öffnet das Clavier und merkt, daß ihm alles, selbst die Noten, fremd geworden sei. So ergötzt er sich denn am Zusammenklange der Accorde, löst sie in Bewegungen auf, bildet einfache Melodien und eignet sich so eine nicht geringe Fertigkeit im Phantasiren an. Er erzählt, daß er damals an nichts als an Musik dachte, ja sogar Lieder componirte, darunter den »König von Thule.« Nach dem Tode des Vaters setzte er das Clavierspiel als Hofmeister beim Grafen Seilern eifrig fort, und die Gedichte »Cherubin« und »Die Musik« bezeugen, daß er auch das öffentliche Musikleben mit Antheil verfolgte.

Dieses nahm eben im Jahre 1812 einen mächtigen Aufschwung. Mehrere kunstliebende Männer brachten am 12. November zu wohlthätigen Zwecken eine Aufführung des Händelschen »Timotheus« zu Stande, welche Grillparzer zu dem oben erwähnten Hymnus an die Musik begeisterte. Der glänzende Erfolg dieses Concertes hat sodann die Erfüllung eines langgehegten Wunsches gezeitigt, die Gründung einer »Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde«. Obzwar durchwegs aus Dilettanten zusammengesetzt, gewann sie rasch ein ungemeines An-

sehen und eine große Bedeutung für das Concertwesen der Residenz.

Durch seinen Oheim Sonnleithner, die Seele dieses Unternehmens, wurde Grillparzer in die ersten musikalischen Zirkel bei Kiesewetter, Geymüller, Spaun, Pichler u. s. w. eingeführt. Haydn, Mozart, Beethoven beherrschten damals den Geschmack, wie denn auch die Gesellschaft der Musikfreunde sich die Pflege classischer Tonwerke zur vornehmsten Aufgabe erkoren hatte. In diesen Jahren bildete Grillparzer seine musik-ästhetischen Anschauungen und erkannte in Mozart das Ideal höchster musikalischer Schönheit. Von seinen jungen dichterischen Erfolgen getragen und allenthalben gefeiert, an der Seite seiner zärtlich geliebten Mutter, mit welcher er fast täglich zu musiciren pflegte, verlebte Grillparzer die glücklichsten Stunden, und die Erinnerung daran verschmolz innig mit jener an die classischen Meister. Daher sein leidenschaftlicher Ausruf: »Die Musik jener älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik — nein, in ihr liegt mein Leben, es rauscht darin meine Jugend! Alles was ich gedacht, geträumt und empfunden in meinen besten Jahren. Deshalb könnte keine spätere ihr für mich gleichkommen!«

Der Mutter Tod versetzte den Dichter in tiefe Schwermuth, die zu verscheuchen er 1819 die Reise nach Italien, dem Lande der süßen Melodien, unternahm. Freilich, so stimmungsvolle musikalische Eindrücke, wie vom Gesange der Triestiner Schiffer (XIX, 201) oder vom Miserere in der Sistina (XIX, 222) empfing er nicht überall. In den unliebsamen Verwickelungen nach der Rückkehr wurde ihm die Musik abermals zur holden Trösterin, stellte die Erinnerung an vergessene dichterische Pläne wieder her und half das Band knüpfen, welches ihn fortan und dauernd an die Familie Fröhlich fesseln sollte.

Zugleich beschäftigte ihn der immer heftiger entbrennende Streit zwischen der neuitalienischen und der deutschen Musik auf das Lebhafteste. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte sich der Mozart'sche Opernstil zur allgemeinen Geltung durchgerungen und die Erfolge Cherubinis hatten seit 1802 daneben auch

der dramatischen Musik der Franzosen Eingang verschafft. Glucks, Catels, Dalayracs, Paers, Boildieus, Mehuls, Bertons und Isouards Opern, welche sich nunmehr auf der Wiener Bühne festsetzten, traten jedoch keineswegs in feindlichen Gegensatz zu den Erzeugnissen der einheimischen Meister, sondern fanden auch bei diesen große Anerkennung, sogar Nachahmung. Man lernte von Jenen scharfe Declamation, elegante Melodik und reizvolle Instrumentirung, ja mehrere Wiener Tonsetzer, Mosel, Kanne und J. v. Seyfried, suchten sogar eine noch innigere Vermählung von Wort und Ton zu erzielen. Das erhabene Beispiel Beethovens spornte selbst leichtgesinnte Flattergeister zu ernsterem Streben an, und es schien, als sollte die alte Genußsucht und Energielosigkeit bis auf den letzten Rest vernichtet werden.

Da zog im November 1816 die italienische Operntruppe Director Ceras, welche zuvor in München unter vielem Beifall aufgetreten war, in die Räume des Wiener Hoftheaters zu halbjährigem Gastspiel ein und brachte die neuesten Producte der jungen italienischen Opernschule mit. Das Personale bestand aus vorzüglichen Kräften, aus den Damen Spada, Borgondio und Campi, aus dem Tenor Tachinardi, dem Buffo de Grecis u. A., aber sie vermochten weder mit Generalis »Adelina«, noch mit Rossinis »l'Inganno felice« einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Erst der Rossini'sche »Tancred« wirkte, und zwar so stark und plötzlich, daß es die Anhänger charakteristischer Musik in unbeschreiblichen Schrecken versetzte. Was vier große Meister mit Daransetzung ihres ganzen Lebens dem allem künstlerischen Ernste feindlichen Wesen ihrer Umgebung mühsam abgerungen, das ging mit einem Male verloren, als Madame Borgondio den famosen Gassenhauer »Di tanti palpiti« sang. Wie das Losungswort eines neuen Evangeliums flog diese Melodie von Mund zu Mund; nach so viel ausgestandener Kriegsnoth, bei so großem wirthschaftlichen und politischen Elend, nach so viel classischer und französischer Musik, nach so vielen Leiden: Di tanti palpiti! Der alte böse Dämon

des Wienerthums war wachgesungen und durch kein Zauberwort wieder zu bannen.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß dem himmlischen Gesange der Borgondio der Hauptantheil an der unerhörten Wirkung der Rossinischen Weise zuzusprechen sei. Ihre Stimme wird gewöhnlich als ein Alt bezeichnet, war aber eigentlich ein in Höhe und Tiefe, in größter Stärke und im zartesten Pianissimo gleich herrlicher Mezzosopran. Ihr Vortrag konnte als das Ideal des edeln bel canto gelten: so kunstvoll und berechnet war ihre Verbindung der Töne, so nuancenreich und treffend ihr Ausdruck; namentlich rühmte man ihre Verzierungen, die sie nur aus wenigen Tönen bildete, aber auf neue, geschmackvolle Art, mit der verständigsten Wahl der Textstelle anzubringen wußte. Sehr lebendig war ihr Mienenspiel, während ihre Darstellung kaum über die nöthigsten Andeutungen hinausging.

So war die Sirene beschaffen, welche die mühsam angelernten, ernsthaften Grundsätze des Wiener Publicums so gründlich erschütterte. Zwei musikalische Parteien bildeten sich in jenen Tagen; die eine die Freunde, die andere die principiellen Gegner der neuen Operrichtung umfassend. Und obgleich die italienische Stagione nur bis zum Sommer dauerte, und die neben »Tankred« gegebenen Werke, selbst die Italiana in Algeri weit geringeren Erfolg erzielten, blieb die Trennung der beiden Parteien auch weiterhin bestehen.

Die »deutsche« Partei, wie man die Gegner des wälschen Singsangs nannte, setzte sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen. Durch persönliche Beziehungen und künstlerische Sympathien stand Beethoven und Schubert auf ihrer Seite; doch waren diese Meister viel zu wenig Programmmenschen, um in den Kampf der Meinungen, welcher sich obendrein auf dem ihnen fremderen Gebiete der dramatischen Musik abspielte, sich einzumischen. Aber da waren conservative Naturen, die in unbegrenzter Mozartverehrung aufgewachsen, den modernen Rossinicultus mißbilligten. Da waren Leute, die bei größter Seichtigkeit ihres Ansehens halber auf der Seite des Ernstes stehen zu

müssen glaubten, wie Castelli. Da waren die Nachtreter Mozarts, ein Weigl, Gyrowetz, Umlauf, deren Schaffen principiell dem der Italiener nicht allzu ferne lag, die aber desto mehr den Untergang ihrer eigenen, an zündender Kraft so sehr nachstehenden Producte befürchten mußten. Nur ein kleines Häuflein ließ sich von nationalen Beweggründen leiten. Alle diese Motive aber wirkten bei einem Manne zusammen, der gewissermaßen der Wortführer der Partei, auch mit einem positiven künstlerischen Programm auftrat: der Hofrath J. F. v. Mosel.

Mosel (geb. zu Wien 1772, gest. 1844) hatte schon seit beinahe drei Jahrzehnten im Wiener Musikleben eine hervorragende Stellung inne. Er war Freund Salieris, Mitbegründer der »Gesellschaft der Oesterreichischen Musikfreunde« und ihr erster Dirigent. Er versuchte sich als Schriftsteller, als Dichter und als Componist. Das Charakteristische, die Uebereinstimmung von Wort und Ton galt ihm als Kriterium einer guten Opernmusik; die Musik selbst schien ihm eine Poesie in Tönen zu sein und er selbst nannte sich gern einen Tondichter. Was er als principielle Forderung in seiner »Aesthetik des dramatischen Tonsatzes« (Wien, 1810) aufgestellt hatte, verwirklichte er später in zwei Opernwerken »Salem« (1812) und »Cyrus« (1818), welche indessen bald vom Repertoire verschwanden.

Es ist klar, daß der neue italienische Geschmack keinen entschiedeneren Gegner finden konnte als Mosel. Noch glaubt man, an der betreffenden Stelle seiner zwanzig Jahre später verfaßten »Geschichte der Tonkunst in Wien« die Erbitterung zu spüren, mit welcher ihn der jähe Erfolg des »Tankred« erfüllte: »Mit dieser Oper kam unsägliches Unheil in die musikalische Welt: Widersinn zwischen Text und Melodie, Bravour statt scenischen Ausdrucks, Ueberladung des Gesanges mit ebenso nichtssagenden als übel angebrachten Verzierungen, Deckung der Singstimmen durch das Orchester, Mangel an Charakteristik der singenden Personen und Darstellung der Helden durch Weiber.«

Den neuen Italienern setzte er die alten aus der Zeit Salieri's als Vertreter echter Compositions- und Gesangeskunst entgegen, er polemisirte in österreichischen und ausländischen Zeitschriften, er spitzte seine musikdramatischen Theorien immer schärfer zu. Wenn Castelli in seinen Memoiren (I, 198 ff.) bekennt: »Es gibt nur eines, was mir immer antipathisch war, die italienische Opernmusik. Ich will nicht leugnen, daß es eine herrliche Sache um eine schöne Melodie ist, allein, was nicht wahr ist, kann auch nicht schön sein. Die Oper soll ein dramatisches Ganzes sein, ein Kunstwerk. Text und Musik müssen Hand in Hand gehen, und die letztere ist nur zur Verstärkung der ersteren da. Der Text ist das Principale, die Musik das Accessorium .... die Italiener suchen nur das Ohr zu kitzeln, sie charakterisiren ihre Personen nicht und der Tyrann singt lieblich wie die Primadonna und der Held wie sein Schildknappe,« so gibt er wohl nur zum Besten, was er im intimen Umgang mit Mosel an ästhetischen Grundsätzen aufgeschnappt hatte.

Mit diesem Manne muß auch Grillparzer bei den zahlreichen musikalischen Soiréen und Unterhaltungsabenden, die er besuchte, oft zusammengetroffen sein und ihn seine Ideen entwickeln gehört haben. Vermuthlich ließ sich der Dichter in nähere Erörterungen mit ihm nicht ein, aber, heimgekehrt, schrieb er Alles nieder, was er Mosel hätte entgegnen mögen und womit er seine durchaus widersprechenden Anschauungen begründen konnte. So entstanden die vielen, aus diesen Jahren 1817—21 uns erhaltenen Aphorismen Grillparzers, worin er das Verhältniß der Musik zur Poesie behandelt und die Vertheidigung der Italiener gegen das »kunsthistorische Gelichter« sich zur Aufgabe machte. [5])

Es kann nicht befremden, daß sich Grillparzer bei seinem altösterreichisch-naiven Musikempfinden durch die dem Ohre schmeichelnden Melodien Rossinis angezogen fühlte. Seit 1817 äußert er wiederholt, daß die Wirkung der Musik auf ihn vom Sinnen- und Nervenreiz beginne: »Ich darf nur einen Ton hören, so geräth schon mein ganzes Wesen in eine zitternde

Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.« (XV, 116, 121.) Im Jahre 1819 scheint es ihm an der Zeit, ein Gegenstück zu Lessings Laokoon zu schreiben: »Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie (XV, 115),« dessen Endergebniß wäre, daß keine Oper vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden solle — von diesem aus sei jede dramatisch-musikalische Composition Unsinn — sondern als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem, erklärendem Texte.[6]) Er findet, daß die beiden Künste nicht blos in ihren Mitteln, sondern der Art, den ersten Gründen ihres Wesens nach (vgl. XV, 114) verschieden seien, da die Musik zuerst als Sinnenreiz nur mittelbar den Verstand berühre, die Poesie jedoch erst durch das Medium des Verstandes auf das Gemüth wirke (vgl. XV, 113). So sei die Musik eine durchaus selbständige Kunst, die ihre eigenen Gesetze habe, welche sie den Worten zuliebe nicht aufgeben darf (vgl. XV, 117).

Im nächsten Jahre bemerkt Grillparzer, daß das Wort blos Zeichen, der Ton aber, nebstdem, daß er ein Zeichen auch eine Sache sei (XV, 114) und macht sich an dem Unterschied zwischen französischer und italienischer Opernmusik klar (XV, 117). Reichere Ausbeute gewährt das Jahr 1821, doch werden meist nur schon früher ausgesprochene Gedanken wiederholt und weiter ausgeführt (XV, 117, 118, 119). »Es wird keinem Operncomponisten leichter sein, genau auf die Worte des Textes zu setzen, als dem, der seine Musik mechanisch zusammensetzt. Da hingegen der, dessen Musik ein organisches Leben hat, leicht mit den Worten in Collision kommt. Zudem ist das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nichttraurigkeit, der Schmerz durch Nichtlustigkeit u. s. w. ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonsetzer treu bleiben, den Worten nicht. Daher ist Rossinis kindisches Getändel doch mehr werth, als Mosels praktische Verstandesnachäffung, welche die Musik zerreißt, um den Worten des Dichters nachzustottern. ..... Wer deine Kraft kennt, Melodie, die du, ohne der

9*

Worterklärung eines Begriffes zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zurückziehst, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen!«

Wiederum müssen wir das durch die eigenthümliche culturhistorische Entwickelung bedingte künstlerische Empfinden des Altösterreichers zur Erklärung der sonst unbegreiflichen Thatsache heranziehen, daß ein Geist wie Grillparzer, der dichterische und musikalische Begabung in seltenem Maße vereinte, sich der ebenbürtigen Vermählung von Wort und Ton so hartnäckig widersetzt. Die Musik war eben mit dem ganzen Leben der Wiener seit jeher aufs innigste verknüpft, die Poesie erst vor einem Menschenalter aus Deutschland eingeführt worden, und so erschienen die beiden Künste noch als zwei völlig unvereinbare Welten. Auch darin ist Grillparzer ein Erbe der allgemeinen ästhetischen Ueberzeugung seiner Landsleute, daß er der Musik den Vorrang unter den übrigen Künsten einräumt (II, 7, 8, 10). Im Jahre 1821 meint er zwar, die Poesie stehe doch höher, wie das Mannesalter über der Kindheit (XV, 118), u. zw. darum, weil die Wirkungen der Musik zunächst physische, auf die niederen Sinne sich erstreckende seien (XV, 126 f.). Später jedoch kehrte er zu seiner früheren Ansicht zurück und pries die Musik, der das höchste Loos unter den Schwesterkünsten gefallen, die wie ein Cherub frei einhergeht (III, 45). Sie ist »die Kunst, in der der Himmel sich vermählt der Erde«. (II, 60).

So weit ist alles durchaus folgerichtig in Grillparzers ästhetischen Deductionen. Da fällt ihm ein, daß er so fortfahrend auch den ihm durch jahrelange Gewöhnung lieb gewordenen Gluck verdammen müsse und er hilft sich über dies Bedenken durch ein sehr willkürliches Sophisma hinweg, indem er zwei musikdramatische Gattungen: Singspiel und Oper annimmt. In der ersteren sei der Text, in der letzteren die Musik die Hauptsache. Bezeichnender Weise gilt ihm dieser Unterschied nur zu Gunsten Glucks, nicht aber auch für die Werke C. M. v. Webers, mit dem sich seine polemischen Aphorismen die folgenden Jahre hindurch beschäftigen.

Weber, der unermüdliche und erfolgreiche Vorkämpfer für die deutsche Oper in Dresden, hatte soeben in Berlin einen vollständigen Sieg über Spontini davongetragen und schien ganz der Mann, auch dem vergötterten Pesaresen das Feld streitig zu machen. Nun fügte sich's, daß im Frühjahr 1821 Graf Dietrichstein zum Director beider Hoftheater in Wien ernannt und ihm Mosel als Adlatus zur Seite gegeben wurde. Die beiden Freunde trafen nun sogleich energische Maßregeln den gesunkenen Geschmack wieder zu heben, Weigl wurde als Kapellmeister angestellt, von älteren bewährten Kräften war die Grünbaum, die Lembert, Vogl und Weinmüller noch da, und man bemühte sich, die Milder, die Metzger und den Tenoristen Wild zurückzuberufen. Im Spielplan herrschte nun die classische und französische Musik aufs Neue, Weigls, Umlaufs und Gyrowetzs Opern feierten eine Wiederauferstehung und die Krone setzte Dietrichstein seinen Bemühungen auf, indem er am Schlusse des Jahres Webers »Freischütz« zur Aufführung brachte.

Die Gestalt, in welcher das Werk die Bühne betreten mußte, war allerdings recht traurig. Der Kaiser hatte sich das Schießen auf der Bühne verboten und man sah sich genöthigt, die Büchse in eine Armbrust und das Kugelgießen in die Auffindung von Zauberbolzen zu verwandeln. Der Klausner erschien als »weltlicher« Einsiedler und Samiel durfte sich nur als »Stimme eines bösen Geistes» vernehmen lassen. Gleichwohl erzielte das Werk in dieser gräulichen Entstellung einen starken Erfolg[7]) und ließ die Anhänger dramatischer Musik neue Hoffnung schöpfen. Der Beweis sei erbracht, »daß man nur etwas recht Gediegenes zu liefern brauche, um das durch italienische Leckereien eingelullte bessere Selbstgefühl zu erwecken und den Sinn für das Wahre und Schöne aus seinem lethargischen Schlummer aufzurütteln«, berichten sie freudig der Allg. Musikzeitung (Bd. XXIV, Nr. 1). Grillparzer aber faßte seine Bedenken gegen diese Oper in einem längeren Aufsatze zusammen (XV, 126) und brach mit der Folgerung ab, »daß Mozart der

größte aller Tonsetzer sei und Maria Weber — nicht der größte.«

Es ist interessant zu beobachten, wie sowohl Grillparzer als seine Gegner die Berechtigung ihrer Ansichten aus Mozarts Schöpfungen herleiten zu können glauben. Was Grillparzer in diesen das Wesentlichste dünkte, war ihre rein sinnliche melodische Schönheit, die ihm bei Rossini, wenn auch minder tiefgründig, wiedergekehrt zu sein schien, während Mosel und die Seinen das Hauptgewicht auf das Ausdrucksvolle, Charakteristische legten, welches dem »Figaro«, dem »Don Juan« und der »Zauberflöte« in so hohem Grade innewohnt. Demgemäß führte die Entwicklung der Oper in ihren Augen zu dem Charakteristiker Weber hin, und Rossini mußte ihnen als ein gefährlicher Reactionär vorkommen. Diese Gefahr steigerte sich noch bedeutend, als man Dietrichstein bald nach den ersten Freischützaufführungen und mitten in den Vorbereitungen zu neuen kunstförderlichen Thaten auf die Leitung des Schauspieles beschränkte, weil der italienische Impresario Barbaja das Kärntnerthortheater in Pacht übernahm.

Barbaja führte sich sehr gut ein, indem er sogleich bei dem Schöpfer des »Freischütz« eine neue Oper bestellte und dadurch auch das Wohlwollen der Freunde deutscher Musik sich errang. Weber kam zu Anfang 1822 selbst nach Wien und die Aufführung des »Freischütz«, welche er persönlich dirigirte, gestaltete sich zu einem wahren Nationalfeste, zumal da es ihm durch sein energisches Auftreten gelungen war, wenigstens die unsinnigsten Verstümmelungen seines Werkes zu beseitigen. Er kam auch irgendwo, wahrscheinlich bei Sonnleithner, mit Grillparzer zusammen und machte ihm bei seiner Heimkehr nach Dresden einen Abschiedsbesuch. Doch traf er den Dichter nicht zu Hause und konnte sich darum nur mehr in einem überaus höflichen, vom 17. März datirten Schreiben empfehlen.

Gleich darauf langte Barbajas italienische Sängertruppe und mit ihr Rossini selbst in der Kaiserstadt an. Jener Witzbold, welcher damals im Leopoldstädter Theater »Das

Leben ein Rausch«, als Parodie auf Calderons Drama, zur Aufführung bringen ließ, hätte auf den Wein-, Bier-, Schnaps- und Liebesrausch sehr zeitgemäß einen Rossinirausch folgen lassen können. Der Enthusiasmus, das Entzücken der Wiener kannte keine Grenzen, obgleich es die »Deutschen« an Gegendemonstrationen nicht fehlen ließen, z. B. bei den Maiaufführungen des »Don Juan« im Theater an der Wien, welche dann offenbar Grillparzer zu seinen Bemerkungen über Da Pontes Textbuch veranlaßten (XV, 124). Rossinis Verehrer aber erklärten, es sei ihrem Meister geradezu ein Compliment gemacht, wenn man nur einen »Don Juan« gegen ihn aufzubieten wisse. So versuchte es denn die deutsche Partei mit einer unveränderten Aufführung des »Freischütz«, wobei besonders die Wolfsschluchtscene durch wirksame decorative Ausstattung zur Geltung gelangte. Grillparzer antwortete mit einer Parodie, deren scenische Bemerkungen unaufhörliche Donnerstreiche, Mißtöne aller Art, Brüllen, Fluchen, Schießen und dergleichen Schrecknisse vorschreibt (»Der wilde Jäger«, Werke XIII, 107). Dem Spectakel der Wolfsschlucht gegenüber meinte dann der Dichter auch, daß wohl alle bedeutenden Männer die sanfte und somit die italienische Musik jeder anderen vorgezogen haben. »Sie suchen die Musik als ein Besänftigungsmittel. Thoren lieben zusammengesetzte Musik zur Erregung« (XV, 120). Was wollte der Beifall, den die Deutschen aus Parteidisciplin sogar einem schwächlichen Producte, wie Pixis »Zauberschwert« spendeten, gegen die ungeheueren Triumphe Rossinis bedeuten?! Er selbst hatte erklärt, daß es bei ihm nicht auf die Worte, sondern auf den Effect ankomme, und dieses Ziel wurde in der denkbar vollständigsten Weise erreicht. »Das Jubeln, Jauchzen, Vivat- und Fora-Brüllen nahm am Schlusse der Saison kein Ende.«

Neuerdings erwachte in dem Dichter der Plan ein Seitenstück zum Laokoon: »Ueber die Grenzen der Poesie und Musik« zu schreiben (XV, 114) und er notirt sich zu diesem Zwecke allerhand Bemerkungen über die ersten Elemente der Tonkunst (XV, 116, 120). Ein satirisches »Avertissement«

(XIII, 150) endlich erweist sich durch eine directe Anspielung auf »Freischütz« Act II. Nr. 6 — »Ließ ihn fallen! Plumps! ein Accord der drein fällt« — als gleichfalls gegen Weber gerichtet.

Seltsamer Weise war Grillparzer von der Weber'schen »Traum= und Zaubersphäre« doch mehr ergriffen, als man nach seinen polemischen Aeußerungen schließen könnte. Als im Herbst 1822 Graf Dietrichstein ihn aufforderte, für Beethoven einen Operntext zu dichten, schrieb er seine »Melusine«, die nach Form und Inhalt stark durch den »Freischütz« beeinflußt zu sein scheint. Dies ist um so auffälliger, als Grillparzer in demselben Jahre da Pontes »Don Juan« als das Muster eines Librettos bezeichnet hatte (XV, 124). Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, sondern muß einer speciellen Untersuchung vorbehalten bleiben, im Einzelnen nachzuweisen, inwiefern für die »Melusine« neben dem »Freischütz« auch das Textbuch des »Don Juan« in Betracht kommt, ob der Wechsel von Rede und Gesang, der Abschluß mit einer moralischen Sentenz u. a. auf das eine oder andere Vorbild zurückgeht. Der Diener Troll erinnert an Leporello; doch könnte seine Gestalt auch durch den komischen Schildknappen in Seyfrieds Oper »Undine« (1817), welcher in Wien sehr gefiel, hervorgerufen sein. Dieses Stück, dessen wohl kaum mehr erreichbarer Text nach Fouqué gearbeitet war, und nach dem Berichte der Allgem. Musikzeitung reizende Kinderballete enthielt, könnte Grillparzer auf den verwandten Melusinenstoff geführt haben, wozu vortrefflich stimmt, daß die erste Fassung auch als Kinderballet entworfen ist. Verschiedene Umstände mögen dann den Dichter bewogen haben, gerade diesen Stoff, den einzigen im romantischen Genre, den er besaß, für Beethoven zu bestimmen. Vor allem das Zureden Mosels (Vgl. Kalischer. Nord und Süd, 1891. S. 73) und die Annahme, daß es sich dem Meister darum handle, mit Weber zu rivalisiren. In dieser Meinung fügte er wohl auch den Jägerchor ein, der aber keineswegs dem »Freischütz« nachgebildet, sondern einem älteren dramatischen Entwurfe (Alfred) entnommen ist. Beethoven war es

aber gar nicht darum zu thun. Er wollte sich auf »seine Weise« bethätigen und nicht als Nachahmer Webers angesehen werden. Auch vermißte er wohl in der »Melusine« ein starkes ethisches Ideal, einen Helden im eigentlichen Sinne. Was frommte ihm, daß Grillparzer durch Chöre, gewaltige Finale und melodramatische Scenen den Eigenthümlichkeiten seiner letzten Richtung in formaler Beziehung entgegenkam. Er, der beinahe nur mehr der Ausgestaltung und Vollendung der vielfachen, in seiner Brust wogenden Pläne lebte, suchte gleichwohl mit unstäter Hast nach Etwas, das ihn von Außen her bewegen und seine sinkenden Kräfte gewissermaßen aufreizen konnte. Er hoffte dieses Etwas in einer mächtigen Dichtung zu finden, aber was er von dieser verlangte, hätte ihm kein Opernbuch der Welt zu erfüllen vermocht. Dagegen war das Libretto ganz im Geiste Webers gedichtet: die geheimnißvolle Einwirkung überirdischer Mächte auf den Menschen, das zauberische Walten der Elementargeister hatte er schon im »Freischütz« als sein eigenstes Gebiet in Anspruch genommen, und auch die »Melusine« gab ihm überall Gelegenheit, seiner Neigung zu decorativer Musik zu folgen. Welche Widersprüche! Der unerbittliche Feind des Schöpfers der romantischen Oper schreibt den romantischsten aller Operntexte. Der Verehrer Rossinis legt sein Libretto auf Chöre und dröhnende Ensemblescenen an und verzichtet auf die Form der Cavatine. Der principielle Leugner aller charakteristischen Musik fordert seinen Componisten zu den mannigfaltigsten Tonmalereien geradezu heraus.

In letzterer Hinsicht ist sehr beachtenswerth, was Grillparzer in einer Unterredung mit Beethoven zu diesem bemerkte (Kalischer a. a. O. S. 84): »Ich habe gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusinens durch eine wiederkehrende, leicht zu fassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Ouverture mit ihr beginnen und nach dem rauschenden Allegro auch die Introduction durch diese selbe Melodie gebildet werden? . . . Diese Melodie habe ich mir als diejenige gedacht, auf welche Melusine ihr erstes Lied singt.« Es ist die Idee des Leitmotivs, welche hier — wahrscheinlich

zum ersten Mal in der Kunstgeschichte — ausgesprochen wird. Die Vorstufe dieser Ausdrucksform, die musikalische Reminiscenz findet sich allerdings schon bei Weber nicht selten und ist auch im »Fidelio« in einzelnen Spuren nachweisbar. Doch würde es zu weit führen, wollten wir hier den Zusammenhang zwischen diesen Ansätzen und Grillparzers klar erfaßter Idee näher erörtern. Genug, daß er damit die weitere Entwicklung der Weber'schen Oper zu Wagner im Princip vorweggenommen und demnach gewiß in ihrem Geiste gedacht hat.

Bald nach der Vollendung der »Melusine«, Anfang 1823 kam Barbaja zum zweiten Male in Wien eingezogen und führte die besten Gesangskünstler Italiens ins Feld: die Fodor, Colbran, dann Lablache, Boticelli, Ambrogi, Nozzari, Cicimarra, David und Donzelli und steigerte den Rossinicultus der Wiener zum wüthenden Taumel. Beethoven wollte für die Italiener in der ersten Aufwallung des Entzückens eine eigene Oper schreiben, und selbst Weber mußte in einer Vorstellung der Cenerentola ausrufen: »Wenn es diese verfluchten Kerls schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten.« Nie wieder hat Wien ein so herrliches Ensemble besessen.

Aber auch die deutsche Partei hatte einen hohen Trumpf auszuspielen: die »Euryanthe«. Am 21. September traf Weber in der Donaustadt ein, um die falschen Götzen vom Altare zu stürzen. Seine Anhänger brachten ihm begeisterte Huldigungen dar und »Ja, du bist ein Teufelskerl, ein braver Kerl« rief Beethoven, indem er ihn mit gewohntem Ungestüm umarmte. Alle Hoffnungen der deutschen Partei vereinigten sich auf seinem Haupte, waren doch kürzlich zwei in seinem Style geschriebene Opern Weigels und Kreutzers durchgefallen. Er hatte sich in der »Euryanthe« bestrebt, den »Freischütz« nicht nur in der Großartigkeit des Wurfes, sondern auch in der Einheitlichkeit der Form, in der Charakteristik und Harmonik weit zu überbieten und eine Oper zu schaffen, welche die kühnsten dramatischen Theorien eines Mosel verwirklichte. Er vertraute dabei

auf die altberühmte Empfänglichkeit des Wiener Publicums, aber an diesen waren drei italienische Stagionen nicht ohne Folgen vorübergegangen. Es zeigte sich nun deutlich, daß die Fähigkeit, das Ernste und Außerordentliche zu genießen, zum großen Theile verflogen war, und gegen diese Geschmacks-wandlung konnte selbst die eifrige Agitation der literarischen Freunde Webers nichts ausrichten. Der äußere glänzende Erfolg, den die »Euryanthe« bei ihrer ersten Aufführung (25. October) erzielte, schlug nach Webers Abreise in eine entschiedene Nieder-lage um.

Gewiß trifft die Sänger keine Schuld daran. Denn ob auch Haitzinger als Adolar seinen schwierigen Part etwas ängstlich sang und Forti Lysiarts allzu brutale Auffassung wenig befriedigte, so boten doch die Sonntag in der Titel-rolle und die Grünbaum als Eglantine fast Unübertreffliches. Das Orchester spielte mit Feuer und Präcision, die Chöre ge-langen auf das beste, und so war es einzig der neue drama-tische Stil, der schon am ersten Abend Befremden erregte und keinen herzlichen Beifall aufkommen ließ. Nur die dramatischen Componisten Wiens, Mosel, Gyrowetz, Kanne, Seyfried und Weigl, vermochten die Bedeutung des genialen Werkes wenigstens einigermaßen zu erfassen. Lyrische Naturen wie Schubert fühlten sich davon abgestoßen. In gleicher Weise machten die Meisten, welche Webers Bahnen bisher willig und mit Freuden gefolgt waren, vor der »Euryanthe« Halt.

Wie man im andern Lager dachte, dafür gibt uns Grill-parzers Tagebuch einen interessanten Beleg (XV, 130). Die Oper sei der musikalische Bankerott Webers, »ohne Erfindung, Melodie, Anordnung und Colorit. Alles in einem Tone düster und trübselig gehalten«. Doch nahm der Dichter, wie es scheint, an dem Festbankette theil, welches nach der Premiere in der »Ludlamshöhle« stattfand und bei welchem Webers Bild mit seinem Wahlspruch »Wie Gott will!« prangte. Darauf bezieht sich ein satirisches Gedicht Grillparzers, das er gewissermaßen als Xenion zu der bei jener Feier reichlich strömenden Festpoesie

Castellis, Majlaths u. a. niederschrieb und worin er den Componisten mit einem Kutscher vergleicht, der den Pferden die Zügel überläßt, sorglos drauf zu fährt, umwirft und von seinem Herrn geprügelt wird, denn

»Wie Gott will« so fährt ein jeder
Hans und Jörge, nicht blos du.
Aber willst du Kutscher heißen,
Triff dein Ziel nach eigner Richt';
Wollt' auch (er verzeih die Sünde!)
Unser Herrgott selber nicht.

Noch ein zweites Mal besuchte Grillparzer die »Euryanthe« um »dem Tonsetzer nicht Unrecht zu thun.« Aber da war die Wirkung nur noch schlimmer, und er lief nach dem zweiten Akte vor dieser »scheußlichen, polizeiwidrigen Musik« wieder hinaus (XV, 131). Der mit großartigen Mitteln unternommene Angriff auf die fremdländische Kunst war somit gänzlich gescheitert. Verwirrung ergriff die deutsche Partei, ihr Selbstvertrauen war gesunken, die Gegner frohlockten, und über der gefallenen »Euryanthe« erhob die italienische Oper triumphirend ihr Haupt. Frau Unfuoge hatte wieder gesiegt, und das Ansehen des Wiener Publikums begann in Deutschland sehr rasch zu sinken.

Nun, Grillparzer konnte das gleichgiltig sein. Er war ja fest überzeugt, daß die Norddeutschen von Musik nichts verstünden, daß außerhalb Wiens nichts Beachtenswerthes für die Oper geleistet werde, da man sonst überall mehr das Beiwerk der Oper liebe als die Musik. In Weber sah er einen solchen Eindringling »aus Deutschlands kalter Nebelnacht«, einen von des Gedankens Blässe angekränkelten Theoriemann, der Oesterreichs künstlerische Unschuld bedrohe, einen musikalischen Müllner, der seine Kraft schon in seinem ersten Werke erschöpfte. So äußert er sich gegen Beethoven (Kalischer S. 83. 90.) und in den Blättern des Tagebuches, welche Webers Tod und den Besuch des Oberon betreffen (Jahrbuch III, 164, 175). Die verächtliche Kritik der Oberonmusik (22. Febr. 1829) ist

besonders auffällig, da das Werk seinem Stimmungsgehalte nach mit der »Melusine« nahe verwandt ist. Allerdings waren die Aufführungen der Oper in jenem Jahre, die Sonntag ausgenommen, so schlecht besetzt, so nachlässig einstudirt und so armselig ausgestattet, daß es nicht möglich war, sich danach einen richtigen Begriff von dem Werthe und der Wirkung dieser Composition zu bilden.

Mittlerweile ging die Zersetzung der deutschen Partei unaufhaltsam vor sich. Die Hoffnung, Beethoven zur Inangriffnahme seines Opernprojectes zu bewegen, schwand immer mehr, und von auswärts Hilfe zu suchen wagte man nach dem Schicksal der »Euryanthe« nicht mehr. Auch wandten sich die deutschen Componisten, einem mannhaften Aufrufe Spohrs in der Allg. Musik-Zeitung (1823) folgend, von Wien ab, welches nach Beethovens Tode seinen alten Ruhm als Hauptstadt der deutschen Musik vollständig einbüßte. Die übrig gebliebenen Mitglieder der deutschen Partei hatten die Lust verloren, auf den betretenen Bahnen fortzuschreiten; sie zogen sich auf Mozart zurück, in dessen Verehrung sie ja mit ihren Gegnern übereinstimmten. Eine Vorstellung der Nozze di Figaro, welche die Italiener im August 1828 veranstalteten, wurde geradezu als ein Versöhnungsfest der beiden Parteien betrachtet und fortan ist von den »Deutschen« keine Rede mehr. Auch Grillparzers Polemik schweigt. Die einst so mächtigen Widersacher hatten ihr angriffsweises Vorgehen aufgegeben und wirkten, im Stillen grollend, nur mehr als Hüter des classischen Kunsthortes.

Die weitere Betheiligung unseres Dichters am Wiener Musikleben darf hier unerörtert bleiben. Das in den Zwanziger Jahren so heiß umstrittene Opernproblem steht nicht mehr im Vordergrunde des Interesses und ganz andere ästhetische Fragen beschäftigen die Geister. Nur Grillparzers Stellung zu Meyerbeer und Wagner muß noch kurz gekennzeichnet werden. In jenem erkannte er mit ebenso sicherem Gefühle den Antipoden, wie in diesem den Fortsetzer und Erweiterer des Weber'schen Opernideals, und damit war sein Verhalten gegen die beiden

Musiker bestimmt. Während er Meyerbeer gelten ließ, lehnte er Wagner in einer Weise ab, die vom absoluten Standpunkte zu beurtheilen peinlich und zwecklos wäre.[5]) Damals war Grillparzer ein alter Mann, der gewissermaßen das Recht hatte, sich nicht mehr in seine Zeit zu schicken. Dem Schöpfer des »Freischütz« aber stand er im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte gegenüber, so daß man seine kritischen Urtheile nicht unbeachtet lassen darf, wenn sie auch durch die weitere Entwicklung der Kunst nicht gerechtfertigt wurden.

Grillparzers für unser heutiges Empfinden unbegreifliches Auftreten gegen Weber ist in vieler Beziehung lehrreich. Es zeigt, daß die für alle Zeiten lebenden Genien nicht immer gerade den Besten ihrer Zeit genug thun können, daß es vielmehr vor allen die Geister zweiten Ranges sind, welche sich das rascheste Verständniß der Ersten zu gewinnen vermögen. Es lehrt uns ferner so manche noch größere Unbegreiflichkeit entschuldigen und erklären, die sich später in dem viel länger währenden Kampfe um das Wagner'sche Kunstwerk zugetragen hat.

Anmerkungen.

1. Vgl. Mosel, Geschichte der Tonkunst in Wien. Schillings Jahrb. III. 1841. Die Darstellung des Streites bei Weber »Karl Maria von Weber. Ein Lebensbild. Leipzig 1864.« (S. 390—428 und 484—540) nimmt auf die historische Entwicklung der Wiener Kunstverhältnisse nur zu wenig Rücksicht. Auch Hanslick, der Grillparzers Verhältniß zur Musik in »Musikalische Stationen«, Berlin 1880, S. 331 ff. (Nachträge hiezu »N. Fr. Pr.« 1888) behandelt, läßt sich auf die geschichtlichen Zusammenhänge nicht weiter ein.

2. Aehnlich schreibt Weber, 19. Februar 1820. »So ein Publikum ist eine Wonne. Drei Noten gut vorgetragen haben gewiß ihr Bravo durch's ganze Haus.«

3. Vgl. Hanslick. Geschichte des Konzertwesens in Wien. 1872. — Meine Skizzen des Wiener Musiklebens: Bayreuther Blätter 1892

und Neue Musikzeitung. Stuttgart, XIV. Jahrg. Nr. 21 ff., woraus hier einzelne Sätze wiederholt sind. — Das »Erwachen des Lautenklanges« ist eine Grillparzer durchaus geläufige Vorstellung (Ständchen. Ahnfrau. Ottokar)

4. Johann Mederitsch Gallus, geb. 1755, lebte seit seinem dreißigsten Jahre in Wien, wo er mehrere Opern componirte: »Der Schlosser«, »Der Seefahrer«, »Die Rekruten«, »Macbeth«, »Die Pyramiden Babylons oder der Zauberflöte zweiter Theil«. Er verließ Wien um 1800. Sein Todesjahr ist unbekannt, seine Lebensgeschichte überhaupt dunkel. Vielleicht bezieht sich Grillparzers ihm gewidmetes Gedicht »Auf den Tod einer Grille« (14. Mai 1806) auf sein Hinscheiden.

5. Nur hinwerfen möchte ich die Frage, ob der ästhetische Gegensatz zwischen Mosel und Grillparzer nicht mit ein Grund der schlechten persönlichen Beziehungen gewesen. Vgl. Kalischer, Nord und Süd, 1891. S. 83 ff., wo Grillparzers Gespräche mit Beethoven aus dessen Conversationsheften mitgetheilt sind. Beethoven äußert sich im weiteren Verlaufe offenbar nicht günstig über den Rossinienthusiasmus, welchen Grillparzer, freilich nicht mit der Entschiedenheit seiner Tagebuchblätter, gegen den Meister in Schutz nimmt. »Und doch kann ich mich mit jenen nicht vereinigen, die die italienische Oper unbedingt verwerfen.« Der folgende Satz ist geradezu eine Concession an die deutsche Partei: »Meiner Meinung nach gibt es zwei Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik. Letztere ist die italienische Oper.«

6. Auf diese in Wien wohl ziemlich geläufige Auffassung bezieht sich offenbar Castelli im Vorwort zu seinem Opernbuch: »Die Verschworenen« (Dramat. Sträuschen. Wien 1823): »Ich glaube die Oper müsse eine dramatische Handlung mit Musik begleitet — nicht eine Musik mit darunter gelegtem Texte sein, und der Totaleindruck gilt meinem Erachten nach mehr, als einem einzelnen Sänger Gelegenheit geben, seine Gurgelfertigkeit zu zeigen. Laßt uns etwas für die eigentliche deutsche Oper thun, meine Herren!»

7. In jüngster Zeit macht eine von Kohut (N. Berl. Musik-Zeitung, 1890, Nr. 26) angeführte sehr anerkennende Recension Grillparzers über »Tannhäuser«, welche in der »Wiener Allg. Musikzeitung« 1846 (S. 585) stehen soll, die Runde durch die Fachblätter. Doch stammt der betreffende Artikel, der schon aus inneren Gründen von Grillparzer nicht herrühren kann, aus der Feder Hanslicks und der ganze Irrthum beruht auf der unglaublichen Flüchtigkeit der Kohut'schen Arbeitsweise.

8. Ueber die Güte der Wiener Freischütz-Aufführungen vgl. Webers Bericht an seine Gattin, 20. Februar 1822. »Nicht zwei Tempos waren richtig. Alles überjagt oder geschleppt. So recht ohne alle künstlerische Weihe und Nüancen von Weigl einstudirt. Uebrigens ging alles gut. Die Chöre vortrefflich. Die Decorationen sehr schön, aber meist ganz unzweckmäßig. Die elendesten Regiesachen nicht berücksichtigt, nicht einmal dunkel zu Ende des 1. Actes u. s. w., wo soll ich anfangen und aufhören, dir alles zu erzählen. Ouvertüre übereilt. Introduction gut. Das Ensemblestück vortrefflich und ergreifend vom Chor gesungen . . . Forti, brav — nimmt den Charakter anders, aber es ist ein Ganzes, und singt vortrefflich. Weinmüller gut. Schröder hübsch, herrliche Stimme, zweckmäßiges Spiel, reine Intonation. Mlle. Vio ohne Laune. Das Duett entsetzlich langsam. Der schlanke Bursch ganz schnell. Die große Arie, das Gebet, alles übereilt, aber doch nicht ohne Ausdruck. Das Terzett auch so holterpolter. Die Wolfsschlucht nur — zusammengefegt. Die Cavatine der Agathe das Einzige, was ganz gut war. Romanze ohne Bratsche und bei Nero, aus! Finale, Kopf und Schwanz. Ich begreife nicht, daß die Oper gefallen konnte.«

Briefe

von

Ferdinand Raimund an Toni Wagner

mitgetheilt von

Carl Glossy.





Einleitung.

Am 25. März 1879 starb zu Wien im Hause Nr. 29, Naglergasse, Antonie Wagner, die langjährige Freundin und Erbin Ferdinand Raimunds. Der Tod befreite sie von bitterer Armuth, die ihr das Alter schwer empfindlich machte. Sie kämpfte nahezu vierzig Jahre mit Nahrungssorgen, denn alles was ihr an materiellen Gütern aus dem Vermögen ihres Freundes zugefallen, hatte sie schon wenige Jahre nach seinem Tode der Ehre ihrer Mutter geopfert.

Dagegen bewahrte Toni Wagner bis zu ihrem Ableben einen kostbaren Schatz, den sie stets ängstlich gehütet hatte: den literarischen Nachlaß Ferdinand Raimunds. Während ihrer langen Lebensdauer hat sie jeden Versuch, Einsicht in denselben zu nehmen, entschieden abgewehrt; scheu und ängstlich, hielt Toni Wagner Alles was an Raimund erinnerte, selbst vor ihren Schwestern verschlossen, in deren Gegenwart sie jedem Gespräch über ihren verewigten Freund auszuweichen suchte. Die Ursache war den Näherstehenden nicht fremd geblieben; sie lag in der Bigotterie der Schwestern, die in dem Ungemach, das die Familie Wagner nach Raimunds Tod getroffen, eine Strafe des Himmels erblickten, wegen des Bundes, den Toni mit Raimund ohne kirchliche Weihe geschlossen hatte.

Auch Toni, zwar an Geist ihren Schwestern weit überlegen, aber schon in der Jugend zur Frömmelei geneigt, war

nicht frei von ähnlichen Gedanken. In tiefer Schwermuth verlebte sie ihr Alter zumeist in Gebet versunken; kein Lichtstrahl der Freude drang ihr mehr ins Herz. Der Tod ist ihr ein gütiger Erlöser geworden.

Nach Tonis Hinscheiden kam Raimunds Nachlaß in den Besitz ihrer Schwestern, die ohne Beirath dessen Sichtung vornahmen, den größten Theil — darunter zwei Kisten voll Briefe — den Flammen opferten und das Uebrige als Maculatur veräußerten. Zerstreut in verschiedenen nachbarlichen Krämerläden, kam hievon durch Zufall ein ganz geringer Theil in den Besitz von Verehrern des Dichters. Nur die Originalmanuscripte der Stücke und wenige andere Schriften sind erhalten geblieben, die nun in der Stadtbibliothek gemeinsam mit Grillparzers Nachlaß verwahrt werden. In Unkenntniß von dem hohen Werthe der Handschriften hat der Wahn, alles beseitigen zu sollen, was an Tonis Beziehungen zu Raimund erinnern könnte, die Schwestern Wagner zu dieser bedauerlichen Vernichtung verleitet.

Später über die unbedachte That aufgeklärt und auch darüber, daß der Gegenwart das Verhältniß Raimunds zu Toni nicht fremd sei, haben die Schwestern, die seither ebenfalls das Zeitliche gesegnet, ihre Handlungsweise nicht nur lebhaft bedauert, sondern auch die wenigen noch verborgen gehaltenen Reste des Raimund'schen Nachlasses für die von mir und meinem Freunde A. Sauer besorgte Ausgabe seiner Werke freigegeben.

Schon damals gelangten an die Herausgeber — wahrscheinlich durch Zufall — aus Tonis Hinterlassenschaft einige Briefe Raimunds, die im dritten Bande der sämmtlichen Werke aufgenommen wurden.

Alle Anfragen nach weiteren Briefen wurden stets dahin beantwortet, daß keine mehr vorhanden seien. Erst nach Erscheinen der Ausgabe und nachdem mein Verkehr mit den Schwestern häufiger geworden, überraschten diese, in bald längeren, bald kürzeren Zwischenpausen theils mich, theils den

Verleger Herrn Carl Konegen mit Briefen Raimunds an Toni Wagner, bis endlich nach Verlauf von mehreren Jahren beinahe die ganze Sammlung in unseren Händen war. Einige Briefe erhielt ich noch kurz vor dem Ableben Marie Wagners, die als letzte der Schwestern im November 1893 gestorben ist.

Wie reichlich die Zahl der Briefe Raimunds auch ist — es sind deren nahezu 180, von welchen aber nur 120 zur Veröffentlichung gelangen — kann doch von einer Vollständigkeit nicht die Rede sein. Zu bedauern ist, daß gerade jene Briefe fehlen, in denen Raimund über seinen Aufenthalt im Auslande Mittheilungen gemacht hat. Daß solche vorhanden waren, wird bestätigt durch ein im Nachlasse Raimunds aufgefundenes Schreiben, das ein Freund des Dichters, der Procurist des Bankhauses Schuller & Comp., Namens Isenflamm, an ihn gerichtet hatte, worin er unter Anderem bemerkt: »Die gute Toni war wohl bisher so gefällig, uns Ihre Briefe an sie mitzutheilen, und da sie wohl auch in der Folge so gütig sein wird, so dürfen wir erwarten, immer Nachrichten von Ihnen zu bekommen.«

Wenn uns auch über Raimunds Wirken außerhalb seiner Vaterstadt wichtige Quellen erhalten sind, so ist doch der Verlust dieser Briefe lebhaft zu beklagen, da uns nicht nur Raimunds Urtheil über seine Aufnahme als Dichter und Schauspieler, sondern auch viele Mittheilungen über seine gesellschaftlichen Beziehungen im Auslande unbekannt bleiben.

Wir werden aber dafür reichlich entschädigt, durch die vorhandenen Briefe Raimunds an seine Freundin, die uns einen tiefen Einblick in des Dichters Seelenleben ermöglichen. Im Gegensatze zu Grillparzers Briefen an Kathi Fröhlich sind jene Raimunds an Toni Wagner wahrhaft classische Zeugnisse für die Beurtheilung seines psychischen Zustandes; sie sind in ihrer Gesammtheit eine Geschichte des Leidensweges eines Menschen, dem alle Vorzüge, aber auch alle Fehler des wahren Genies anhafteten.

Der düstere elegische Ton seines Gemüthes, die hysterische Reizbarkeit seines Temperaments, der gesteigerte Tiefsinn, die Weltverachtung, die Sehnsucht nach Einsamkeit und — was gewiß von hohem Interesse ist — die Selbsterkenntniß seines Wesens kommen zu so unmittelbarem Ausdruck in diesen Briefen, daß wir sie mit Freuden als Ersatz einer Selbstbiographie begrüßen können. Wir wissen nicht, ob der Dichter eine solche hinterlassen hat. Eine Skizze, die kurz nach seinem Tod am 15. September 1836 in Bäuerles Theaterzeitung mit einer Einleitung von F. C. Weidmann erschienen ist und die auch in die Gesammtausgabe aufgenommen wurde, läßt durch viele Ungenauigkeiten einigen Zweifel an der Echtheit entstehen.

Auch die meisten Mittheilungen über Ferdinand Raimund sind unverläßlich und zum größten Theil auf müßige Erfindung zurückzuführen. Hat man sich doch nicht gescheut, Tagebuchstellen zu erdichten und Briefe zu unterschieben, ganz abgesehen von den vielen plumpen Anekdoten, welche dahin zielen sollten, das excentrische Wesen Raimunds zu veranschaulichen, durch die er aber nichts weniger als charakterisirt, vielmehr lächerlich gemacht wurde. Es bleibt immerhin bedauerlich, daß keiner der Zeitgenossen Raimunds Materialien für dessen Biographie gesammelt hat, denn was Bauernfeld und Frankl in späteren Tagen aufgezeichnet haben, ist zumeist der Erinnerung nachgeschrieben, die ja oft trügerisch ist. Merkwürdig bleibt es, daß in Bauernfelds bisher noch ungedrucktem Tagebuche Raimund fast keine Berücksichtigung findet, obschon die Beiden in gesellschaftlichem Verkehr standen und ebenso bedauerlich ist es auch, daß ein Aufruf der Buchhändler Rohrmann & Schweiger, der ersten Verleger von Raimunds Werken, um Beiträge für eine Biographie des Dichters, nur von sehr dürftigem Erfolg war. Der Schriftsteller D. F. Reiberstorffer, ein Freund Raimunds, war von der genannten Verlagsfirma beauftragt worden, die einlangenden Mittheilungen zu sammeln und auf Grund derselben eine Biographie des Verewigten zu liefern. Trotz allem Bemühen gelang es Reiberstorffer nicht, die ihm gestellte Aufgabe

zur Zufriedenheit zu lösen. »Mit Beruhigung kann ich es sagen — rechtfertigt er sich in den von ihm im österreichischen Morgenblatte 1841 veröffentlichten »Charakterzügen und Episoden aus Raimunds Leben« — daß es nicht an mir gelegen, wenn die Sammlung den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Brieflich und mündlich wendete ich mich an nahe und ferne Freunde, Bekannte und Kunstgenossen des Verstorbenen, allein leider fast überall vergebens.« Noch einmal bat Reiberstorffer alle Freunde des für die Kunst zu Früh Geschiedenen um Beiträge, da es sich ja »darum handle, durch Veröffentlichung interessanter Charakterzüge, Bonmots, Briefe oder Stammbuchblätter Raimunds ihm ein Denkmal der liebenden Erinnerung zu errichten, manches böswillige oder alberne Gewäsch über sein Thun und Lassen zu entkräften und sein Gemüth und seinen Geist in das wahre Licht zu stellen.« Leider ist diese Aufforderung ebenfalls erfolglos geblieben und Reiberstorffer war nicht im Stande, die »Charakterzüge und Episoden«, welche die Hofschauspieler Löwe und Kindler durch Mittheilungen gefördert hatten, fortzusetzen.

Auch dieser entschieden zu den besten biographischen Arbeiten über Raimund gehörende Aufsatz Reiberstorffers ist nicht aus unmittelbaren Quellen hervorgegangen. Wer vermag die Erzählungen Kindlers, Raimunds Jugendfreundes und Zeugen seiner ersten Erfolge als dramatischer Künstler, heute noch zu überprüfen und wer kann bei dem Mangel jeglicher Kenntniß von dem Charakter Kindlers ein Urtheil über die Lauterkeit dieser Quelle abgeben? Wir müssen also die Nachrichten über Raimunds Jugend, wie sie Reiberstorffer nacherzählt, vorläufig als wahr hinnehmen, obwohl manche abenteuerliche Episode zu dem Zweifel berechtigt, ob nicht die Phantasie des Erzählers kräftiger gewesen als dessen Erinnerungsvermögen.

Wenige Jahre bevor Reiberstorffer seinen Aufruf an die Oeffentlichkeit brachte, hatte ein langjähriger Freund Raimunds, der Hofschauspieler und Regisseur Carl Ludwig Costenoble,

seinen Lebenslauf vollendet. Er war war 1817 nach Wien ans Hoftheater gekommen und hatte von dieser Zeit an bis zu seinem Tode (1837) alle Ereignisse im Wiener Theater-Leben in seinem Tagebuche — von dem leider einige Theile verschollen sind — gewissenhaft verzeichnet. Dort finden sich auch viele Aufzeichnungen über Raimund, dessen künftige Größe Costenoble schon in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes prophezeit hatte. Durch ihre Unmittelbarkeit ist diese Quelle äußerst schätzenswerth und soweit eine Prüfung derselben durch urkundliches Material möglich war, hat sie sich mit wenigen Ausnahmen auch als äußerst verläßlich bewährt.

Nicht ohne Ursache sei an Reiberstorffers Skizzen und Costenobles Aufzeichnungen erinnert, ehe wir uns mit einer weit wichtigeren Quelle zur Biographie Raimunds, mit seinen Briefen an Toni Wagner beschäftigen.

Sowohl Reiberstorffer als Costenoble, besonders Letzterer, machen uns mit einer Fülle von Einzelnheiten bekannt, die mehr dem äußeren Leben Raimunds angehören; aber beide haben auch über dessen inneres Wesen interessante Bemerkungen eingeschoben, die durch die Briefe des Dichters bestätigt werden.

Beide hatten Gelegenheit sich durch persönlichen Verkehr ein Urtheil über den Charakter und die geistigen Eigenschaften Raimunds zu bilden, ganz im Gegensatz zu dem Urtheil der philisterhaften Menge, der es an Vermögen gebrach, Ursache und Wirkung seines Temperaments zu erklären. Es klingt wie eine harte Anklage gegen Raimunds Zeitgenossen, wenn Costenoble bemerkt, daß nur wenige Menschen das Gemüth Raimunds zu fassen vermögen, das ein Gemengsel von Humor, Trübsinn und großem Ehrgeiz sei; auch Reiberstorffer sah sich veranlaßt, gegen den Alltagsmenschen zu eifern, »der mit dummdreister Vornehmheit auf die Scurilitäten und Eigenheiten des biedern Raimund herabsah, oder sich wohl gar anmaßte, ein vorlautes Urtheil über seinen Charakter laut werden zu lassen.«

So klagt auch Raimund in seinen Briefen an Toni über das Publicum, das ihn für einen ganz gewöhnlichen Schauspieler

halte, über seine Umgebung, die ihm lieblos und voll Neid begegne, über die falsche Beurtheilung seines Charakters und über die Bosheit der Menschen, die ihn dahin brachte, die Welt »durch einen trüben Schleier« anzuschauen.

Doch nicht in Klagen allein findet Raimund Befriedigung; sein melancholischer Schmerz lenkt ihn zu Höherem: er sucht sich selbst zu erkennen. Wie oft er auch irrt, er findet endlich doch den Weg zur Wahrheit; er klagt dann nicht mehr über Andere, er klagt über sich und die Heftigkeit seines Temperaments und daß er geboren sei, sich und andere zu quälen, die das Schicksal in seine Nähe gestellt; doch fühlt er auch, daß er dieser Heftigkeit die Geburten seiner Kunst zu danken habe. Er haßt die Welt und liebt sie doch, er verachtet das Leben und freut sich an allem Schönen und Edlen, was es bietet, er flieht die Menschen und ist glücklich in der Nähe der Geliebten und treuer Freunde. Am höchsten aber stand ihm seine Kunst; ihr konnte er Alles opfern. Wie keiner seiner Genossen war er vom Adel seines Berufes erfüllt und deshalb schmerzte ihn jede Kränkung doppelt, die er als Künstler erfahren. Der Neid und die Kabalen seiner theatralischen Umgebung machten ihn tief verstimmt und steigerten seine Gereiztheit bis zur schweren Krankheit, in die er 1825 verfiel.

Ein genauer Beobachter seiner psychischen Natur suchte er auch das Mittel, um aus seinem »Nerventraum«, wie er seine Krankheit nannte, zu erwachen. Nicht in berauschenden Vergnügungen und im Taumel des Großstadtlebens glaubte er Rettung zu finden, sondern an dem reinen Herzen der Natur, die er allein für fähig hielt, die Menschen »mit den Beleidigungen auszusöhnen, womit ihre abtrünnigen Söhne das schlichte, arglose Gemüth ihrer besseren Kinder so grausam zu verletzen und zu verderben suchen.« Aus der Liebe zur Wahrheit ist seine Liebe zur Natur hervorgegangen. Zur ihr flieht er in den trübsten Stunden, ihr klagt er seine Leiden, an ihren Reizen erhebt sich sein Gemüth und unter dem Eindrucke ihrer Größe fühlt er, daß er ein Herz besitze, das fähig sei, die Welt mit Leidenschaft zu lieben. Ein Freund von

ihm, der Schauspieler Wilhelm Walter, der erste Darsteller des Dumont im Verschwender, hat 1839 in Bäuerles Theaterzeitung über einen Ausflug nach Gaden berichtet, den er mit Raimund am 7. März 1834 unternommen hatte; er erzählt, wie sich in den Bergen Raimunds Gemüth allmälig aufheiterte und ihn mittheilsam machte, wie es dagegen auf der Heimfahrt mit dessen kindlicher Heiterkeit wieder vorbei war. Halb seufzend habe der Dichter ihm gestanden: »Nun ist's wieder aus mit unserer Freude!« Wie Raimund in den Briefen an Toni nicht müde wird, den wohlthätigen Einfluß der Natur auf sein Gemüth zu betonen, so äußerte er sich auch zu seinem Freunde, »daß er nur in Gottes freier Natur Alles vergessen könne, was sich mächtig und drückend um sein Herz lagere und seiner Seele Frieden und Frohsinn verscheuche.«

So oft sich eine Gelegenheit bot, hat Raimund von diesem Heilmittel Gebrauch gemacht. Im Beginn der zwanziger Jahre waren es vornehmlich die Brühl und Weidling am Bach, wohin er häufig Ausflüge unternahm. Auch in der nahen Umgebung von Wien, in Pötzleinsdorf und Neustift, hat er viele vergnügte Tage verbracht; am mächtigsten aber zog es ihn nach seinem geliebten Gutenstein, dem er 1827 auf der Höhe des Mariahilferberges ein unvergängliches Loblied gesungen hat. Einige seiner dramatischen Dichtungen sind fern von dem Getriebe der Stadt entstanden. In der Brühl begann er den »Alpenkönig«, wofür die Idee wohl in Gutenstein entstanden sein mag, in Weidling am Bach wurden »Moisasur« und »Die unheilbringende Krone« vollendet. Sein herrlichstes Werk: »Der Verschwender« wurde in Gaden begonnen und daselbst im Spätherbst 1833 vollendet. Gewiß, so manches Original seiner Gestalten mag in diesen Gegenden zu suchen sein, vom übermüthigen Wurzel an bis zum alten Weib im Verschwender. Freudig berichtet er an Toni, daß ein Freund in Gutenstein ganz entzückt gewesen sei, »über die Wahrheit der Scene in der Alpenhütte, deren Original sich in der ganzen Gegend hundertfach vorfinde.«

Ein nicht geringer Theil von Briefen an Toni Wagner bezeugt Raimunds Liebe zur Natur und den Einfluß derselben auf sein krankes Gemüth. Bereits im Jahre 1820 begann jenes Uebel, gegen das er oft siegreich die Waffen erhoben, dem er aber schließlich doch unterliegen mußte. Vielfach trübe Erfahrungen haben den Grund zu seiner düstern Melancholie gelegt, die er vergebens zu bannen versuchte; ihm waren nur wenige glückliche Tage beschieden, denn selbst der ungeheure Erfolg seiner Dichtungen und der rauschende Beifall, der ihm als Schauspieler gezollt wurde, konnte ihn nie recht zufrieden machen.

»Wo nur ein freudiger Augenblick lebet,
Wird schon der zweite des ersteren Grab,«

schrieb er einem Freunde ins Stammbuch. Raimunds Lebensgeschichte bekräftigt diesen Ausspruch eines verdüsterten Gemüthes, das eine ungetrübte Heiterkeit nicht aufkommen ließ. Aus der Nichtübereinstimmung seiner Vorstellung von Welt und Menschen mit der Wirklichkeit ist Raimunds Melancholie hervorgegangen. Der Gegensatz seiner Weltanschauung zu der seiner Umgebung hat ihn zu dem Geständnisse gebracht: daß er geneigt sei »Dinge, die andere Leute theils lächerlich finden, theils lau an sich vorüberlassen, mit dem tiefsten Schmerz aufzufassen und zu empfinden, und anderseits seien ihm wieder Augenblicke der Freude, die andere Menschen nur dem Namen nach kennen und deren Beschreibung sie für schwärmerische Märchen halten würden.«

Von allen Leidenschaften, über die wir in Raimunds Briefen Bekenntnisse finden, war es, so gesteht er selbst, die Liebe, die ihn am heftigsten beherrschte. Aber gerade hier soll sich ihm, wie uns Reiberstorffer berichtet, das Schicksal schon frühzeitig feindlich entgegengestellt, ja ihn sogar während seiner Wanderjahre in Ungarn zum Versuche getrieben haben, sein Leben durch Selbstmord zu beenden.

Verläßlicher sind die Quellen über Raimunds Herzensangelegenheiten seit er (1814) als Schauspieler in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Ein Brief einer Fanny aus der Zeit,

als er noch im Theater in der Josefstadt gewirkt hatte, weist auf ein tragisches Verhältniß hin, über dessen Beginn und Ende nichts Näheres bekannt ist. Möglich, daß es jenes Mädchen gewesen, dessen Tod dem Künstler — wie Bauernfeld erzählt — bei seinem ersten Auftreten im Theater in der Leopoldstadt gemeldet wurde.

Ein Liebesverhältniß mit einer hübschen Schauspielerin des Josefstädter Theaters endete mit der Untreue der Geliebten, die, ohne von ihrem träumerischen Seladon Abschied zu nehmen, Wien plötzlich in Begleitung eines Grafen verlassen hatte.

Ein gleiches Schicksal erfuhr seine Liebe zu der Schauspielerin Grünthal, die, seit 1817 Mitglied des Leopoldstädter Theaters, wegen ihrer Schönheit vielfach umschwärmt wurde. Schon nahe daran, die Heißgeliebte zu ehelichen, gewann Raimund die Gewißheit, daß ihn das Mädchen schmählich hintergangen habe, indem sie zur selben Zeit, als sie ihm Treue geschworen, mit einem damals sehr bekannten Cavalier in intime Beziehungen getreten war. Die Untreue der Geliebten versetzte Raimund in blinde Raserei und trieb ihn am 20. Mai 1818 sogar zu Thätlichkeiten an der Falschen, die er mit einem dreitägigen mit Eisen und Fasten verschärften Arrest büßen mußte. Weit mehr als diese Strafe kränkte damals den Künstler das Verhalten des Publikums gegen ihn bei seinem Wiederauftreten; er wurde ausgezischt und verhöhnt, vornehmlich von solchen Theaterbesuchern, die weniger dem excessiven Liebhaber, als vielmehr dem Concurrenten ihres Lieblings, Ignaz Schuster, des ersten Staberl-Darstellers, eine derbe Lection ertheilen wollten. Später, als die Besonnenen die Ursache von Raimund's Heftigkeit erfahren hatten, war man bestrebt, den gekränkten Schauspieler durch reichliche Beifallsbezeugungen für die erlittene Unbill zu entschädigen.

In der Welt des Scheins hatte — wie wir sehen — Raimund vergebens das Ideal der Liebe gesucht, nach dem er so sehnsüchtig gestrebt. Ein Jahr später, Ostern 1819, hat er es glücklich gefunden in Toni Wagner, der Tochter eines sehr

geachteten Bürgers in der Leopoldstadt. Nur wenig ist über das Verhältniß Raimunds zu Antonie Wagner bisher an die Oeffentlichkeit gedrungen. Eine wichtige Quelle hiefür hat uns ihr Nachlaß durch die Briefe Raimunds an sie erschlossen, die er selbst »die Zeugen seiner Leiden« nannte. Daß uns von Tonis Briefen an Raimund auch nicht einer erhalten geblieben ist, müssen wir lebhaft bedauern, denn gerade aus Tonis Briefen — bemerkt der Dichter — habe er die Vortrefflichkeit ihres Gemüthes kennen gelernt; es sei ihm, als ob eine andere Seele aus ihr schriebe und eine andere aus ihr spreche. Ein Notizbuch mit knappen Aufzeichnungen aus den Jahren 1825 und 1826 und zwei Briefe an ihre Eltern ist Alles, was uns von Raimunds langjähriger Freundin erhalten geblieben ist. Bei aller Flüchtigkeit dieser zumeist unorthographischen Notizen Tonis sind diese doch eine ganz schätzenswerthe Quelle für die Biographie des Dichters; denn abgesehen von vielen unwesentlichen Bemerkungen über Spaziergänge, Kirchenbesuche und Familienvorkommnisse finden sich daselbst auch Aufzeichnungen über Raimunds Stimmung an einzelnen Tagen und sonstige Notizen, die bei der Datirung der Briefe vortheilhaft genutzt werden konnten. Gering dagegen ist darin die Ausbeute für die Beurtheilung Tonis, über deren Lebensverhältnisse uns bisher nur wenig bekannt ist. Ein Versuch des Wiener Schriftstellers J. Wimmer, von Toni Wagner selbst Mittheilungen zu erhalten, war bei ihrer Verschlossenheit ohne allen Erfolg geblieben; kaum daß sie zugestanden hatte, die Freundin Raimunds gewesen zu sein.

Einigermaßen ist der Schleier nach ihrem Tode gelüftet worden durch Mittheilungen ihrer Schwestern und in jüngster Zeit durch den glücklichen Fund mehrerer bisher gänzlich unbekannter urkundlicher Quellen über die Familie Wagner. Nach dem Taufbuche der Pfarre St. Leopold ist Antonie am 30. December 1799 geboren worden. Ihr Vater Ignaz Wagner (gest. 16. Februar 1841), Hausbesitzer und Kaffeewirth in der Leopoldstadt, der in späteren Jahren das zweite Kaffeehaus im

Prater errichtet hatte, genoß wegen seines rechtlichen Charakters allgemeine Achtung; er war mit Therese Schweiger vermählt, einer äußerst gutmüthigen Frau, von der ein im Wiener Landesgericht erliegendes Schriftstück bezeugt, daß sie »eine sehr wohlthätige Person sey, welche Vielen, die sich in Verlegenheit befanden, Geld vorstreckte, vielen Armen Leichenbegängnisse bezahlte, viele arme Kinder betheilte und überhaupt, wo sie Jemand in Noth fand, half, so gut sie konnte«. An Kindersegen fehlte es im Hause Wagner nicht. Therese Wagner war während ihrer Ehe Mutter von 15 Kindern geworden, von welchen jedoch nur sieben sie überlebten. Toni, das älteste Kind, besuchte im Alter von fünf Jahren zum ersten Male die Schule, wo sie nach der damaligen Schulverfassung nur nothdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. Bei den zahlreichen Geschwistern mußte sie schon frühzeitig an deren Pflege mitwirken und außerdem im Geschäfte ihres Vaters thätig sein. Das ist Alles, was uns aus Tonis Jugendjahren bekannt ist. Reichlicher fließen die Quellen für spätere Jahre, zunächst durch die Mittheilungen von Tonis Schwestern, die für manche Episoden eine scharfe Erinnerung bekundet haben, die mir beim Datiren der Briefe sehr förderlich war. Eine der Schwestern bewahrte auch ein Bild Tonis aus dem Jahre 1823, ein Miniaturporträt mit Wasserfarben auf Elfenbein gemalt, das gegenwärtig im Besitze des Verlegers Herrn Karl Konegen ist; es zeigt uns eine kräftig entwickelte Frauengestalt, deren Züge zwar nicht schön genannt werden können, die aber bei näherer Betrachtung an Reiz gewinnen. Am bemerkenswerthesten sind die großen braunen Augen, die durch die Kürze der oberen Augendeckel noch lebhafter erscheinen.

Weit mehr als ihre Gestalt mag uns Tonis inneres Wesen interessiren. Die Schwestern schildern sie als gutmüthig, für fremdes Unglück gleich ihrer Mutter äußerst empfänglich, sehr regen Geistes, aber auch als launisch und jähzornig. Ein Verehrer, dessen Bewerbung sie gegen den Willen ihrer Eltern 1823 ausgeschlagen hatte, rühmt in einem Brief, der sich in

Tonis Nachlaß gefunden hat, »ihr bescheidenes sanftes Wesen, ihren natürlichen Verstand und ihre richtigen Ansichten von diesem armen Leben.«

Auch Zeugnisse für ihre Liebe zu den Eltern sind vorhanden, welchen sie stets in Dankbarkeit ergeben war. So schreibt sie 1832 an ihre Mutter: »Ich kenne keine heiligere Verbindlichkeit als diese, und finde in Erfüllung derselben zu viel Wonne, als daß ich sie unterlassen sollte.« Wie sehr sie Wort gehalten, haben schon die nächsten Jahre gezeigt, die über die Familie Wagner viel Leid gebracht.

Alles in Allem gewinnen wir von Toni den Eindruck eines braven Bürgermädchens, mit allen Eigenschaften für eine tüchtige Hausfrau. Die Eltern hatten längst auf eine glückliche Verehelichung ihrer Tochter gedacht, und nach alter Sitte die Wahl unter den Bewerbern selbst übernommen, die auf einen angesehenen Bürger fiel. Als dieser 1819 Tonis Willen einholte, erhielt er zu seinem und zum Erstaunen der Eltern statt dem Jawort das Geständniß, daß ihr Herz einem Anderen gehöre, einem Manne, der schon damals den Wienern kein Fremdling mehr war: Ferdinand Raimund.

Jeder anderen Wahl hätte der sittenstrenge Vater vielleicht beigestimmt, aber ein Schauspieler sollte nie und nimmer sein Schwiegersohn werden. Damit hat Ignaz Wagner dem Vorurtheil Ausdruck gegeben, das damals in Wiener Bürgerkreisen noch immer gegen den Schauspielerberuf herrschte. Einiges mag dazu auch die allzuoffene Sittenlosigkeit der Theaterleute beigetragen haben, insbesondere der Schauspielerinnen, die sich sogar soweit entwürdigten, schriftliche Vereinbarungen zu treffen, durch die sie ihre Reize für eine bestimmte Zeit verdingten. Mit größter Entrüstung erfuhr hievon auch Kaiser Franz, der die Behörden aufforderte, mit aller Strenge diesem Unfug zu steuern. Zu der allgemeinen Abneigung gegen Alles, was mit dem Theater in Verbindung stand, kam noch Raimunds früheres Verhältniß zur Schauspielerin Grün-thal in Erinnerung und die Nachtheile, welche aus der ge-

walthätigen Lösung desselben für den Künstler erwachsen sind. Kurz, Raimunds Bewerbung wurde abgewiesen, der Tochter jeder weitere Verkehr untersagt, und der Heimlichkeit eines solchen dadurch begegnet, daß Toni, fern von Wien, zu Verwandten des Vaters gebracht wurde.

Zwei Briefe aus der Zeit vor diesem jähen Abschnitt sind die einzigen urkundlichen Zeugen von Raimunds Gefühlen im Beginn seines Herzensbundes mit Toni Wagner; sie sind weniger schwärmerisch als die folgenden Briefe, aber aus ihnen spricht der offene ehrliche Sinn eines Mannes, der auf dem Wege war sein Lebensglück zu gründen, und der vor den Hindernissen nicht zurückscheute, die sich aufthürmten. Alle Vorstellungen Raimunds von der Ehrlichkeit seiner Absichten, alle Bitten der Tochter wurden von den Eltern mit einem energischen Nein abgelehnt; nicht einmal ein Abschiedswort wurde gestattet.

Um eine trübe Erfahrung reicher zog sich nun Raimund von jedem gesellschaftlichen Verkehr zurück, um nur einzig und allein seiner Kunst zu leben. Aber die heftigen Gemüthsaufregungen der letzten Zeit und die Ueberanstrengung in seinem Berufe, durch die er den Seelenschmerz übertäuben wollte, hatten den verderblichsten Einfluß auf Raimunds Gesundheit genommen und ihn sogar einige Zeit aller Thätigkeit entzogen.

In dieser traurigen Lage nahte sich ihm mit Theilnahme an seinem Geschick Louise Gleich, die 1819 Mitglied der Leopoldstädter Bühne wurde, nachdem sie früher als Schauspielerin am Josefstädter Theater gemeinsam mit Raimund gewirkt hatte. Sie war die Tochter des Theaterdichters Alois Gleich, der in den Jahren 1813—1815 auch die artistische Direction des Josefstädter Theaters führte und 1814 auf Empfehlung Kindlers Raimund für diese Bühne engagirt hatte. Ihm dankte Raimund 1814 seinen ersten bedeutenden Erfolg in Wien als Adam Kratzerl in der Posse »Die Musikanten am hohen Markt«, der Gleich noch mehrere Fortsetzungen folgen ließ. Louise, obwohl damals erst 15 Jahre alt, spielte mit Raimund in den meisten

Stücken ihres Vaters und gastirte auch in den »Musikanten« gemeinschaftlich mit ihm 1815 auf der Leopoldstädter Bühne. Auf Ansuchen des Vaters hatte ihr Raimund ein Engagement am Leopoldstädter Theater erwirkt, wo sie am 17. September 1819 zum ersten Male in dem Quodlibet: »Die beiden Spadifankerl« auftrat. Ein Kritiker der Bäuerleschen Theaterzeitung schildert sie als ein junges Mädchen mit einer hübschen Gestalt, lebendigem Geberdenspiele, einnehmenden Gesichtszügen, reiner Stimme und glücklicher theatralischer Vielseitigkeit. Auch Costenoble berichtet über ihre körperlichen Vorzüge und nennt sie eine recht hübsche Person mit reizender Körperfülle. Ein Stich von Passini im 10. Jahrgange des »Taschenbuches vom k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt« versinnlicht uns die Züge dieser Schauspielerin nach einem Gemälde von Rieder und bestätigt das Urtheil der Zeitgenossen.

Weniger günstig spricht sich Costenoble über ihren Charakter und ihre moralischen Eigenschaften aus, er beruft sich auf die chronique scandaleuse der Theaterwelt, in der Louise Gleich nicht als eine Priesterin der Vesta bekannt gewesen sein soll. Aber Costenoble, der einer Mittheilung Raimund's folgt, scheint sich dieses auch für die Beurtheilung seines Freundes wichtige Urtheil aus Thatsachen gebildet zu haben, die erst später bekannt wurden, als Raimund schon die letzten Reste seiner Zufriedenheit »den Verhältnissen seiner Ehre und seines zu rasch gegebenen Wortes geopfert hatte«. Gewiß ist, daß ihn damals die bösen Mächte seines Schicksals in einen Sinnentaumel versetzt hatten, aus dem er mit dem Bewußtsein erwachte, einer That sich schuldig zu wissen, welche ihn einer Wirklichkeit übergab, die ihm, obwohl er sie selbst geschaffen, doch so fremd vorkam, als hätte er ihre Existenz nie geahnt, viel weniger gewünscht. So klagt sich Raimund wenige Tage vor seiner Vermählung in einem Briefe an Toni als Schuldiger mit der Bitte an, ihm »durch das Bewußtsein ihrer Freundschaft und Vergebung die letzten Blumen auf den

Dornenpfad seiner Wanderung zu streuen«. Mit welchem Schmerz mag Toni diese Zeilen aufgenommen haben, sie, die durch reine Liebe noch immer an Raimunds Herz gebunden war. Der schwere Schlag hat sie hart getroffen und, wie die Schwestern erzählen, aufs Krankenlager geworfen, das sie erst nach Monaten verlassen konnte. Ob sie im Uebermaße ihres Schmerzes an den Heißgeliebten ein Wort des Abschiedes gerichtet hat, kann nicht nachgewiesen werden, und auch die Schwestern Toni's wußten sich nicht mehr zu erinnern, aber wenn es geschehen, dann hätten wir für das Fernbleiben Raimunds vom Traualtare am angesetzten Hochzeitstage (4. April 1820) einen tieferen Grund als den Biß in den Finger, welchen die jähzornige Braut dem Bräutigam nach einem Wortwechsel versetzte. Noch am selben Abend war die Nachricht in der Stadt und allen Vorstädten verbreitet, Raimund habe seine Braut sitzen gelassen. Im vormärzlichen Wien gab das einen Gesprächsstoff für Wochen hinaus, und da den Zeitungen verwehrt war, über derlei Ereignisse zu berichten, blieb der geschwätzigen Fama ein weites Feld ihrer Thätigkeit geebnet. Kein Mensch in Wien wußte den wahren Grund, der Raimund veranlaßte, dem Jawort zu entfliehen, Niemand kannte das Herzensgeheimniß, das ihn wenigstens vor seinen Freunden entschuldigt hätte; allgemein galt die Meinung, Raimund habe sich einer unverzeihlichen Handlungsweise schuldig gemacht. Ein Zeitgenosse, der damals in Theaterkreisen sehr bekannte Rosenbaum, dessen Tagebücher die Hofbibliothek bewahrt, notirte unterm 5. April 1820: »Gestern sollte Raimund mit der Gleich in der Johanneskirche copulirt werden. Schröder (ein reicher Bürger in der Leopoldstadt), bei welchem das Souper sein sollte und Sartory Johann waren zu Beiständen bestimmt. Um 5 Uhr erschien die Braut in der Kirche — der elende Bube Raimund blieb weg und erklärte, sie tauge nicht für ihn. Welch' ein Bubenstück! Beyde sind prostituirt.« Der Schluß zeigt, wie bitter das Wiener Publicum gegen Raimund gestimmt war. Am nächsten Abend gab man im Leopoldstädter Theater »Die

Gunst der Kleinen« oder »Die Hintertreppe«, ein Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen von Rosenau.

Bäuerles Theaterzeitung, die über diese Vorstellung berichtet, durfte wahrscheinlich nichts von dem Scandal melden, der sich beim Auftreten Raimunds und am Schlusse des Stückes erhoben hatte. »Alle Verehrer der Antivesta — schreibt Costenoble — sowie alle Freunde des Localdichters (Gleich) wurden in Anspruch genommen, den Schimpf zu rächen und den entflohenen Raimund in der nächsten Rolle zu insultiren. Das geschah denn auch mit allen Schmachregistern.« Am nächsten Abend wiederholte sich der Spectakel und auch an den beiden folgenden. Die Anhänger der Gleich kannten den Ehrgeiz des Künstlers und seine Achtung vor dem Publicum. Sie hatten sich nicht getäuscht, denn am 8. April 1820, um 9 Uhr Abends, fand — wie Rosenbaum bemerkt — »par force« die Vermählung Raimunds mit der Gleich statt. Die Trauungsmatrikel der Pfarre St. Johann in der Leopoldstadt berichtet, daß an diesem Tage, von dem Pfarrer Josef Chorbach in Anwesenheit der Zeugen, Fürst Carl zu Khevenhüller-Metsch und des med. Dr. Franz Pfennigbauer getraut wurden: »Ferdinand Raimann, vulgo Raimund, Schauspieler in dem k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt, wohnhaft Praterstraße Nr. 510, katholisch, 29 Jahre alt, ledig, geb. zu Wien (Mariahilf), des Herrn Jacob Raimann, gewesenen bürgerlichen Drechslermeisters allda, und seiner Ehegattin Katharina, geb. Merz, beide sel., ehel. Sohn, mit Aloisia Gleich, Sängerin in eben diesem Theater, Leopoldstadt, Praterstraße 415, kath., 21 Jahre alt, ledig, geb. von Wien in der Josefstadt, des Herrn Alois Gleich, Rechnungs-Official bei der n.-ö. Provinzial-Stadtbuchhaltung und seiner Frau Gemahlin Elisabeth, geb. Engel, beide am Leben, eheliche Tochter.« Drei Tage später, am 11. April, traten die Neuvermählten in einem damals sehr beliebten Stücke von Meisl: »Das Gespenst auf der Bastei« vor das Publicum, das von der Vermählung schon durch den Theaterzettel Kenntniß hatte, auf dem mit fetten Lettern angezeigt war: »Madame Raimund,

geb. Gleich.« Ueber die Aufnahme des Ehepaares meldet Rosenbaum: ». . . Sie wurde brillant empfangen, bei ihm Bravo gerufen, als ob man den gebesserten Fehler billigte. Er betrug sich sehr keck. Als ihm Fermier die Pantoffel antrug und sehr applaudirt wurde, sagte er: »er weiß, daß die Weiber mehr Beistände als die Männer haben.« Aus alledem geht unzweifelhaft hervor, daß Raimund zur Ehe mit Louise Gleich vom Publicum gezwungen wurde. Costenobles Mittheilung, daß sich Raimund nur durch die Vermittlung eines angesehenen Bürgers und durch die Thränen der Braut, wie durch das Drängen ihres Vaters zu dem Ausrufe hatte bewegen lassen: »In Gott's Namen — i bin halt wieder gut, 's bleibt schon beim Alten mit uns« bedarf daher einer Richtigstellung, so sehr er auch betont, Alles in breiter Erzählung von Raimund selbst erfahren zu haben. Volle Klarheit hierüber gibt uns ein Brief Raimunds an Toni, in dem er in die Klage ausbricht: »Daß das Publicum, von dem ein kleiner Theil mich eben in dem Grade haßt, wie mich der andere so liebt, ewig nur mein Unglück im bürgerlichen Leben will, weil es keine Kenntniß von meiner Denkungsart, meinem Herzen besitzt . . . das hat mir schon trübe Stunden gemacht, doch es nimmt mich nicht Wunder, es hat mich schon einmal um das Glück meines Lebens gebracht.« Noch mehrere andere Stellen in den Briefen an Toni beziehen sich auf Raimunds unglückliche Ehe, die er einen »unverzeihlichen Fehltritt« nennt.

Ein Kind, das seine Gattin am 7. August 1820 zur Welt brachte und das auf den Namen Amalia getauft wurde, starb schon nach wenigen Wochen zu einer Zeit, in der das eheliche Leben Raimunds bereits sehr getrübt war. »Madame Raimund — so erzählt Costenoble — fuhr nicht nur fort, ihren Gatten zu beißen, sondern ihn auch heimlich, und zuletzt ganz ohne Scheu mit unsichtbarem Hauptschmucke zu versehen.« Es kam zu äußerst heftigen Scenen, ja sogar zu gewaltthätigen Ausbrüchen Raimunds, die Louise Raimund veranlaßten, am 16. Juli 1821 das Haus ihres Gatten zu verlassen. Un-

richtig ist, was Costenoble bemerkt, daß Raimund mit einer Klage auf Scheidung eingeschritten sei, erwiesen ist vielmehr, daß seine Frau den Scheidungsproceß am 1. December 1821 mit einer Klage eingeleitet hat, die von bitteren Auslassungen über den Charakter des Gatten erfüllt ist. Am 22. Januar 1822 erkannte der Magistrat auf Scheidung der Eheleute von Tisch und Bett, nachdem sich Raimund verbindlich gemacht hatte, seiner Gattin einen Unterhaltsbeitrag wöchentlich zu bezahlen. Raimund war nun — wie Costenobles Erzählung endet — »der fürchterlichsten Fesseln einer Megäre und Messalina entledigt«.

Alle Erzählungen über eine Annäherung, die später Raimund angebahnt haben soll, sind falsch, vielmehr geht aus den Briefen hervor, daß Louise seinem Wunsche gemäß 1823 das Leopoldstädter Theater verlassen mußte. Sie war hierauf einige Zeit Mitglied des Theaters a. d. Wien, verließ jedoch später ihre Vaterstadt, in die sie erst nach Raimunds Tode wieder zurückkehrte. Nahezu 20 Jahre nach dem Ableben ihres Gatten ist in einem obscuren Blatte 1853 unter dem Titel: »Ferdinand Raimund wie er war. Humoristische Blätter der Ergänzung und Berichtigung von Louise Raimund, geb. Gleich« ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters erschienen, in dem sie der Schilderung ihrer ersten Begegnung mit Raimund die Worte voraussendet: »Der Name des Mannes war zum ersten Male ausgesprochen, der später Herr meines Schicksals wurde; der, je höher er stieg, desto tiefer mich hinabdrückte; der, je strahlender er in der Sonne des Ruhmes stand, einen desto finsteren Schatten auf mich warf, der mich meinen Freunden und Gönnern entfremdete und der Meute der Verleumdung und Bosheit preisgab; der mir meine Vaterstadt unmöglich machte und mich in die Wüste des Komödiantenlebens stieß.« Leider brechen die allerlei Theaterklatsch breit tretenden Erinnerungen mit einer bereits von Reiberstorffer mitgetheilten Liebesepisode Raimunds aus der Zeit seines Provinzaufenthaltes plötzlich ab, da die Zeitung mit der fünfzehnten Nummer zu erscheinen

aufhörte. Man hätte doch erfahren mögen, ob Louise zu einer solchen Anklage gegen den Mann berechtigt war, dem sie so viel Leid zugefügt hatte.

Denn nicht nur, daß durch diese unglückliche Ehe Raimunds inneres Wesen heftig erschüttert wurde, es kam noch so manche Erniedrigung dazu, die er im gesellschaftlichen Verkehr und in seinem künstlerischen Berufe erfahren mußte. Selbst Personen, die sich ehedem Raimunds Freunde nannten und Umgang mit ihm suchten, hatten sich zurückgezogen und waren seiner mürrischen Laune ausgewichen, die sich oft in heftigen Ausbrüchen fühlbar machte.

Nur ein Wesen ist dem Künstler in dieser trüben Zeit wie ein rettender Engel nahegetreten und hat ihm frischen Lebensmuth gebracht: Antonie Wagner, die schwer Geprüfte, deren Liebe zu Raimund noch dieselbe geblieben war, wie in den schönen Tagen der ersten Begegnung.

Ein Brief Tonis zum Geburtstage Raimunds bahnte neuerlich einen Verkehr an, aus dem sich gar bald ein Bund fürs Leben entwickelte, den erst der Tod wieder trennte. Ein Schwur vor einer Mariensäule in Neustift ersetzte den Segen des Priesters, da nun einmal nach kirchlichen und weltlichen Gesetzen eine eheliche Verbindung ausgeschlossen war.

Auch dieser Himmel Raimunds ist, wie wir aus seinen Briefen ersehen, nicht wolkenlos geblieben, doch haben trotz Mißtrauen und Eifersucht Tonis einerseits und den heftigen Leidenschaften Raimunds anderseits, beide wie feste Eichen dem Sturm des Lebens getrotzt. Noch in späteren Jahren herrscht in Raimunds Briefen derselbe warme Gefühlston wie in der ersten Zeit seiner Liebe zu Toni; sie sei — schreibt er — seinem Herzen ebenso unentbehrlich, wie für das Athmen die Luft, und ein andermal: sie sei der einzige Stern, der ihm aus der Finsterniß seines Freudenhimmels entgegenglänze.

So erscheint uns Toni Wagner als das einzige Wesen, durch dessen Liebe Raimund, dem Sturm seiner Leiden trotzend, wieder Freude am Leben und am Schaffen gewann. Wie oft

er sich auch die Frage gestellt, ob es nicht besser sei, ein qualvolles Leben zu enden, stets war es seine geliebte Toni, die als schützender Engel ihn auf den Pfad der Erkenntniß geleitet, »des lieblich strahlenden Sterns«, der in dem finstern Menschenfeind die Liebe zum Dasein wieder aufgehellt hat. Darum dankt ihr auch der Dichter, daß sie sich mit gütiger Vorsicht gehütet habe, den schönen Traum von Lieb und Treue zu zerstören.

Geht auch aus Raimunds Briefen hervor, daß Toni mit ihrem schlichten Denken und Sinnen sein eigenartiges Innenleben nicht zu erfassen vermochte, so war doch ihre Liebe durch lange Zeit »der Arzt seiner Seele«.

Bei dem jähen Wechsel der Gemüthsstimmung, dem Raimunds moralische Kraft nicht immer zu widerstehen vermochte, konnte nur ein Wesen, das mit so aufopferungsvoller Liebe an ihm hing, die Ausbrüche der Leidenschaft ertragen, wie sie Toni wiederholt empfinden mußte. Welch' ein edles Herz hat in diesem treuen Mädchen geschlagen, das den größten Theil der Jugendzeit einer Liebe geopfert, der sie sich lange Zeit nur im Geheimen erfreuen konnte und mit der viele bittere Stunden im Elternhause bis zu dem Tage verbunden waren, an dem Ferdinand Raimund als Lebensgenosse Tonis im Hause ihrer Eltern Aufnahme gefunden.

Der Frühling des Lebens war beiden zu dieser Zeit bereits entschwunden, und ihr leise gefurchtes Antlitz bezeugte den Seelenkampf eines Jahrzehnts. Das Herz ist aber jung geblieben und in demselben schwärmerischen Ton wie in der Zeit der ersten Begegnung triumphirt Raimund über die bösgesinnte Zeit, der es unmöglich gewesen, die Grundpfeiler jener Liebe zu verschütten. »Unser Gemüth« — schreibt er 1830 — »hat eine moralische Tiefe und darum steht der Tempel unserer Seelenvereinigung fest, und wenn auch unvermeidliche Lebensstürme seine Außenseite des jugendlichen Glanzes beraubt, so wird doch die durch edle unversiegbare Liebe genährte Flamme der zärtlichsten Freundschaft auf seinem Altar nie erlöschen.«

Und diese Freundschaft hat auch in späteren Tagen an Innigkeit nicht verloren. Zu Tonis Liebe gesellte sich nach und nach auch die Verehrung, mit der sie zu dem Manne aufblickte, der nicht nur auf ihr Herz, sondern auch auf ihren Geist eingewirkt. Durch eifrige gemeinsame Lectüre in freien Stunden zog sie der Dichter allmälig zu seiner Höhe empor und erweckte in ihr ein lebhaftes Interesse für Kunst und Poesie. Ja noch mehr, er weihte sie in seine dichterischen Pläne ein, auch in solche, die niemals zur Ausführung gekommen sind. Leider hat Toni keinen derselben aufgezeichnet und auch jede Mittheilung hierüber verweigert. Vergebens bat sie 1839 der Theatersecretär Catharin in einem Briefe, der sich in ihrem Nachlaß gefunden, ihm »wenigstens einen der Pläne mitzutheilen und zu erlauben, denselben Nestroy zur Ausarbeitung zu übergeben, mit dem Bemerken auf dem Zettel: »Nach einem von Ferdinand Raimund mündlich mitgetheilten Plane.« Vergebens drangen auch Raimunds Freunde in sie, aber keiner der Pläne ist bekannt geworden und den einzigen schriftlichen Entwurf von Raimunds Hand haben Tonis Schwestern den Flammen übergeben. Auch Tonis Aufzeichnungen über Raimunds Kunstreise nach Hamburg im Jahre 1832, wohin sie den Dichter begleitet hatte, sind, wie ihre Schwestern mittheilen, verloren gegangen, und so ist denn kein schriftliches Denkmal aus jener Zeit vorhanden, in der Toni vereint mit ihrem Freunde dessen Leiden und geringe Freuden theilte. Wir wissen nur aus anderen Quellen, mit welch' ängstlicher Sorgfalt sie sich bemüht hatte, den Trübsinn zu bannen, in den Raimund später abermals verfiel; wir wissen auch, daß sie die einzige Zeugin jener schrecklichen That in Pottenstein gewesen ist, zu der die finstere Macht des Wahnsinns den Dichter am 30. August 1836 drängte.

Von jenem unglückseligen Tage an begann für Toni Wagner ein Leben voll bitterer Leiden und herber Erfahrungen. Von der Welt zurückgezogen, verbrachte sie die ersten Jahre der Trauer zumeist auf dem stillen, einsamen Landsitz, den Raimund 1834 zwischen Pernitz und Gutenstein an-

gekauft und den er mit seinem übrigen Nachlaß Toni testamentarisch vermacht hatte.

Man hielt sie allgemein für wohlhabend, ebenso ihre Eltern, die aus den Einkünften ihres Gewerbes ein Haus in der Leopoldstadt erworben hatten. Wie groß war daher das Erstaunen aller Freunde und Bekannten der Wagner'schen Familie, als im Jahre 1840 sowohl über das Vermögen Tonis als auch über jenes ihrer Mutter der Concurs eröffnet wurde. Nur Wenige wußten, daß die Ursache einzig und allein in der Gutmüthigkeit der Mutter lag, die, um eine arme Witwe und ihre Kinder aus der größten Noth zu retten, Wechsel mit hohen Beträgen acceptirt hatte. Die Witwe starb und Therese Wagner war genöthigt, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, Geld zu hohen Procenten aufzunehmen, um so mehr als sie das ganze Verhältniß vor ihrem Gatten verheimlicht hatte.

Aus den im Wiener Landesgerichte hierüber noch vorhandenen Acten, die ich kürzlich aufgefunden habe, erfahren wir auch Näheres über Tonis Vermögensverlust, den sie durch ihre Mutter erlitten hatte. In ihrer Eingabe an das Gericht (21. Juli 1840) bemerkt sie unter Anderem: »Leider wurden die Schulden immer drückender, da auch der Wucher ein freches Spiel mit den großen Verlegenheiten meiner Mutter trieb. . . . Da am Ende die meisten Gläubiger auch meine Mithaftung forderten, so ließ ich Unbefangene im Uebermaße kindlicher Liebe mich bewegen, dieses Opfer zu bringen, allein leider sah ich mich bald getäuscht und fand mich selbst am Rande des Verderbens schweben, da die Creditoren das geringe Vermögen, was mir der letzte Wille des Herrn Ferdinand Raimund zugedacht hatte, mit Execution belegten. So stehe ich jetzt vermögenslos da, ohne die mindeste Schuld mir beimessen zu können, indem nur die Leichtgläubigkeit der kindlichen Liebe mich in dieses Elend geführt hat.«

Am 24. März 1841 endete die Untersuchung gegen Toni Wagner mit deren Freisprechung, die der Untersuchungsrichter mit folgenden Worten begründete: »Da die Cridatarin ihr

Vermögen opferte, um den Schuldenstand ihrer Mutter zu erleichtern und dieser Beweggrund allerdings lobenswerth erscheint, da sie niemals Gelder zu ihrem eigenen Bedarf aufnahm, so bin ich der Meinung, die Cridatarin Antonia Wagner für schuldlos zu erklären.«

Welch ein schönes Beispiel von Edelsinn und kindlicher Liebe bekunden diese vergilbten Amtspapiere, die einen Theil der Lebensgeschichte von Raimunds unglücklicher Freundin enthalten!

Auf die Unterstützung ihrer Geschwister angewiesen, die später selbst in Noth gerathen sind, ist Toni hochbetagt in Armuth gestorben.

Als sie aus dem Sterbebette gehoben wurde, fand man darin eine Schachtel mit Raimunds Hirnschale, die der Arzt Dr. Rollet 1836 nach Vornahme der Section in Pottenstein in seinem Museum aufbewahrt hatte, deren Uebergabe an die Erbin aber einem gerichtlichen Auftrage gemäß später erfolgte. Dem grauenvollen Denkmal lag ein vergilbtes Blatt von Tonis Hand beschrieben bei, ein Nachruf, dessen Schlußzeilen lauten:

»Mein Herz, mein Herz, es glühte vergebens,
Ein kurzer Traum nur wars von Seligkeit
Versunken ist mein Paradies des Lebens,
Entblättert meiner Liebe Blumenzeit.«

Wien, im Januar 1894.

Carl Glossy.

*I.

1.

Liebe, theure Antonie!

[1819].

Um Sie zu überzeugen welch angenehme Mühe es sey, seiner Geliebten zu schreiben, wäre es auch um Mitternacht, und meine schöne Antonie ihrer Gleichgültigkeit wegen in diesem Puncte etwas zu beschämen, so schreibe ich jetzt noch, da die Glocke schon 1 Uhr brummt. Ich muß Ihnen gestehen, daß es mir wirklich schon einige Mahl seltsam, ja sogar wunderbar vorkömmt, daß Sie nicht zum Schreiben zu bewegen sind, da Sie doch wissen, welche Freude es mir machen würde, und sollte es nicht auch eine für Sie seyn, wenn Sie mich wirklich so lieben, wie Sie mich versichern durch Ihr theilnehmendes Betragen, denn Ihr Mund hat es mir noch nie bekannt, ausser mit einem von mir durch dringendes Fragen erpreßten halbgebrochenen Ja. Sollte in Ihrem Herzen denn noch nie der Wunsch sich geregt haben, mir zu sagen, und eben weil Sie es nicht sagen wollen, mir zu schreiben, wie Sie mich lieben —?

Wenn man liebt, wünscht man sich nahe zu seyn, und kann man sich näher treten ohne sich [zu] sehen als durch Briefe, oder scheuen Sie sich Ihr Geständniß schriftlich in meine Hand zu legen, — da ich doch mein ganzes Lebensglück und meine Ruhe in Ihre Hände lege? Oder wie? — sollte sich Ihr

* Vgl. die Einleitung zu den Anmerkungen.

Herz vieleicht täuschen, wäre das, was sie jetzt fühlen, nur noch die Sehnsucht zu lieben, nicht die Liebe selbst — und ich nur der erste bedeutende Gegenstand der dem Drang Ihrer Gefühle in den Weg gekommen ist, besonders da Ihnen mein Herz zu gleicher Zeit entgegen kam, und nicht der Mann zu dem Ihr Herz sie frey mit der ganzen Macht der ersten Liebe zieht? Für eine Möglichkeit halten Sie es doch, das haben Sie mir selbst gestanden, daß Sie durch gewöhnliche Verhältniße und Hinderniße gezwungen werden könnten, nicht die Meinige zu werden, und einen andern zu wählen; das ist sonst nicht die Sprache der ersten Liebe, oder sollte denn die Zeit so ganz aus ihren Fugen getreten seyn, daß auch die ersten und heftigsten Gefühle so unvollkommen sind, daß sie nicht Kraft genug haben, sich gegen den Drang wiedriger Verhältniße zu stemmen, daß Ihnen sogar der Wille dazu fehlt? In jedem Fall prüfen Sie sich genau meine Toni. Ich werde Sie deßwegen doch ewig verehren, Sie werden mir ewig unvergeßlich bleiben, aber berechnen Sie, wie unglücklich ich wäre, wenn ich Sie so verlieren müßte? Sie, die ich mit jedem Tage mehr liebe, die mir mit jedem Tage unentbehrlicher wird. Sie werden böse seyn auf mich, seyn Sie es nicht, es ist meine Pflicht Ihnen diesen Spiegel vorzuhalten, und wenn Sie finden, daß es eine Möglichkeit wäre, daß ich recht gesehen habe, so schreiben Sie mir es, denn ich will lieber mich als Sie unglücklich wissen.

ewig Ihr

Ferdinand.

2.

Liebe, theure Antonie!

[1819].

Ich ergreife die Gelegenheit eines Tages, der Sie an Ihren schönen Nahmen erinnert, und wage es an Sie zu

schreiben, und Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie mit dem Bewußtseyn der Reinheit Ihres Herzens diesen Tag wieder gesund und froh erlebt haben. Wenn Sie die Vorzüge Ihres edlen Charakters und Ihrer Gestalt fühlen, so sind Sie gewiß überzeugt wie sehr man Sie lieben muß, wenn man nur das Vergnügen hatte Sie gesprochen zu haben, und wie groß und wie unmöglich wäre das Verbrechen nicht alles für Sie aufzuopfern, wenn man so unendlich glücklich ist Ihre Gegenliebe zu besitzen; daß ich Sie wahr und aufrichtig liebe, und es mein höchster Wunsch ist mich nie von Ihnen zu trennen, sind Sie überzeugt; daß Sie mich ebenso lieben, haben Sie mich versichert, und meine Toni kann ja nicht lügen. Ob nun Ihre Bestimmung und Ihre Ältern das nicht erlauben, ist das einzige Hinderniß das uns in den Weg treten könnte. Daß mein Vermögen bis jetzt nur in meinem Talent bestehet wissen Sie, daß ich als rechtschaffener Mann alles aufbiethen werde was in meinen Kräften steht, um uns für die Zukunft zu sichern, gelobe ich Ihnen auf meine Ehre; doch sollten Ihre Ältern Ihre Wahl mißbilligen, so wird es nur auf Antonien ankommen, ob ich deßwegen meine Hoffnung aufgeben soll oder nicht, denn nicht immer ist das auch verloren was man uns verweigert; doch ob Sie mein werden dürfen oder nicht, aufhören Sie zu lieben werde ich deßwegen nicht, und ich glaube Sie werden mich auch nicht gleich vergessen. In jedem Fall tragen Sie mir zu Liebe diesen kleinen Ring ohne Werth, als den ihm die Liebe giebt, als ein Andenken an Ihren treuen Freund, und versprechen Sie mir, wie auch die Loose fallen, ihn nie von sich zu weisen, und sich oft zu erinnern

an Ihren

aufrichtigen Ferdinand R.

3

[1820].

Liebe, theure Antonie!

Ich ergreife in dieser Welt, vieleicht zum letztenmahl die Feder, um an ein Mädchen zu schreiben, das durch eine so reine Liebe wie die Ihrige an mein Herz gebunden ist. Die Rolle meiner edleren Gefühle in diesem Punkte ist ausgespielt, meine Ideale, meine Phantasien entschwinden meinen Blicken, und meine Verhältniße übergeben mich einer Wirklichkeit welche, obwohl ich sie selbst geschaffen, mir doch so fremd vorkömmt als hätte ihre Existenz ich nie geahndet, viel weniger gewünscht. Und doch — soll es so seyn, ist es so, ich opfere die letzten Reste meiner Zufriedenheit dem Verhältnisse meiner Ehre und meines zu rasch gegebenen Wortes auf, und so nehme ich denn vor den Gesetzen der Welt von Ihnen, meine theuere Antonie, auf ewig Abschied, verzeihen Sie einem Menschen den die bösen Mächte seines Schicksals lenken, streuen Sie durch das Bewußtseyn Ihrer Freundschaft und Vergebung die letzten Blumen auf den Dornenpfad seiner Wanderung. Daß Ihr Andenken in meinem Herzen fortleben wird so lange meine Seele wohlthätige Bilder vor ihr Auge zaubern kann, muß ich Sie nur bitten mir zu glauben, denn fordern darf ich es nicht, denn wie können Sie mir Unwürdigen etwas glauben, da ich mir selbst nicht mehr glauben darf. Die Zeit wird Ihre Wunde heilen und Sie werden mit reinem Blicke sich eines vorübergegangenen Sturmes freuen; daß Ihre Leidenschaft entfliehen muß, bin ich gewieß, doch daß das Andenken an mich gänzlich aus Ihrer Seele schwindet, fürchte ich nicht.

Behalten Sie mein Bild als ein Andenken an einen Freund, der die höchste Achtung für [Sie] fühlt, und der nur dann zufriedener werden kann, wenn er einst hören wird, daß Sie glücklich sind; möchten Sie es doch so werden als es Ihr edles Herz verdient, möchte Sie Freundschaft und Liebe in der

Welt nicht so oft täuschen wie mich, und möchten Sie nie wie ich jetzt das unangenehme Gefühl in Ihrem Busen tragen, daß Sie einer That sich schuldig wissen, die Sie von andern so gekränkt, und welche Sie in Ihrem Innern verabscheut haben. Leben sie wohl zum letztenmahl, liebe, liebe Antonie, und verzeihen

Ihrem unglücklichen Freund Raimund.

* 4.

[1821].

Gutes, unschätzbares Mädchen!

Du mein einziges Glück, das noch in dieser Welt mich erfreuen kann, ich danke dir mit heißer Thräne für deine seltne Liebe und Treue, nirgends kann ich dieß mehr finden; darum kann mein Herz auch niemand mehr lieben als dich und ewig dich.

Kränkt es dich, daß ich gesagt, daß ich deinetwegen meine Frau nicht mehr nehme, verzeihe mirs, es ist eine Schwäche meiner Eitelkeit, ich will dir dadurch nur einen Beweis sagen, wie unendlich ich dich liebe; wie kannst du nur träumen, daß ich einen Vorwurf hineinlegen könnte, da ich mich so nahmenlos glücklich fühle dir allein anzugehören, und da es meine Ehre in keinem Fall erlauben wird mit meiner Frau länger zu leben; ich war noch in keiner Sache so ruhig und so einig mit mir selbst als in dieser. Bleibe wie du bist, mein guter Geist, und deine treue Liebe wird mich fromm und gut machen, denn für mich bist du ein Engel der mich zum Glauben an das Beßere bekehrt. Ist d e i n e Liebe etwas ungewöhnliches, so ist es doch auch die m e i n e, denn sie entspringt aus einer reinen Quelle, sie ist die einzige Empfindung die mir Achtung und reine Hingebung abfordert, doch wenn du mich traurig siehst, so denke dir ich bin es aus Reue über meinen unverzeihlichen Fehltritt meiner Heyrath und aus Gram dich und mich dadurch so unglücklich gemacht

zu haben, daß wir unsere Liebe nur der geheimnißvollen Einsamkeit vertrauen dürfen. Doch ein einziger Gedanke an deine sanftmüth[ig]e Verzeihung tröstet mich wieder und es ist ein unnennbares Gefühl, wenn ich mir denke wie innig du liebst

deinen Ferdinand.

5.

(11. Sept. 1821).

Gute, brave Toni!

Die ersten Strahlen der heutigen Sonne finden mich wach, und was kann mein erster Gedanke seyn —? Du! Mein Leben, mein Alles!! Freude strahlt mir der junge Tag entgegen, denn er verkündet mir die Wonne an deinen Busen das Geständniß meiner Treue abzulegen, darum preis ich sie hoch die ersten Strahlen der heutigen Sonne — doch — was sind für mich die letzten entschwindenden Strahlen des gestrigen Abends, des 10ten Septembers?

Heilige Mutter Gottes, segensreiche Frau, bewache mit deinen himmlischen Blicken das Glück meiner guten Antonie, nimm unseren Schwur auf in deinen Schooß; bewahre die Reinheit ihres Herzens, wende die Pfeile der Verführung ab von ihrer Brust, oder stähle sie mit Liebe gegen mich, und laß sie nie vergessen auf ihren Ferdinand. Dafür habe ich dir gestern in meinem Innern gelobt, alle Jahre, so lange mich nicht viele, viele Meilen von der dir geheiligten Säule trennen, an der wir uns gestern vor deinem himmlischen Auge verbanden, am 10ten September zum Andenken des mir unvergeßlichen Tages eine halbe Stunde im Gebethe an ihrem Fuße zuzubringen, und werde es heilig halten, denn es ist das erste und einzige Gelübde dieser Art das ich in meinem Leben gemacht habe. Und sollte doch einst ein fluchbeladenes Jahr die Stunde heraufbringen, in der ich dir kein Dankgebeth mehr für die Treue meiner Toni, was ich

in diesem Augenblicke jetzt fürwahr nicht fürchte, bringen kann, so werde ich deine sanfte Heiligkeit nicht zur unedlen Rache auffordern, ich werde meine Wanderungen zu deiner Säule nicht aufgeben, sondern mein Gebeth wird sich wenden und dich bitten, die Leiden meiner Seele durch einen wohlthätigen Schlummer zu enden. Sollte uns aber das Glück werden, daß wir vereint auf immer mit einander durchs Leben wandeln dürfen, so soll unser erster Weg zu dir seyn. Und eine neue, schönere Säule will ich auf dem nehmlichen Platze dir setzen lassen, zum Andenken zweyer guten Menschen, deren Herzen nicht untergegangen im Sündenwirbel der größeren Welt. Dieß gelobe ich heilig. Amen!

Und nun zu dir, du Kleinod meiner Seele! Ich kann heute nicht von Dir scheiden, ohne dir den heißesten Dank für die seeligen Stunden dieser drey unvergeßlichen Tage, die ich an deiner Seite zubrachte, aus redlichem Herzen darzubringen. Nie wird dein Ferdinand an dir undankbar handeln. Wie theuer mir mein Schwur ist, siehst du aus der Feyerlichkeit mit der ich den Augenblick aufgefaßt habe. Meine Liebe zu dir muß vor Gott und den Menschen schön und gerecht seyn, denn ich fühle es, sie hat, und wird noch immer mehr, einen guten, frommen Menschen aus mir machen, und einen schöneren Beweis kann es nicht geben, und eben darum bist du mir d o p p e l t theuer, weil du mich in jeder Hinsicht meinem H i m m e l näher bringst.

Nun eine Bitte: Zum Andenken unseres Schwures sticke mir zu meinem Nahmenstage eine Mutter Gottes, die ich zu meinem Bett hängen werde. Ich werde Dir eine schöne mahlen lassen, und in einem goldenen Rahmen wie mein Porträt übergeben. Zum Andenken dieser Stunde und deines Gebethes. Lebe w o h l und v e r g i e ß mich n i c h t, w e n n du i n d e i n R e i c h k o m m s t —? v e r s t e h s t Du?

Ewig dein F e r d i n a n d.

(G i e b d i e s e n B r i e f n i e v o n d i r.)

*6.

[1821].

Liebe, gute Toni!

Ich überschicke dir hier dieses Bild. Wenn dich der Anblick dieser Gegend die getreu kopiert ist, erfreut, so bin ich überzeugt, daß du mich noch liebest. Ich glaube, daß unter allen Verhältnißen deines Lebens die Erinnerung an die frohen Stunden die wir in dieser Gegend zubrachten, und den Triumph den die Gemüthlichkeit unserer Herzen am Fuß dieser Säule feyerte, dir auch dann nicht uninteressant seyn würde, wenn der, mit dem du Hand in Hand bey ihr verweiltest, nicht mehr unter den Lebenden sich befände. So wie du auch überzeugt seyn kannst, daß so lange ich lebe mir nie einfallen wird, mein Herz und mein ganzes Daseyn jemand andern zu weihen, als dir, meine geliebte Toni. Ich bitte dich schreibe mir, wenn ich dich sehen kann, und was dir gestern war — du bist nicht ganz aufrichtig gewesen gestern mit deinem dich ewig liebenden

Ferdinand.

Häng es an dein Bett, und vergieß nie den der es dir verehret.

*7.

[1821].

Liebe, gute Toni!

Ich befinde mich Gottlob wieder recht gesund, und hoffe auch, daß du meine theure Toni dich wieder besser fühlest.

Daß dich mein Bild so erfreut hat, und daß du dich in deinem Brief so schön darüber ausgesprochen hast, hat mir unendliche Freude bereitet. Ja meine Toni, wir wollen diese Säule, und was wir uns gegenseitig geschworen nie vergessen, es ist ein so schöner Anhaltspunkt für unsere Liebe der zu unserer beyderseitigen Beruhigung sehr nothwendig war, wir

wollen ihn ewig festhalten, und doppelt schön wird in jener Gegend uns die Natur entzücken, wenn wir sie wieder mit so treuen reinen Herzen betreten als wir sie verlassen haben. Was deine Chatulle anbetrifft, so dank ich dir noch ein mahl recht herzlich für die Freude die du mir damit gemacht; daß du eine Meisterin im Sticken bist, brauch ich dir wohl nicht zu sagen, jedermann der deine liebevollen Arbeiten sieht, ist entzückt davon. Du kannst dir wohl denken, wie mir das in dem Augenblick schmeichelt, daß ich nicht nur das Werk, daß ich auch das schöne Herz der Künstlerin besitze. Die Lotte laß ich küssen und sie soll bald kommen, auf einen Kaffee, um aus ihrer Schale zu trinken, sie macht mir viele Freude. Ich war neulich im Theater traurig, daß ich so fern von dir bleiben mußte, da dir doch mein Herz so nahe war. Komm nur Sonntag hübsch zeitlich — hörst du — ich bin dir viele Küsse schuldig von dieser Woche wo ich vergebens warten mußte. Leb wohl und denke mit solcher Liebe an mich, wie immer an dich denkt dein

Ferdinand.

8.

[1821].

Liebe, gute Toni!

Du schienst mir heute traurig beym Fortgehen — warum? Ich bin es nicht, weil ich noch nie über die innige, ewige Fortdauer unserer Verhältniße so einig war wie jetzt. Wir haben uns im Angesichte Gottes verlobt und geschworen, freywillig und ungezwungen. Ich werde meinen Schwur halten als rechtschaffener Mann und nicht nur nie dich verlassen, sondern auch in jeden Punkt die strengste Treue beobachten, und das hoffe ich auch von dir, und habe mein vollstes Vertrauen zu dir, und darum bin ich ruhig.

Könnten wir uns, du mich oder ich dich, nach den jetzt zwischen uns vorgefallenen Dingen betrügen, so hätte der

eine Theil nichts an dem andern verloren, denn der wäre so niederer Natur, daß er seinen Lohn schon selbst finden würde. Doch das bin ich sicher, daß es nicht geschieht, und darum blick ich mehr als je getröstet in die Zukunft. Ich weiß, daß meine Aufführung so ist und seyn wird, daß ich in meiner Brust Beruhigung finde gegen alle Unfälle meines Lebens. . . . . . Verlasse dich auf einen Mann von Ehre, der dich unendlich liebt und sich ewig nennen wird

deinen

Ferdinand.

*9.

[1821].

Liebe, gute Toni!

Ich kann heute dir berichten, daß ich mit der Direktion in der Leopoldstadt einen Contrakt auf 10 Jahre abgeschloßen habe mit folgenden Bedingungen: 100 fl. Wochengage, 600 fl. Quartiergeld, 4 Wochen reisen, eine ganze Einnahme und 250 fl. Regiegeld; das kann ohngefähr das Jahr gegen 10.000 fl. Schein ausmachen. Ich hätte freilich in der Josephstadt oder an der Wien, denn Duport hat gestern in aller Früh um mich geschickt und ich sollte nur fordern was ich wollte, ein oder zweytausend Gulden wegen der Größe des Theaters mehr profitiren können. Doch ich bin damit zufrieden, bin ich doch in deiner Nähe, und ich hoffe der Kontrakt unser[er] Herzen wird keine Erneuerung brauchen, denn wir haben ihn ja für ewig geschloßen — nicht wahr? — Oder hast du Anträge von einem andern Theater, das dir mehr Sicherheit geben kann, weil sich der Priester als Zeuge unterschreibt? — Glaube mir das Herz deines Ferdinand bürgt mehr Sicherheit als wenn du auf das goldene Haus geschrieben bist mit deinem Herzen, wo du den Satz nimmer aufkünden darfst. Ich war jetzt 2 Tage auf dem Lande und wäre gestern fast zu spät ins Theater

gekommen, doch es war gerade noch Zeit. Meine Feinde werden wohl die Nasen rümpfen über meinen Contrakt, doch was liegt mir daran, kann ich den Feind der mir im Busen wohnt bezwingen, kann ich es dahin bringen, mit mir selbst zufriedener zu werden, was kümmert mich der Neid!

Ich kann den Augenblick nicht erwarten dich in meine Arme zu schließen. Leb wohl und wenn du mich liebst, so vergieß nicht, was du schon oft geschworen,

deinen

Ferdinand.

10.

[1821]

Liebe, gute Toni!

Ich glaube du siehst aus meinen Handlungen, nicht nur aus meinen Worten, wie redlich ich mein Wort halte das dir frey und ungezwungen mein liebendes Herz gegeben hat, ich habe Dir deßwegen Mittwochs erst geschrieben, weil ich Mittwoch den Contrakt unterschrieben habe und ich hoffte dir eine Freude zu bereiten, wenn ich dir Gewißheit gebe daß ich bey dir bleibe. Über dein Schweigen darüber wollen wir nichts mehr sprechen. Ich will dich mit meinem kleinen Plan bekannt machen den mein Herz entworfen hat, ich habe darum einen Contrakt auf zehen Jahre, mit den heurigen Eilfe, geschloßen, weil ich mir vorgenommen von meinen Einkommen jährlich viertausend Gulden wenigstens zurück[zu]legen, daß macht in zehn Jahren mit den Interessen nur zu 5 procent gerechnet 53502 fl. und von dem Übrigen kann ich noch immer sehr gut leben, ich will mir dafür Papiere ankaufen, und sie in deine Hand legen; schenkt mir Gott Gesundheit und das Leben, so können wir beyde mit ruhigem Blicke Gebrauch davon machen, denn vereinen muß uns das Schicksal, wenn wir nicht von einander lassen. Sollte ich während dieser Zeit die Unruhe meines

Herzens mit einer tiefen ewigen Ruhe vertauschen, so behaltest du als einen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit und als ein kleines Andenken an die Achtung und Liebe deines Ferdinands was ich in deine Hand gegeben, ohne daß irgend jemand etwas davon weiß. Dieß ist das Plänchen das in den Tagen meine Seele füllte und mich freudig beschäftigte, als du glaubtest ich wollte dich verlassen —. Nicht wahr, du wirst mir die Freude machen darein zu willigen, denn es giebt nichts in diesem Leben mehr für das ich mich opfern könnte als dich, und ich kenne keine Verwandtschaft als die der Herzen. Doch glaube nicht, daß ich dadurch dich binden wollte, durch Verhältnisse an mich; wenn dein Herz einen andern sich erwählt, so wirst du von meiner Seite keinen Vorwurf hören und ich werde mich so benehmen, daß wenn du mich auch nicht mehr lieben kannst, du doch nie aufhören wirst mich zu schätzen.

Glaube nicht, daß diese meine Gesinnungen und mein Brief überspannt sind, ich halte keinen meiner Briefe dafür, denn ich habe noch nicht aufgehört zu empfinden was ich empfand wie ich sie schrieb; denn meine Seele liebt dich und ihre Gefühle sind die vorherrschenden, darum getraue ich mir zu halten was ich verspreche. Wenn du mich nicht siehst, so denke nicht, daß es aus Gleichgültigkeit geschieht, es macht mir Schmerz, wenn ich dich sehen muß ohne dich eigentlich sehen zu dürfen, wenn mich dein Auge trifft, ohne daß ich dir zurufen darf: »Meine Toni«, darum sey auch nicht böse, ich kann nichts dafür, daß du noch nie eine gleiche Empfindung in diesem Falle mit mir hattest, und also die meinige nicht beurtheilen kannst. Leb wohl, ich freue mich innig dich an mein Herz zu drücken und dich zu versichern, daß ich bin

dein Ferdinand.

*11.

(1821).

Liebe, gute Toni!

Um dir einen Beweis zu liefern, wie gerne dein Ferdinand dankbar für deine Liebe ist, und wie sehr es nur mein höchster und einziger Wunsch ist, unsere Herzen innig vereint zu sehen, so benütze ich die günstige Stimmung die dich mir wieder näher brachte, und versichere dich meines Dankes für deinen liebevollen Brief, und meiner treuesten Anhänglichkeit. Möchtest du doch einsehen lernen, wie sehr du mein Herz durch Güte und Sanftmuth regieren und leiten kannst, und in welchem Grade ich die Anwendung dieser beyden Tugenden von dir verdiene. Ich habe dir ja mein ganzes Seyn geweiht, und alle meine Freuden und Leiden beschränken sich auf dich. Verdiene ich dafür nicht auch von deiner Seite, daß du Vorurtheile hinwegsetzest die dich hindern, oft um mich zu seyn, um mir zu lohnen was ich für dich gelitten, und mir zu beweisen, was dein Mund und die Züge deiner Feder mich so oft versicherten? Du schreibst mir nicht, wie es deinem Vater geht? Glaubst du denn, weil mich deine Aeltern hassen, ich nähme weniger Antheil an bedeutenden Ereignissen ihres Glückes, als andere die von ihnen geliebt sind? Es sind ja deine Aeltern, und darum auch mir theuer. Ich habe gehört, daß du die Nacht hast wachen müssen, und ich bin überzeugt du hast es gern gethan. . . Ich würde sehr gerne am Lager meiner Aeltern sitzen, wenn ich sie noch hätte —. Den wahren Werth jeder Sache macht uns erst der Verlust bekannt. Sey getröstet liebe Toni, wenn Dir alles untergeht im ungetreuen Leben, an mir lebt dir ein Freund, an dessen Brust du eine ewige Freystatt findest. Viel ist schon mein Herz und oft durch die Pfeile der Wahrheit verwundet worden, und optische Täuschung ist das schöne Bild, das mein Hoffen sich von der Treue dieser Welt hat ausgemahlt. Theure Toni, wenn ich den Schleyer von dem Bilde

deiner Treue reiße, wirst du den letzten Pfeil in mein zerrissenes Herz mir bohren —? Da ich doch so innig war und bin — dein

Ferdinand —?

12.

(1821).

Liebe, gute Toni!

Ich muß dir schreiben, daß mich dein Brief recht trübe gemacht hat, denn wenn ich dich leiden sehe, so fühlt sich mein ganzes Wesen mit Wehmuth ergriffen. Wie marternd ist es für mich, dich an meiner Seite entbehren zu müssen, und dich in einem Hause zu wissen, wo du so viel leiden mußt, um meinetwillen. Was die Launen deiner Schwester anbetrifft, so ertrage sie mit christlicher Liebe, denn leider ist das, was die Natur durchs Blut aneinander knüpft, gewöhnlich am weitsten von einander entfernt. Denn die Liebe ist ein fremder Strahl der unser Herz berührt, und wir wissen nicht, von wannen er kommt. So war es mir, als ich dich das erstemahl am Fenster sah, mir war als hätte ich dein Bild schon lange durchs ganze Leben gesucht und plötzlich nun gefunden. Sey getröstet meine Toni, was das Schicksal herbes auch bereiten mag. Vertraue auf meine redliche Liebe. Ich werde nie vergessen, was du für mich gethan hast und noch erduldest. Ich könnte dir oft tausend Schmeicheleyen sagen, und an Worten und Bildern würde es mir nie fehlen, doch nein — ich bin überzeugt, daß dir ein warmer Händedruck und die einfache Versicherung meiner redlichen Liebe mehr gelten, als alle Schmeicheleyen galantverliebter Herren.

So wenig als meine Toni je den Gedanken haben könnte, daß ich sie verlassen könnte, so wenig finde ich einen Raum für längere Zweifel, daß sie mich zu täuschen im Stande sein könnte. . . Die Sache sey wie sie will, ich lasse nicht von dir und du nicht von mir, und so kann uns so

wenig das Ziel entgehen, als wenn wir heyrathen könnten, nur daß wir uns länger gedulden müssen.

Ist unsere Aufführung gegen andere untadelhaft, und besteht das ganze Verbrechen nur in unserer aufrichtigen gegenseitigen Anhänglichkeit, so hat die Welt höchstens nur Ursache uns zu bewundern, nicht zu verdammen. Unsere Liebe ist erprobt, nicht wahr liebe Toni? Sey nur brav, und vermeide den üblen Schein, nie werd ich aufhören mit inniger Liebe und Dankbarkeit zu seyn

dein Ferdinand.

13.

(1821).

Liebe, gute Toni!

Wie sehr ich um dich leide, welch eine tiefe Trauer meine Seele ergriffen, brauch ich dir nicht zu schreiben, du kennst mein Gemüth. Dir Versicherungen meiner Liebe zu machen wäre überflüssig, denn wenn meine Versicherungen die ich dir mündlich in Gegenwart deiner Mutter aus der Tiefe meines Herzens, mit der größten Aufrichtigkeit machte, dich nicht überzeugt haben, daß du es mit einem redlichen Mann zu thun hast, so wird es wohl schwerlich meiner Feder gelingen, dich zu überzeugen. — So eben erhalte ich Nachricht von dir, und da dein Bothe wartet, so muß ich eilen. Also: Du kennst meine Rechtschaffenheit, baue heilige Felsen darauf. . . . Toni, handle nach deinem Herzen! Fühlst du, daß du ohne deinen Ferdinand nicht glücklich seyn kannst, so betrage dich so, daß es deine Mutter fühlt, und daß sie Theilnahme und Mitleid mit deinem Schicksale fühlt, sie hat ein gutes Herz, ich habe es neulich gesehen, und ich kann ihr nicht genug danken, daß sie so schön dich und mich behandelt hat. Ach, hätte ich die Gesinnungen dieser Frau durch verläumderische Zungen nicht verkannt, wie glücklich könnte ich schon

in deinen Armen seyn. Das ist es eben, was mich seit Sonntag doppelt martert. —

Wenn du es bey ihr erflehen kannst, so mache sie mit meiner rechtschaffenen Liebe bekannt, sage ihr, daß ich mich deinetwegen so zurückgezogen von der Welt und so ordentlich betrage, sage ihr den Plan den ich dir wegen meinem Ersparniß meiner Einkünfte als ein Kapital für unsere Zukunft gemacht, und wenn du es wirklich fühlst, so sage ihr, daß du ohne mir oder meiner Freundschaft nicht leben könntest, und daß, wenn sie dir erlaubt mich manchmahl zu sprechen, du keinen Schritt thun willst ohne ihn ihr zu sagen. Toni, es ist ein entscheidenderer Punkt in dem Leben unserer Liebe als du vieleicht glaubst — Deine Mutter muß von deiner Leidenschaft überzeugt seyn, daß sie unbesiegbar ist, mein Brief würde jetzt mehr schaden als nützen, denn deine Mutter würde ihn Dir verschweigen, und glauben du wärest verführt durch meine Zudringlichkeit, und meine Liebe wäre nur rasend, die deine nicht. Bitte deine Schwestern, sie kennen ja die Reinheit unserer Liebe, sie werden dir beystehen. Dir zu Liebe muß es die Mutter mit Schmerz im Herzen billigen, um ihr Kind nicht zu verlieren; ich gehe sie ja gar nichts an, mich hätte sie ja leider eher Ursache zu hassen. Doch dann, wenn du mich benöthigst und deine Mutter vorbereitet, dann werd ich dich überzeugen, was ich dir oft gelobt, daß ich eher von meinem Leben lasse als von dir. — In jedem Falle rechne auf meine Treue, Redlichkeit und sey versichert, daß für dich stirbt

dein Ferdinand.

*14.

(1821).

Liebe, gute Toni!

Ich danke für die glücklichen Stunden, die mir, nach so langen Harren, dich wiederzusehen, deine zärtliche Liebe

bereitete. Glaube mir, meine gute, liebe Toni, ich finde mein Glück nur bey dir, ich würde es vergebens auswärts suchen, und ich versuche dieß auch nicht, weil ich von der Unumstößlichkeit dieser Wahrheit im Innersten meines Herzens überzeugt bin.

Mir war gestern von den vielen Unannehmlichkeiten die durch meine Verhältniße auf mich einwirken, wirklich gar nicht wohl, doch in deinen Armen ist mir leichter geworden. Deine Liebe ist der Arzt meiner Seele. Ich bin gestern den ganzen Nachmittag zu Hause gewesen, bis ich ins Theater gieng, und die M. hat mir mit der Legende des Pater Abrahams di sancta Clara in der Hand Gesellschaft geleistet. Ich hoffe auch von dir, daß du in Zukunft nicht so mißtrauisch gegen mich seyn wirst, denn eben wie du mir sagst, daß es manchen Leuten nicht unbekannt ist, daß wir uns lieben, ist es sehr leicht möglich, daß du manchmahl Unwahrheiten oder Muthmaßungen hören wirst die gar keinen Grund haben, wie du sie schon oft gehört hast und dich doch immer überzeugt hast, daß dein Ferdinand ein rechtschaffener Mann ist, der nie undankbar gegen die aufopfernde Liebe seiner theuren Toni seyn wird. Ist es denn also der Mühen werth, daß du dich wegen solchen Personen ärgerst oder vieleicht gar kränkest? Wenn sie sehen werden, daß ihre Versuche dir eine üble Meynung von mir beyzubringen vergebens sind, so werden sie es schon bleiben lassen. Daß du deiner Mutter keinen Brief übergeben willst, und deine Herzensgefühle für mich vor deiner Tante so emsig zu verbergen suchest, thut mir weh, doch ich rechne auf deinen Verstand, daß wir dadurch nicht vieleicht etwas verderben, wenn die Mama oder die Tante glaubt, dein Herz wäre wieder frey. Die Verzögerungen meiner Einnahme machen mich sehr mürrisch, den ich sehe gar keine Aussicht sie bis November zu geben. Mit unseren Dichtern geht es immer miserabler, sie betreiben ihre Kunst blos um Geld herauszulocken, nicht um Ehre zu ärnten, und es ist zum verzweifeln, was man für Schmiererеyn lesen

muß. . . . . Lebe wohl, ich küsse dich 10000 mahl und bin wie immer ewig dein

Ferdinand.

15.

[1821].

Liebe, theure Toni!

Ich kann dir die Freude nicht beschreiben, daß du besser bist und mir schreibst, daß deine Mutter den Brief gut aufgenommen hat. Dein Brief den mir die Meko gab, hat mich in einen Himmel von Empfindung versetzt, und was du mir schriebst, daß du fühlst und mir gelobst, das fühle und gelobe ich dir eben so heilig. Mit Freuden würde dein Ferdinand für dich sterben. Halte dich nur recht gut, hörst du liebe, liebe Toni. . .

Also war die Mama nicht böse? Ach du glaubst nicht, wie mich das freut. . . .

Dein

Ferdinand.

*16.

(1821).

Liebes, theures Mädchen!

Wie kann ich dir genug danken für deine liebevolle Aufmerksamkeit, wie schön und mühevoll ist deine Arbeit, ich habe sie gestern bey meinem Eintritte nach dem Theater bey meinem Bette hängen gesehen, und meine Freude war gränzenlos, um so mehr da ich mich schon gefaßt zu machen suchte, du hättest deinen Ferdinand halb vergessen. O meine Toni, dieses Bild sey mir ein heiliges Palladium unserer treuen Liebe, nie, nie werde ich einen Schwur brechen, an den jeder Pulsschlag meines Herzens und jeder Blick auf dieses heilige Bildniß mich erinnert. . . .

Die Zeit hat unsere Liebe nicht vermindert, und es darf ihr auch nicht gelingen, denn unsere Herzen sind zu gut, und unser Verstand darf sich seiner Rolle nicht schämen, die er bey unserer Liebe spielt, er giebt uns gegenseitig die Überzeugung, daß wir edel und gut handeln und vor dem Tribunale jedes gefühlvollen Menschen unverdammt bleiben, wenn wir treu an einander hängen, bis uns das Schicksal auf was immer für eine Art vereinigt. O ich wünschte, ich könnte es in die Welt hinausrufen, wie glücklich ich durch [das] Bewußtseyn deiner Liebe bin. Lebe wohl theures Mädchen, und lege dein liebendes Haupt bald an den nur ewig für dich schlagenden Busen

deines Ferdinands.

17.

(1821).

Lieber, theurer Engel!

Welche Freude durchglüht mein Innerstes, wenn ich denke, daß es eine Möglichkeit ist, daß dir mein Glückwunsch zu deinem mir so theuern Geburtstage auch nur einen süßen Augenblick bereiten kann. Ach meine Toni, warum bin ich in diesem heiligen Augenblicke nicht bey dir, damit dir meine Thränen sagen könnten, wie unendlich ich dich liebe. Lebe noch lange, lange Jahre, und möchtest du eben so viele glückliche Monden durchleben, als dein schönes, aufrichtiges Herz trübe Augenblicke um meinetwillen erlebte. Wie, schöne Seele, soll, kann ich dir danken für die Leiden, die du um meinetwillen duldest? Ach ich bin nur ein Mensch, und kann dich nicht lohnen wie es dein göttliches Herz verdient. Ich habe sehr trübe Augenblicke gehabt, seit ich dich das letztemahl sah, dein Ferdinand leidet viel, doch ein Augenblick wie der jetzige, in dem meine Seele sich entzückend hebt, weil sie ahndet, daß du dich vieleicht erfreuen wirst, ist mir Ersatz für mondenlange Qual.

Nimm das kleine Andenken freundlich auf, und denke, daß der, der es dir giebt, sein Leben mit Wonne für dich aushauchen würde, wenn er dir damit Glück und Freude auf dieser Welt erkaufen könnte. Schlafe wohl und süß, mein theures Leben, die Engel des Himmel mögen dich umschweben und diese letzte Nacht vor deiner Geburt in einen Morgen umwandeln, den du so rein und unschuldsvoll der Sonne entgegenschaust wie am ersten deines mir so theuren Lebens. Ich will, bevor ich heute schlafen gehe, ein herzliches Gebeth für das Wohl deines Lebens zu Gott und unserer heiligen Jungfrau senden, und bey ihrem Gnadenbilde von deiner Hand mir gewebet den Schwur erneuern, daß ich bleibe bis in den Tod dein

Ferdinand.

18.

(1821).

Liebe, gute Toni!

Mein Herz hätte dir viele Vorwürfe über die Gleichgültigkeit deiner Briefe und deines Betragens zu machen, seit wir uns das letztemahl sahen, doch ich will die Sache nur als ein Mißverständniß betrachten und glauben, daß das Herz meiner Toni noch eben so innig für mich schlägt als es in allen jenen Augenblicken schlug, wo die Wahrheit ihrer Liebe zu mir keinen Zweifel unterlag. Nur eines schmerzt mich besonders, welches dir in deinen Briefen und deinen Äußerungen fast zum Sprichwort geworden ist, und das sind die Worte: *Jetzt ist es noch Zeit, wenn du mich aufgeben willst?*

Warum ist es denn noch Zeit? *Jetzt?* wo deine Mutter schon *unsere schriftlichen Äusserungen unserer Beständigkeit empfangen?* Und wann ist es denn nicht mehr Zeit? — Meine Toni schreibt doch nie etwas nieder

ohne dabey zu denken, um so mehr wenn sie etwas so oft wiederholt. Und darum bitte ich dich in deinem nächsten Brief mir diese Frage zu beantworten, und nicht darüber hinweg zu gehen. Mir ist dieser Gedanke nie eingefallen, für mich war es schon nicht mehr Zeit, als ich dir bey unserem zweyten Wiederfinden gestand, daß ich dich nie verlassen werde.

Meine Liebe zu dir wird nur mit meinem Leben enden, selbst wenn uns das Schicksal trennen sollte — nur mit dem Unterschied, daß ich unter den nicht zu hindernden Streichen des Schicksals nichts verstehen kann, als eine Gleichgültigkeit deines Herzens gegen mich, und eine vielleicht dir anfangs selbst nicht ganz bekannte Neigung deines Herzens für einen andern Gegenstand. Denn alle andern Hinderniße können so wie ich die Sache kenne, wohl nicht im Stande seyn, zwey Menschen von unserem Charakter zu trennen —?

Selbst dann — wenn dieser schmerzlichste Schlag meines Schicksals mich treffen würde — — selbst dann würdest du in meinem Herzen fortleben, und ich würde mein ätherisches Glück in dem Bewußtseyn meiner Redlichkeit, in den schönen Erinnerungen an die theuren Augenblicke der Vergangenheit, und in dem uneigennützigsten Gefühle, daß ich dich wenn auch nicht durch mich, doch glücklich weiß, suchen, und du würdest meinen Nahmen und mein Andenken, wenn auch nicht mehr liebend, doch achtungsvoll oft in deinem Gedächtniße wiederhohlen. Meine Fantasie hat in ihren schönsten Augenblicken immer nur dein Glück vor Augen, und ich fühle mich zu allen Aufopferungen bereit es dir zu verschaffen. Darum ist doch mein höchster und heiligster Wunsch der: Dich zu besitzen, um dir zu beweisen, daß ich für meine Toni alles aufbiethen werde, ihr für alle Leiden und Beharrlichkeit so dankbar zu seyn, wie sie es verdient, oder im Streite gegen die Unmöglichkeit, dich ewig mein zu nennen, unterzu-

gehen. Lebe wohl und schreibe die Gesinnungen deines Herzens.

Ich für meinen Theil bleibe

ewig dein

Ferdinand.

Küsse mir die Lotti. Die Luise hat sehr Unrecht, wenn sie sagte, daß ich mich heftig betragen hätte. Ich war nur im Innern erzürnt, mein Äußeres war sehr gemäßigt, denn ich gebe mir viele Mühe, diesen Fehler abzulegen.

Die Sonne scheint heute so schön — Wann wird unsere Sonne scheinen?

19.

[1822].

Liebe, gute Toni!

.... Ich beschäftigte diesen Morgen mich ganz mit dir ich habe mehrere deiner Briefe durchlesen, und eine wohlthätige Ruhe hat sich in mein Herz gesenkt. O möchte meine Toni nie anders denken als Sie gedacht und gefühlt, als sie diese Briefe schrieb, möchten unsere Briefe, die Zeugen unserer Leiden und unserer edlen Liebe, nie gleichgültig aus unserer Hand gelegt, und eines von uns vergessen, was das andere für ihn fühlt und gelitten hat. Ach diese Woche errinnert mich so lebhaft, daß wir zu unserem Unglücke einmahl schon geglaubt wir werden es vermögen ohne einander zu leben, und daß uns die schmerzlichste Erfahrung das Gegentheil gelehrt; auch mich ergreift ein tiefer Schmerz, wenn ich denke, daß ich am Tag der Auferstehung vor 3 Jahren zum erstenmahle mit dir in die Stadt gieng — wie voll war mein Herz dort von den reinsten schönsten Hoffnungen, und wie — oh weh mir Elenden — was ist aus mir geworden! Doch ich will nicht verzagen, ich will auf Gott und meine Toni bauen, sie werden meine Hoffnung nicht vernichten, ich

verdiene es ja nicht. Du schreibest ich soll dich nicht verlassen — Du mich auch nicht liebe Toni —? Nicht?

Ewig dein Ferdinand.

Schreib mir und suche mich zu sehen, ich bin recht traurig, grüße die Lotti.

20.

[1822].

Liebe, gute Toni!

... Wenn du glaubst, daß die Ursache meiner Kränkung in einer Neigung zu meiner Frau liegt, so bist du ungerecht und undankbar. Das Publikum muß es glauben, denn es kennt unsere Verhältniße nicht; erzähle sie und man wird gleich anderer Meynung seyn; aber verkenne nicht was dir das Schicksal nur einmahl in deinem Leben gewähren wird: eine so aufrichtige, treue Anhänglichkeit wie die meine. Findest du, daß dein Zustand behaglicher wäre, wenn du mich durch Zerstreuungen von was immer für einer Art vergessen könntest, so hast du Ursache dem Schicksal alles Verdienst abzusprechen; doch fühlst du, daß du ohne von mir so geliebt zu werden dich für noch unzufriedener halten würdest, so denke, daß du dein Herz einem Manne hingegeben der dessen Werth zu schätzen weiß, der dich nicht allein leiden läßt, der mit dir gleiche Leiden fühlt, gleiche Sehnsucht, und der bereit ist, sich auf eine Art zu opfern wie du vergebens einen zweyten suchen wirst; daher, wenn meine Wangen bleich sind, so halte mich nicht für so blöde und einfältig, daß ich mich nach etwas so sehnen würde was ich so leicht erreichen könnte, als die Spitze meiner Nase. Es giebt nur eine Sehnsucht für mich: sie heißt mit dir vereint zu leben, und täusche ich mich in dir, so hab ich mich ausgesehnt in diesem Leben, denn ich fühle nur zu

tief, daß mein Herz zu gut für diese Welt, und daß es brechen muß, wenn es aufhören soll unglücklich zu schlagen.

Dein Ferdinand.

21.

[1822].

Liebe, gute Toni!

Dein Schreiben hat mich sehr überrascht, denn ich habe einen recht herzlichen Brief vermuthet, weil wir nach unserem Zanke so innig von einander schieden. Du schreibst mir ich sollte den Schein vermeiden, siehst du wie wahr ich oft gesprochen, wenn ich dich darum bath, und doch ist es meine emsige Sorge seit langer Zeit, mich durch ein eingezogenes Benehmen, sowohl in als außer meinem Hause, der Welt und dir zu beweisen, wie sehr man sich in meinem Charakter geirrt, und welch eine seltene Anhänglichkeit ich für dich habe. Mein Herz macht sich so schöne Hoffnungen für die Zukunft und mein einziger Plan geht dahin mir meine Seelenruhe wieder zu verschaffen, und dir Freude und Glück in meinen Armen zu bereiten. Doch wie ich es auch anstelle, du scheinst deinen Ferdinand nicht zu unterstützen. Du scheinst nicht von dem Geiste ergriffen zu seyn, von dem ich es bin, sonst würde es deine Sorgfalt seyn, mir durch Vertrauen, durch Bemühung, wenn du mich nicht sehen kannst, doch etwas von mir zu hören, kurz durch sanftes Zuvorkommen, wie es dem Weibe ziemt, mir zu beweisen, daß du erkennest, daß mein Herz so gerne die nichtigen Freuden dieser Welt mit Einsamkeit vertauschet um sich dir würdig zu zeigen. Ich habe seit unserer Anwesenheit in der Stadt die Säule unser[er] schützenden Mutter schon wieder besucht, ohne es dir zu sagen, und meine heißen Bitten für unser Wohl haben die reinen Lüfte jenes reizenden Ortes dem Himmel zugetragen, und gerade diese Woche hast du meinen Brief liegen lassen — soll mich das nicht schmerzen? — Was meine Treue betrifft so sey überzeugt, daß ich meine

Hand ins Feuer tauchen könnte, und daß ich dich nicht ein=mahl verstande[n] hätte, wenn der Schluß deines Briefes mir nicht deine ungereimte Besorgniß kund gethan hätte. Bleibe meine brave liebe Toni, und du wirst dich überzeugen von dem edlen Charakter

Deines dich ewig

liebenden Ferdinands.

22.

[1822].

Auf diesen Brief weiß ich nichts zu antworten, wünscht es aber dein Herz von mir befreyt zu seyn, so erkläre dich deutlicher und lese meinen Brief der dir deinen letzten Verdacht wegen meiner Frau beantwortet hat, worauf du versprochen nie mehr davon zu erwähnen. Dich kann ein jedes Kind anlügen.

Ferdinand.

*23.

[1822].

Liebe Toni!

Dein Schweigen überzeugt mich, daß sich deine Liebe zu mir überlebt habe. Wie die Sache sich verhält, kannst nur du wissen, doch meine Schuldigkeit ist die Wahrheit zu schreiben, steht es wie es will, ich bin ein Mann und muß mich fassen, muß entsagen, wenn mein Herz auch ewig blutet; das Be=wußtsein meiner Unschuld wird mich stärken, und einst wird doch ein Augenblick kommen, wo mir der Himmel lohnen wird was auf der Erde hat mein redlich Herz gelitten. Ich habe deine Eifersucht anfangs für unbedeutend und vorüber=gehend gehalten, darum habe ich sie in meinem Brief auch nur leicht beantwortet, doch sollte die Muthmassung wahr seyn, daß du mich für so schändlich halten kannst, daß ich

meine dir zugeschworne Treue auf eine so gemeine Art brechen könnte, daß ich meinen Charakter so herabsetzen könnte, dich zu betrügen, der ich so vielen Dank für deine Leiden schuldig bin, und eine Person zu lieben, oder gar zu nehmen die die gerechtesten Ansprüche auf meine Nichtachtung hat, so thut dieß meinem Herzen sehr weh, daß auch du mich so verkennen kannst. Daß das Publikum, von dem ein kleiner Theil mich in eben dem Grade haßt, weil mich der andere so liebt, ewig nur mein Unglück im bürgerlichen Leben will, weil es keine Kenntniß von meiner Denkungsart, meinem Herzen besitzet, und mich für einen ganz gewöhnlichen Schauspieler in moralischer Hinsicht hält, das hat mir schon trübe Stunden gemacht, doch es nimmt mich nicht Wunder, es hat mich schon einmahl um das Glück meines Lebens gebracht, es könnte es ja noch einmahl mit Vergnügen anschauen, wie ein Mensch der sich ganz für sein Vergnügen opfert, moralisch zu Grunde geht. . . . . . . Ich habe mir gar nichts vorzuwerfen. Ich liebe niemand als dich, und habe kein vertrautes Wort weder mit meiner ehemaligen Frau, noch mit irgend einer andern gesprochen, mir ist nicht in den Sinn gekommen an jemand andern als an meine Toni mit Liebe zu denken. Ich bin immer allein zu Hause oder in Gesellschaft eines Freundes, wie sie sich nennen, und mein einziger Gedanke warst und bist du. So unverdient ist noch niemand gekränkt worden wie ich dießmahl, dieß schwör ich dir so wahr mir Gott helfen möge in meiner letzten Stunde. Ich hoffe du wirst und mußt meinem Schwur glauben, und die Zukunft wird meinen Beweis liefern, und meine Ehre habe ich bewahrt. . . . . — Lebe wohl, denke so von mir wie ich es verdiene, handle nach deinem Herzen und vergieß nie, daß du mich einst genannt deinen

Ferdinand.

*24.

[3. November 1822].

Liebe Toni!

. . . Liebe Toni, ich bin sehr traurig. Das Schicksal hat einen der besseren Menschen die ich kennen lernte, aus dieser Welt gerufen, den Mahler Frank, der sowohl das Gemählde das du von mir in Miniatur besitzest, wie auch das was ich in Öhl habe, gemahlt hat. Ein junger Mann von 34 Jahren, ein Jahr verheyrathet, ein Kind und eine junge brave Frau besitzend, starb gestern Nachmittags um 5 Uhr plötzlich, und ich wußte gar nicht, daß er krank wäre durch 14 Tage, doch ohne ahndende Gefahr. Er war mir aufrichtig gut, und meine Thränen fließen einem redlichen Manne und einem braven Künstler. Ich hatte immer den Plan einmahl dich von ihm mahlen zu lassen und er wäre der einzige gewesen, den ich mich hätte anvertrauen können. Ruhe seiner Asche!

Ach, in solchen Augenblicken wünschte ich meinen Gram an deinen Busen auszuweinen, und zu fühlen, wie heilend der Trost deiner Liebe ist — doch das Schicksal hat mir dieses Glück nicht bestimmt. Lebe wohl, liebe deinen Ferdinand so wie er dich ewig lieben wird und wenn du kannst, so schreibe mir.

Dein Ferdinand.

*25.

[13. December 1822].

Ach, meine Toni!

Warum bin ich so unglücklich, meine Empfindungen und die Ergießungen meines für dich so redlich schlagenden Herzens nur durch todte Buchstaben an dich senden zu können, warum kann ich nicht bey dir seyn, um dir einen Beweis zu geben, wie dein Ferdinand jeden deiner leisesten Wünsche würde zu erfüllen

suchen, warum kann ich dir nicht ein Beyspiel meiner liebenden Zärtlichkeit durch meine Sorgfalt für die Erhaltung deiner Gesundheit geben? Doch mir sind vom Schicksale nur die Leiden der Sehnsucht aufgebürdet, und ich danke Gott, daß du besser bist, denn wenn du arg geworden wärest, so würde ich gewiß nicht Ruh noch Rast gehabt haben, bis ich dich sehen könnte. Jetzt sind es schon bald dann drey Wochen, daß ich dich nicht an mein Herz drücken kann, das nur für dich noch lebt und sich der ganzen Welt verschlossen hat. Halte dich nur recht gut liebe Toni und sey überzeugt, daß keine Freude in meine Brust einziehet, bis ich dich nicht wieder gesund und wohl an meine Brust gedrückt habe. Wenn du deine Mutter manch=mahl in einer gemüthlichen Stimmung für dich findest, so vergieß nicht ein Wort für deinen Ferdinand zu sprechen. Glaube, daß wenn unsere Gedanken sich begegnen könnten, sie würden sich oft schwesterlich umarmen. Ich hoffe wenigstens, daß meine Toni eben so oft an mich denkt wie ich immer=während an sie.

Die Mekko hat mir gesagt ich sollte dir da die paar Strophen schicken die ich gestern, wie sie um 7 Uhr von mir gieng, noch geschwinde für den Volkert gemacht und mit Bey=fall gesungen habe, es würde dir eine kleine Freude machen, und darum wag ich es, weil ich weiß, daß dich es freut, wenn dein Ferdinand sich bemüht dich zu erfreuen, wenn er es auch nicht immer so im Stande ist wie es der innigste Wunsch seines Herzens ist. Laß uns hoffen, nie soll mir die Hoffnungssonne unseres Glückes aus dem Auge schwinden, wenn es sich nicht auf ewig schließt bevor ihr Glanz es ganz beseeligen konnte. Lebe wohl, ich werde Sonntag sehr traurig seyn, weil ich schon am Morgen weiß, daß mein Stern diesen Tag nicht erleuchten wird. Schicke die Lotte mit einem Brief, ich lasse sie küssen, wie ich dich Millionen Mahl küsse und mit Sehnsucht

ewig bin dein Ferdinand.

[Auf der vierten Seite.]

Apothecke zum kranken Herzen. Alle Stund 1 Eßlöffel.
Jägerzeile. Doctor Raimund.

1.

Daß morgen zur Einnahm der Ehteufel is
Und daß die den Herrn Volkert g'hört,
Weiß man schon g'wieß.
Man weiß daß Herr Volkert ein braver Mann is,
Aber ob er kein Geld braucht, das weiß man nicht g'wieß.

2.

Wenn's morgen recht voll würde, daß wär ein Riß.
Und er sterbet vor Freuden,
Das weiß ich gewieß.
Aber wenn in der Kassa ein Tausender is,
Ob er da nicht lebendig wird,
Weiß man nicht g'wieß.

3.

Drum mach ich in seinem Nahm
Jetzt die Avis
Und daß sie ihn nicht verlassen
Daß weiß man schon g'wieß.
Ich weiß daß er selbst im Orchester hier is,
Aber ob er sich melden wird. weiß ich nicht g'wieß.

*26.

(1823.)

Liebe Antonie!

Das Gefühl mit dem ich heute die Feder ergreife, an Sie zu schreiben, hoffte ich nie in Bezug auf unsere Verhältniße zu erleben. Ihrer Aeusserung ... nach wünschen Sie das Bündniß unserer Herzen zu trennen; daß dieser Wunsch Ihnen Ernst ist, habe ich heute Mittags durch mein vergebliches Warten nur zu tief gefühlt, ich sehe mich daher verpflichtet meiner Ehre das Opfer zu bringen, und Ihrer weiblichen Zartheit die Unannehmlichkeit abzunehmen mir es

zuerst auch schriftlich anzukündigen. Was die kleinen Andenken betrifft, welche mir einst aus Ihrer Hand so theuer waren, so muß ich bitten sie zurück zu nehmen, denn wenn der Gedanke selbst ersterben muß, muß auch jeder Gegenstand der Errinnerung fort, und nur ein Liebesritter trägt derley Andenken als Siegeszeichen auch später noch zur Schau. Und nun ein ernstes Wort über unser Verhältniß. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß seidt dem Tage als Sie mir aus edlem Liebesdrang, da ich in Ihren Augen es selbst nicht mehr verdiente, nach meiner Hochzeit zu meinem Geburtstage schrieben, ich die Schönheit Ihrer Seele erkannte, und da ich nicht aufgehört Sie zu lieben, den festen Entschluß faßte und hielt, ganz mich und meine Verhältnisse Ihrer seltenen innigen Anhänglichkeit und meinem Bewußtseyn, daß ich ohne Sie nicht leben wollte, freudig zu opfern.

Eine gleiche Schwärmerey welche auch Sie damals begeisterte, und die sicheren Begleiter einer unglücklichen Liebe, Hoffnung, Furcht und nie ganz gestillte Sehnsucht, von kleiner Eifersucht durchwebt, haben unser Verhältniß durch 2 Jahre neuerdings erhalten; ich habe mir in dieser Zeit nicht einen Gedanken an die Möglichkeit einer Trennung von meiner Seite bis auf den jetzigen Augenblick vorzuwerfen, und die Seele meiner Gefühle fährt dem Himmel zu, wenn die Alltäglichkeit den Leichnam dieser gewöhnlichen Liebeley zur Erde bestattet. Worte der Eifersucht und Neckereyen gelten in der Liebe nur als Hebel, und sind unbedeutend, so lange sie nicht zu Handlungen werden, ich habe Ihre Worte und Sie die Meinen oft ignorirt, und an Worte würde ich auch dieses mahl nicht geglaubt [haben], hätte mich nicht Ihr Nichterscheinen überzeugt. Sie haben mir durch die Zeit unserer neugebohrnen Liebe Treue und Anhänglichkeit gegeben, bis auf den jetzigen Augenblick, daher nehmen Sie den innigsten Dank dafür, den ich Ihnen wahr und aufrichtig aus redlichem Herzen zolle; sollte ich Sie in dieser Zeit durch Eifersucht und Mißtrauen gekränkt haben, so verzeihen Sie mir, ich habe ja für einen

mißtrauischen, tausend Augenblicke gehabt, in denen ich die höchste Achtung für Ihren Charakter und Ihr Herz aussprach; das Nehmliche gelobe ich auch Ihnen. Was die Ursache unserer Trennung sowohl (welche ich nicht, nur Sie wissen können) wie auch alle unsere Verhältniße betrifft, so schwöre ich Ihnen das heiligste Stillschweigen gegen jedermann zu beobachten, ich will es mir selbst nie sagen, daß ich Sie liebte, ich will es auch selbst nimmer wissen, und somit bliebe mir also nichts mehr übrig als Abschied zu nehmen, darum werden Sie so glücklich in den Armen eines Gatten als es Ihre Treue und Anhänglichkeit an jemand den Sie besitzen können, gewiß verdienen wird. Empfehlen Sie mich mit Dank Ihrer Fräulein Schwester und vergessen Sie nie

Ihren innigen Freund

Raimund.

*27.

[7. Februar 1823.]

Liebe, gute Toni!

Was beängstiget denn dein Herz, mein theurer Engel, und warum gesteheſt du es deinem Ferdinand nicht, der dich unter allen Menschen am meisten liebet? Toni! Toni! — Ist das dein Vertrauen? — Wenn du wüßtest wie tödlich du dich an der Wahrheit versündigest.

Du quälst dein gutes, edles Herz, und thust den meinigen so großes Unrecht. Wie viel, wie ungeheuer groß wird der Abstand zwischen dem, was ich von deiner Dankbarkeit verdiene und was mir deine üble Meynung entziehet. Alles was ich um dich allein gelitten habe und noch leide, hat nicht nur in deinen Augen keinen Werth, sondern es muß dein Herz weit von mir entfernen, und mich tief in deinen Augen herabsetzen, wenn du glauben kannst, daß ich das für eine andere leide. Welch ein Unterschied zwischen der liebenden

Dankbarkeit und der zuversichtlichen Anhänglichkeit, welche die wahre Meynung von meinem Charakter bey dir hervorbringen müßte. — Gott! wie viel verliere ich dadurch. Du hast meine Denkungsart in deinen Briefen doch manchmahl für edel erklärt, wie würde sich das damit vertragen, wenn ich mich um eine solche Metze kränken könnte. . . .

Wie kannst du denken, daß ich für irgend ein Frauenzimmer in der Welt mich so kränken könnte, . . . die nicht mit so liebender Schwärmerey an mir hängt wie meine Toni, und deren gutes mitleidiges Herz nicht so schöner tugendhafter Aufopferung fähig wäre wie das deinige es ist. Hüte dich doch vor den Verläumdern. Du bist doch ein sehr vernünftiges Mädchen, die alles überlegt, sieht du denn nicht ein, daß die Leute meine Kränkung wissen, aber nicht meine Liebe zu dir? Darf ich denn diese entdecken, bin ich denn nicht so unglücklich sie verschweigen zu müssen, und ist es denn nicht wahrscheinlich, daß sie da auf andere Dinge rathe(n), weil das ihrer Wahrscheinlichkeit am nächsten liegt? Wie froh bin ich, daß diese Person heute zum letztenmahle an meiner Seite spielt. Aus hundert Gründen; wie elend und gemein erscheint sie in meinen Augen, und es ist eine Entehrung für deine Tugend, wenn du mich fähig halten kannst, daß ich je für sie das empfunden habe, was ich für dich nie aufhören werde zu empfinden, unbegränzte Hochachtung und reine Liebe. Sey ruhig meine Toni, ich danke dir für die Trauer deines Herzens, sie überzeugt mich, wie glücklich sich schätzen darf dein dich ewig liebender

Ferdinand.

28.

[1823.]

Liebe, theure Toni!

Ich übersende dir hier den Brief des Herrn Hensler, um dich zu überzeugen warum ich morgen nach Baden fahre.

. . . . Ich handle als rechtschaffener Mann gegen dich und alle Leute, List und Heucheley, und alle Arten von Verstellung sind mir fremd, und wer mich verachtet, kann mich nicht lieben. Besitze ich große Fehler, so wäre es allenfalls mein Temperament, dem ich auf der andern Seite die Geburten meiner Kunst verdanke, es ist mein immerwährendes Studium diesen Fehler abzulegen und ich bin nie heftig, wenn ich nicht gereizt werde. Liebe ist eine von den Leidenschaften, die mich am heftigsten beherrscht . . .

Übrigens kann ich so höflich seyn wie jeder andere, und meine Erziehung, mein Denken und Betragen ist nicht pöbelhaft. Es war eine Zeit, wo du dein Auge das mit Nichtachtung auf deinen jungen Kaffeehausgästen ruhte, mit Achtung und Vertrauen auf mich hinübergleiten ließest — nun ist es das Gegentheil, und ich bin mir bewußt, daß ich in dieser Zeit besser und nicht schlechter geworden bin, bis auf meine Achtung gegen die Menschen im Allgemeinen. Ich wünsche dir Glück zu diesen Gesinnungen — und sehe mit Erbitterung ein, daß die Zeit und Verhältniße die Grundfeste deiner Liebe sehr untergraben haben. Noch einmahl, ich bin ein ehrlicher Mann gegen dich, und kannst du es nicht glauben, so wirf dich in die Arme dessen, der mir dein Herz geraubt; die Zeit wird meine Rächerin werden, und mein edles Betragen wird dich überzeugen was du verloren hast an deinen

Ferdinand.

*29.

[Juli 1823.]

Liebe, gute Toni!

Ich bringe dir keine bessere Laune von Baden mit, als ich mit hinausgenommen habe; mit traurigen Gedanken an unser Schicksal bin ich fort, und so komme ich auch wieder, obwohl ich draussen im Gespenst großen Beyfall erhalten,

und besonders der Kaiser und die Kaiserin außerordentlich vergnügt waren. Du weißt, daß ich in solchen Punkten nicht einfältig genug bin, darauf eitel zu seyn, doch das oft sehr befangene, vorurtheilsvolle Publikum rechnet das hoch auf, und es hat viele Leute im Theater gegeben, die unaufhörlich nur auf die Miene des Kaisers, nicht auf die Komödie geschaut haben; ich darf also dem Glücke dankbare Blumen streuen, daß eine glückliche Verdauung vielleicht mir den Sieg über die ernste Miene Sr. Majestät erleichtert hat. Von solchen Dingen hängt oft leider das Glück eines Künstlers ab. Ach meine Toni — ich komme heute nicht nur als Geliebter, ich komme zu dir als Freund zu meiner einzigen, innigsten Freundin um dir zu klagen, daß sich seit einigen Tagen wieder eine unnennbare Traurigkeit meiner Seele bemeistert hat, unter deren Drucke sie leidet. Jetzt in diesem Augenblicke wo ich dir schreibe, lösen sich alle meine Gedanken in einen unbegreiflichen melancholischen Schmerz auf, der mich in Zweifel setzt, ob dieß eine Krankheit der Seele oder des Körpers ist. Ach meine Toni, wann werden meine Leiden enden auf dieser Erde, ich war einst so gut, so wahr, und die Menschen haben mich viel böser gemacht, so daß ich ewig mit mir selbst zerfalle. . . .

Dieß, Toni, klagt dir dein treuer Freund in der wehmüthigen Hoffnung, daß du seine Leiden mit ihm fühlst, und ihm ein tröstender Engel zur Seite trittst. Warum ist es mir in solchen Augenblicken nicht gegönnt, dich nur einmahl in meine Arme zu schließen, um dich zu überzeugen wie Unrecht du deinen Ferdinand thust, wenn du oft so ganz vergessen kannst, daß du mich trotz deiner Besorgniß seit Jahren noch immer gleich findest und ewig finden wirst. Doch habe ich mir selbst nicht diesen nähmlichen Vorwurf zu machen, bist du nicht auch so gegen mich und zweifle ich nicht ewig? — Es ergreift mich manchmahl ein Gefühl, wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß du einen anderen liebst und mich verlassen könntest, das ich dir nicht schildern kann, da wünsch

ich dich fern von mir, und so glücklich, als du es nur werden kannst, und mich so unglücklich, als mich mein Schicksal vieleicht ohnedem bestimmt hat noch zu werden. Dein

Ferdinand.

*30.

[1823.]

Liebe, gute Toni!

Also habe ich dich diese Woche wieder nicht gesehen, ich hätte es sehr nothwendig gehabt Trost und Muth von deinen Lippen zu saugen, denn ich spiele seit Samstag in Baden und hier alle Tage die größten Rollen, und bin erst künftigen Dienstag frey. Wenn ich nur dich an meiner Seite hätte, daß du mir mit liebender Hand den Schweiß von meiner Stirne trocknen würde[st], so würde mir meine Plage leichter werden, doch so bist du ferne von mir, und kannst nicht sehen, welche Anstrengung meine so beneidete Kunst mit sich führt. . . .

Morgen ist Aline in Baden. Ich bin so glücklich trotz der schönen Tage die ich immer antreffe, in Baden volle Häuser zu machen, sey morgen am Fenster, wenn ich hinausfahre, und warum öffnest du denn das Fenster erst, wenn ich schon auf der Strasse bin. . . .

Lebe wohl, ich muß ins Theater. Sonntag hoff ich dich doch endlich wieder zu sehen und dich zu versichern, daß ich unverändert bin dein dich ewig liebender

Ferdinand.

*31.

[1823.]

Liebe, gute Toni!

Ich war gestern recht zufrieden mit dir, und zähle den gestrigen Tag unter meine glücklichsten, denn wir haben gar nicht gezankt. . . .

Du weißt nur zu gut wie sehr ich dich liebe, aber wenn du ein bischen Vertrauen zu mir hast, so ist es gleich wieder verschwunden. Und doch finde ich, daß wir uns im Ganzen genommen jetzt besser vertragen als ehe, denn wenn ich sehe, daß jemand mich schätzt, so bin ich gewiß dankbar, um so viel mehr gegen dich, die du das Einzige bist was ich in dieser Welt noch achte und liebe. Du schreibst mir ich soll dich mitnehmen nach Baden, ach so oft ich bey dir vorüberfahre, so möcht ich dich in meine Arme reißen und weit fortführen, an einen Ort wo dich niemand mehr von mir trennen kann. Was du mir gestern gesagt hast, daß du nie ganz bey mir seyn wirst, hat mich nachdenkend gemacht. . Doch genug, die Zeit wird alles zur Reife bringen, haben wir doch so manchen Strauß bestanden, wir werden standhaft siegen. Nicht wahr, liebe, liebe Toni?

Ich bin heute Vormittag zum Hensler gefahren, weil ich wegen Baden reden mußte, den Nachmittag war ich zu Hause und schrieb an dich. ? Bin ich nicht brav? — Was? —

Ich danke dir, daß du gleich geschrieben hast. Morgen früh freu ich mich dich zu sehen. Lebe wohl, ich küsse dich 100000mahl und bin in Baden wie in Wien

ewig dein

Ferdinand.

32.

[1823.]

Liebe, gute Toni!

Du schreibst mir, meine Aufmerksamkeit wäre seit einiger Zeit getheilt —? Meine Aufmerksamkeit war von jeher zwischen dir und meiner Kunst getheilt, und so ist es noch, diese Nebenbuhlerin kannst du dir schon gefallen lassen, und eine andere hast du nicht zu fürchten. Wie könnte mich ein anderes Geschöpf in dieser Welt, als du, interessiren, und ich kann unmöglich glauben, daß du selbst eine Abnahme in

meiner Liebe finden kannst, du kennst mein Herz und es wird sich immer gleich bleiben, und du wirst nie aufhören meine gute, theure Toni für mich zu seyn. . . .

Was die Lustbarkeit anbelangt, so hast du, oder wer es war gerade jetzt an mir sehr geirrt, denn ich beklage mich seit 14 Tagen schon wieder sehr an melankolischen Zuckungen meiner Seele, woran das fortwährend angestrengte Spiel und der eckelhafte Undank der Menschen viel schuld. Doch du glaubst meinen klagenden Worten nie, wenn du meine Wangen nicht gänzlich durch Krankheit erblassen siehst. Ich habe mir ein unruhvolles Schiff erwählt auf dem Meer des Lebens, und vergebens suche ich den Hafen der friedlichen Stille zu erreichen; ich soll nicht ruhen, bis mich der Sturm verschlingt, und keine Welle mehr das geborstene Schiff zum Vorschein bringt. Findest du es denn nicht besser, daß ich über Dinge schweigend brüte, wenn ich deutlich sehe, daß mein Geschrey die Sache nur verschlimmern kann. . . .

Darum bange dir nicht, ich liebe dich mit Innigkeit und vertrauensvoller Gluth, und werde nie, nie von dir lassen, doch sey auch dankbar für meine Beständigkeit, und höre nicht auf durch den herabstimmenden Zauber der Gewohnheit den zu achten und zu schätzen der dir sein ganzes Leben weiht.

In der schönen Hoffnung dich diese Woche noch zu sehen bin ich ewig dein

Ferdinand.

*33.

[1823.]

Meine theure Toni!

Mit welch schmerzlichen Erstaunen habe ich deinen Brief gelesen, welch ein böser verläumderischer Dämon blies dir diesen für dich so quälenden und gegen mich so ungerechten

Verdacht ein. Ich war sehr böse auf dich Vormittag, weil ich keine Ursache ausfindig machen konnte, was dir an meinem Betragen so zum Eckel geworden sey, doch jetzt weil ich sehe, daß die Schuld nicht ganz an dir sondern mehr an andern sey, stehe ich nicht einen Augenblick an meine gute Toni vollkommen zu trösten. Sag mir doch um Gotteswillen wer dir denn solche Lügen erzählt, ich war ja in einem halben Jahre ein einziges Mahl oben, um sie wegen einem Duett zu befragen, welches ich einlegen wollte, ob es ihr nicht zu hoch wäre. Ich kann sie ja nicht einmahl leiden, und habe sogar mit dem E . . Feindschaft bekommen vor einigen Tagen, weil ich über sie schimpfte, daß sie falsch singt und alles verdirbt. Und was sprichst du denn von der Theaterloge, sie geht ja schon vier Wochen nicht aus dem Zimmer, weil sie heiser ist, und ich bin in meinem Leben noch nicht neben ihr zugleich wo gesessen. Und hältst du mich denn wirklich so schlecht, daß ich dich so betrügen könnte, ich liebe dich mehr als mein Leben, und du hast mir gestern durch so viele Äusserungen sehr wehe gethan. Doch ich will es deiner ungegründeten Eifersucht verzeihen, und ich hoffe, daß dein Vertrauen und deine Vernunft wiedergekehrt ist und daß du deinen Ferdinand den bösen Tag abbitten wirst, den du ihm gestern verursacht hast. Hättest du gestern Abends kommen können, so hättest du wieder geschwiegen, und ich hätte es noch nicht erfahren, denn träumen könnte ich mir diesen Argwohn nicht lassen. . . . . . . Übrigens schwör ich dir bey unserer heiligen Mutter, daß ich unschuldig bin, und daß dich auch kein Gedanke an die Kupfer betrogen hat. . . . Leb wohl, bleibe wieder meine gute, liebe, brave Toni und glaube wahr und sicher, daß dich niemand in dieser Welt mehr und wahrhafter schätzt und liebt als dein

Ferdinand.

Schreibe mir gleich.

*34.

[1823].

Liebe, gute Toni!

. . . Ich habe jetzt sehr viel Verdruß wegen meiner Einnahme, und trotz aller meiner Bemühung wer weiß wie es ausfallen wird, nach meiner Einsicht sollte das Stück gefallen können, ich werde auch den Müller die Musikstücke aus meinem eigenen Kopf vorsingen. Morgen überschicke ich dir es, und bitte dich um das Urtheil deines Gefühles. Den elenden Schmarn von einem I. Akt den ich von Meißl erhalten habe, werd ich dir auch schicken, damit du einen Unterschied siehst. . . .

Morgen hoff ich dich zu sehen, um dir den Wahn zu benehmen, daß dein Ferdinand nicht im höchsten Grade dein Zutrauen verdient, denn du hast immer Mißtrauen und Zweifel in deinem Kopf, und entdeckest doch deinem Ferdinand nicht die Ursache davon. Sey doch eben so aufrichtig wie ich, und ich will ja gerne dein Haupt tröstend an meinen Busen legen, und dir die innigste Versicherung geben, daß ich ewig bin dein

Ferdinand.

35.

[1823.]

Liebe, gute Toni!

. . . Du hast mein Stück gelesen und findest es nicht einmahl der Mühe werth mir vorläufig anzuzeigen, ob es dir gefallen hat? Ich hätte dir doch mehr Liebe und Aufmerksamkeit zugetraut, als daß du mein Werk das nach dem Ausspruche von Kennern als Zauberspiel sehr gediegen ist, so schnöde behandelst.

Ich bitte dich mir zu antworten, und wenn dir auch mein Brief nicht gefällt, so sey doch überzeugt, daß dich

niemand so innig liebt, als dein Ferdinand und daß es nur die Verzweiflung ist, die aus mir spricht, weil ich dich nicht sehen kann.

Lebe wohl und denke mit so vieler Liebe an mich als es gewiß verdient

dein nur zu aufrichtiger

Ferdinand.

*36.

[21. December 1823.]

Liebe, gute Toni!

Ich bin heute den ganzen Tag zu Haus, und befinde mich gar nicht wohl . .

Diese Heiserkeit kommt mir sehr ungelegen, obwohl es meinem Stück nicht mehr schadet, wenn es ausgesetzt wird, denn es sind schon auf 3 Vorstellungen alle Logen bestellt, und heute war auf den blöden Ritter ein ungeheuer leeres Haus.

Ich hoffe morgen von dir einen längeren Brief zu erhalten, und was du von der Nachmittags Visitte schreibst verstehe ich nicht; ich kenne gar niemand der sich von mir Nachmittag einer Visitte zu erfreuen hätte, und ich bin und bleibe nur dein aufrichtiger und treuer

Ferdinand.

37.

[1823.]

Liebe, gute Toni!

Wenn du gestern eine unangenehme Stunde an meiner Seite zugebracht hast, so verzeihe deinen Ferdinand, so sehr mein Herz dabey geblutet hat, so bin ich zu aufrichtig, um irgend etwas in meinen Busen verborgen zu halten, bey dessen Geständniß ich bey meiner Toni nur auf einige Augen=

blicke verlieren kann. Es kann dir nur ein Beweis seyn, wie sehr ich dich liebe, weil mich die so oft eintretende getäuschte Hoffnung dich zu sehen, in diese verzweiflungsvolle Stimmung setzen kann. . . . Ich weiß recht gut was du für mich thust und gethan hast, doch es schmerzt mich, daß du zu vergessen scheinst was ich für dich gethan habe. Doch dieser Zwist sey wieder beygelegt, und ich küsse dich versöhnend tausendmahl. Schreibe mir, wann ich vorbeygehen kann dich zu sehen.

Ich befinde mich heute besser als gestern. Es würde mich doch freuen, wenn der Barometermacher bey dir mehr Antheil erweckte, und du hättest ihn noch einmal angesehen, da hättest du ja auch Gelegenheit mich durch 2 Stunden wenn auch von ferne zu sehen. Doch du bringst vieleicht die Abende so angenehmer zu.

Leb wohl, ich küsse dich mit aufrichtigen Herzen und in der Hoffnung dich diese Woche doch vieleicht an mein Herz zu drücken verbleibe ich e w i g

dein Ferdinand.

*38.

(1823.)

Liebe, gute Toni!

Ich erscheine vor dir als ein doppelt Glückwünschender, mit dem Ende des altgewordenen Jahres tritt ein Leben der Feierlichkeit deines Geburtstages für mich neu hervor. Wem kann dieser Tag wohl mehr erfreuen und begeistern, als deinen Ferdinand, der an ihn doppelt fühlt, was ihm das Schicksal an dir gegeben hat. Nimm daher mit meinem treuesten Wunsch für deine höchste Zufriedenheit, auch zugleich meinen gemüthlichsten heißesten Dank für die schöne Anhänglichkeit und Treue die du mir bis auf den jetzigen Augenblick so aufopfernd schön bewiesen hast, und sey überzeugt, daß das Bewußtseyn davon ein unauslöschliches Denkmahl in

meinem Herzen gestiftet hat. Sey nur mit deinem Ferdinand sanft und milde, und zeige deine theure Anhänglichkeit durch süße Milde, und ein neues, beglückendes Leben wird aus unserer Liebe hervorgehen. Verzeihe, daß ich gestern so unglücklich war dich nicht sehen zu können, doch der schöne Tag lockte mich mit dem Schack in die Brühl; und die unangenehme Nachricht, daß dein Schwesterlein so schlecht wäre, machte mich glauben, du würdest erst morgen ausgehen. . . .

Daß unsere Herzen im neuen Jahre sich gewiß noch inniger verbinden werden als im alten, brauche ich wohl nicht erst zu wünschen, der Anfang schein[t] recht gut sich aufzuführen, und da das Sprichwort sagt, der Mensch werde mit jedem Jahre vernünftiger, so werden doch wir keine Ausnahme davon machen? — Nicht wahr liebe, liebe Toni? Jetzt lebe wohl und gebe bald die schöne Gelegenheit dich ans Herz zu drücken

deinem dich ewig

liebenden Ferdinand.

39.

[1824.]

Liebe, gute Toni!

Ich werde den heutigen Vormittag nie vergessen, — wenn dir mein heutiges Betragen augenblicklichen Abschen gegen mein Herz eingeflößt, so greife an das deinige und frage dich womit ich diese kalte, herabsetzende und kränkende Behandlung verdient habe, womit du mich seit einiger Zeit auf eine mir unerklärbare Weise traktirest. Statt mich zu sehen, fliehst du mich, du lassest mich warten, ohne nur im geringsten dich darüber zu entschuldigen. — Was ist denn aus mir geworden, daß ich in deiner Achtung so tief gesunken bin, müßtest du mich denn nicht verachten, wenn ich das dulden könnte? Nein, wenn du noch einen Funken Liebe für mich empfindest, so wirst du dein Unrecht gut zu machen suchen,

oder wenn du mich nicht mehr liebest, so wirst du als ehrliches Mädchen es gestehen, und dich nicht um die Achtung und Liebe eines Mannes bringen wollen, der 5 schöne Jahre seines Lebens für dich im Kummer hingebracht hat und für die gute, brave Toni, die aufrichtig mit ihm spricht und handelt, noch jeden Augenblick bereitet ist, sein Leben, seine Freyheit und alles was er besitzt zu opfern.

Aufrichtigkeit ist mein Erbtheil, und ich verehre sie an jedem wo ich sie finde, wenn sie mich auch beleidigt oder verlezt. Du bist mit deinem Ferdinand nicht aufrichtig — ich weiß es —. Du verschließest dein Mißtrauen und deine Unzufriedenheit oft in deiner Brust, und das thut mir weh. Jetzt wo ich den Lohn der Zärtlichkeit in deinem Herzen finden soll, scheinst du mich daraus verbannt zu haben —? Unsere Herzen sollen sich trösten, und wir vertilgen unsere gemüthliche Denkungsart; in was besteht denn am Ende unsere Liebe, wenn wir wie gemeine Leute ewig zanken? Muß man denn nicht zur Verzweiflung gebracht werden? Handle ich denn nicht als der ehrlichste Mann an dir —? Ich habe mir nichts vorzuwerfen, wenn man liebt, kann man nicht so gleichgültig behandeln wie du mich. Ich bitte dich um Aufklärung über dein Betragen und deine Empfindungen, damit ich weiß ob du mich noch ewig nennen willst deinen

Ferdinand.

*40.

22. März 1824.

Liebe, gute Toni!

Gestern hat mich Herr von Frank schon zum Speisen invitiren lassen, ich vergaß heute darauf, und habe mich erst jetzt errinnert . . . Ich habe heute einen sehr melancholischen Tag, und deine heutige Äusserung war nicht geeignet mich in eine fröhlichere Stimmung zu versetzen. Doch fort mit jedem Zank. Ich habe mir vorgenommen nicht mehr zu streiten über

gewisse Punkte, weil es sich doch ums Gefühl handelt, und Gefühle solcher Art, die unsere Liebe beglücken und befördern, können durch Zank wohl vernichtet, aber nicht hervorgebracht werden. Daß ich es redlich und aufrichtig mit dir meyne, weißt du, denn ich bin unfähig mich zu verstellen, darum vertraue mir und du wirst dich nicht täuschen in dem Herzen

deines

Ferdinands.

*41.

[1824.]

Liebe, gute Toni!

Es hat mir wirklich sehr wehe gethan, daß du das Fenster verlassen hast, als ich vorbeygefahren bin, und auch keine Notiz nahmst von mir, als ich zurückgieng — Ich habe das Pferd und den Wagen gekauft, den du sahst, erst heute Nachmittag, ohne daß ich es früher wußte, um den äußerst billigen Preis von 550 fl. Scheine; ich halte mir keinen Kutscher und so kommt mir die ganze Sache nicht höher als 12 fl. die Woche und das werde ich schon auf einer andern Seite zu ersparen suchen. Was das Land anbetrifft, so werde ich nicht oft draußen seyn, bloß um das Bad zu brauchen, wenn es mir gut thut. Dein Ferdinand lebt nur in dir, und ich bin gewiß kein Verschwender, und werde es in Zukunft noch weniger seyn, weil ich gerne den Rath meiner Toni befolge; doch du mußt mich auch nicht verkennen, ich liebe niemand auf dieser ganzen Welt als dich, und wenn ich in deiner Gegenwart betrübt bin, so bin ich es nur wegen dir, ich werde gegen dich als der rechtschaffenste Mann handeln, dem du dich nur anvertrauen konntest, doch daß ich ohne Eifersucht dich lieben soll, mußt du nicht verlangen, und das macht mich oft traurig, wenn ich es auch verschweige. Ich weiß nach deinem heutigen Betragen nicht, was du von mir denkst;

doch wenn du noch meine gute, alte, liebe Toni bist, so bitte ich dich dein ganzes Vertrauen auf mich zu setzen, und wegen den Land dich gar nicht zu kränken; hätte ich das Quartier nicht genommen, so würde ich es deinetwegen gerne abgesagt haben. Doch es würde mich sehr kränken, wenn du nur eine Minute verabsäumen würdest mich zu sehen, bleibe nur meine liebe brave Toni. Gott wird uns nicht verlassen und werde ewig bleiben dein

Ferdinand.

42.

[1824.]

Meine theure Toni!

Mit Betrübniß habe ich gehört, daß ich dich heute noch nicht sehen kann. Ach wie traurig ist doch mein Loos, von dir geliebt zu seyn und so ferne von dir leben zu müssen! . . . Weil ich dich heute nicht sehen konnte, so bin ich Nachmittag in die Brühl gefahren. Jeder Fels und jeder Baum wird mir deinen Nahmen entgegentönen, denn ich erblicke überall nur meine Toni, wenn sie auch nicht bey mir ist, morgen früh komme ich wieder, mit der süßen Hoffnung die Nachricht zu hören, daß ich dich morgen sehen kann. Ich habe heute einen Kutscher genommen, weil ich hörte, daß du es wünschest und weil ich selbst einsah, daß es mich so eben so hoch kommt, und alles zu Grunde gieng, er muß mir auch Kleider und Stiefel putzen, da erspare ich auch 5 fl. das Monath. Ihm gebe ich 15 fl. monathlich, zu Mittag Kost, und alte Kleider von mir.

Findest du das zu viel? — Vieleicht bin ich so glücklich dich heute beym Vorbeyfahren zu erblicken und dir durch Blicke zu sagen, wie innig mein Herz für dich schlägt. Wegen den Hindernißen sey ruhig, ich bin auf alles gefaßt, es war

schon öfter etwas, es wird schon vorübergehen, sey nur standhaft und rechne darauf fest, daß ich

ewig bleibe dein Ferdinand.

*43.

[1824]

Liebe, gute Toni!

Ich bin recht froh, daß die Tour des Schreibens an mir ist, denn sonst hätte ich wahrscheinlich von dir wieder einen Fehdebrief erhalten, und so süß die Augenblicke der Versöhnung sind, so will ich doch den Streit lieber vermeiden als suchen. Unser Leben ist so kurz und doch verwenden wir ein immerwährendes Studium darauf, der Parze noch früher die Scheere in die Hand zu drücken. Laß uns einig seyn, daß ich dich innig liebe, weißt du recht wohl, daß du mir die Erlaubniß nicht versagen kannst manchmahl in Eifersucht zu gerathen, wirst du wohl selbst einsehen, da deine ganze Liebe eine Kette von Mißtrauen und Eifersüchteley ist. Daß ich es gut und redlich mit dir meyne, ist doch eine bewiesene Sache, was soll ich armer Mann denn also erfinden, um mich in deinen Augen in ein besseres Licht zu setzen? Ich will diese beyden Tage ganz von der Tafel meines Gedächtnißes verwischen, es sind Blätter die wir aus unserem Liebesroman herausreissen wollen, denn sie würden dem Leser eine ungünstige Meynung von den folgenden Kapiteln beybringen. Habe ich dich beleidigt, so verzeihe mir, denn du weißt, daß mein Herz weit entfernt von dem Willen ist, meine Toni im geringsten zu kränken, und daß du auf deinen Ferdinand in Noth und Tod rechnen kannst, davon bist du ja überzeugt. Ich sende dir als ein Zeichen unserer Versöhnung diesen Blumenstrauß, wir leben ja noch den Sommer unserer Liebe, das beweisen die vielen Gewitter, mit denen sich unser Himmel überzieht, und darum wollen wir unserer Liebe Rosen streuen. Ich bin heute mit dem Schuster bey Baron Dankelmann geladen, und

werde um 1 Uhr vorüberfahren. . . . Morgen hoffe ich auf ein Schreiben und übermorgen auf deine Gegenwart. Bis dorthin küsse ich dich 100000 Mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

*44.

[1824.]

Liebe, theure Toni!

Dein Brief hat meinen zweyfachen Dank verdient, weil er mich doppelt erfreute. Erstens weil du einsiehst, wie gut und wahrhaft dein Ferdinand für dich denkt; zweytens, weil ich die Versicherung darinn entdeckte, daß du in den Augenblick als du ihn schriebst, dich glücklich fühltest in den Gedanken an die Liebe deines Ferdinands. Meine einzige und größte Freude bestehet für mich darinn, wenn ich im Stande bin, dich zu erfreuen. Meine Jahre verfließen sehr kummervoll, denn ich bin ohne dich nicht fähig mich wahrhaft zu erfreuen, doch die Hoffnung die der aufrichtige Blick meiner Toni mir in's Herz oft strahlt, bindet mich an dieses Leben. . . . . . Sey nur meine liebe, gute Toni, meine Leiden um dich verdienen es gewieß. Warum kann ich in diesem Augenblick wo mein Gemüth so aufgelöst, ganz mit dir und mir allein ist, nicht an mein Herz drücken. . . . Du schreibst mir nicht, daß du meine Haare tragest, so schreibe ich dir, daß ich dein Bild fast alle Morgen küsse, bevor ich es umbinde, so wie ich dich jetzt 10000 Mahl im Gedanken umarme und dich versichere, daß ich ewig seyn werde dein

Ferdinand.

Die Lotte lasse ich freundlichst grüßen, und meiner Wünsche für ihre Genesung herzlichst versichern. Wenn du die tausend und eine Nacht schon gelesen hast, so sey so gut und schicke sie mir, es hat mich jemand darum gebethen.

*45.

[1825.]

Liebe, gute Toni!

Darum bitte ich dich immer, du möchtest mir zuerst schreiben, wenn wir uns gesprochen haben, weil deine Versicherungen der Liebe und Treue mir Hoffnung und Trost in die Seele hauchen, und weil meine Antwort dann immer ruhiger und für dich angenehmer ist, als wenn ich in der schmerzlichen Trauer, in die sich mein ganzes Wesen auflöst, wenn ich dich umarmt habe, dir schreiben muß. So unendlich wohl mir ist, wenn meine Küße dich versichern dürfen, daß du das einzige Mädchen bist, an deren Brust ich wahre Liebe fühlen kann, so wehmüthig ist die Leere die meine Seele peinigt, wenn ich dich aus meinen Armen gelassen; ach wie unglücklich ist ein Mensch dem die Natur die fluchwürdige Kraft gegeben solcher Gefühle fähig zu seyn. . .

Toni — Toni — täusche deinen Ferdinand nicht, du möchtest nimmer finden was du verlierest. Schmeicheleyen sind auch für das reinste Herz ein Gift, das dem Aqua Tophana gleich, langsam wirkt, aber desto sicherer tödtet. Vieleicht täusch ich mich, aber ich glaube, daß du seidt längerer Zeit nicht mehr so ganz wie einst von der Eitelkeit frey bist dich bewundern zu lassen, verzeihe mir, wenn ich dir Unrecht thue, aber Liebende sehen alles durchs Vergrößerungsglas . . Doch lassen wir das. Ich muß dir sagen, daß ich mich nicht ganz wohl befinde, denn seidt 10 Tagen fliehet mich der Schlaf und ich werde jede Nacht um 2 Uhr munter und kann dann nimmer schlafen, der Doktor sagt die Ursache läge in einer Gemüthskrankheit, und er wüßte mir nicht zu rathen als Zerstreuung durch Gesellschaft, eine Sache zu der ich mich nie verstehen kann, und die mich auch nicht heilen kann. Glaube nicht, daß ich dir dieses darum schreibe um dich zu beunruhigen, denn ich weiß, daß du es nicht glaubst und von der Liebe deines Ferdinands gar nicht diese Ansicht hast.

Wenn ich so allein bin und alle die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten meines Lebens vorüber rauschen an meiner Erinnerung, und ich auf den unschuldsvollen Anfang unserer Liebe denke und mein jetziges Unglück mir vor die Augen meiner Seele tritt, wo soll ich mich hin verbergen vor der Rache die ich an mir selbst nehme. Sey nicht böse, daß ich so traurig bin, und suche meinen Schmerz nur in meiner Liebe zu dir. Lebe wohl und denke auch an deinen

Ferdinand.

46.

[1825.]

Liebe, theure Toni!

Warum konnte ich nicht, nachdem ich deinen Brief gelesen, dich noch einmahl zurückrufen um dich mit dankbarem Gefühl an mein — nein an dein Herz [zu] drücken, denn alle Empfindungen meines Herzens gehören nur dir an. Ich danke dir, liebes Mädchen, für die schöne Aufmerksamkeit die du mir heute durch diesen Brief erwiesen hast. Behandle deinen Ferdinand immer so gütig und du wirst dich überzeugen, daß ich dich wie eine Heilige verehren werde. Lerne mein Herz kennen, es giebt keine Aufopferung, der ich für dich nicht fähig wäre, wenn du deinen Ferdinand so überzeugend behandelst, wie ich dich gebeten habe, und wie du nun selbst einzusehen scheinest, daß ich es verdiene. Ach warum bist du nicht ein armes Mädchen, daß ich alles mit dir redlich theilen könnte, um dir dadurch einen wahren Beweis zu geben, daß dein Ferdinand sein höchstes Glück nur in deiner Zufriedenheit finden kann. Wie freue ich mich auf den heiligen Augenblick, wo ich mit dir vor unserer himmlischen Mutter Bildniß treten werde, und mit welch beruhigtem Herzen kann ich sie um ihren Schutz anflehen, da ich mich gewieß dessen ganz würdig betragen habe. Auch muß ich dir aufrichtig sagen, daß seit wir an jener Säule standen, sich doch manches

zu unserem Besten geändert hat was vorher noch schlimmer war. — Doch eins betrübt mich — du schreibst mir du wolltest gerne allein leiden, damit ich gesunde, — so war es nicht gemeynt meine Toni, das sollst du nicht, nein bey Gott nicht, du mußt deinem Ferdinand vertrauen, alles was dich kränkt. Es wird mir Wonne seyn, dich und mich zu trösten, nur dein schweigendes Dulden macht mir Qual, nicht die Erzählung deiner unangenehmen Auftritte, deine Aufrichtigkeit giebt mir Muth und begeistert mich alles mit Freuden zu dulden, und meiner Toni zu rathen oder für sie zu handeln wo ich es muß. Lege alle deine Gedanken in meinen aufrichtigen Busen, es giebt kein größeres Glück für mich als mit dir zu empfinden, sey es Schmerz oder Freude, denn es lebt nur in dir allein dein

Ferdinand.

47.

(1825.)

Liebe, theure Toni!

Mit großem Schmerz hab ich gehört, daß Du dich krank befindest, und ich bitte dich recht ernsthaft diesen Frühling auf deine mir so theure Gesundheit Acht zu haben, und ernstlich etwas zu thun; glaube mir, was dein Vertrauen auf deinen Ferdinand betrifft, so kannst du ruhig seyn, es lebt niemand in dieser Welt außer dir, der meinem Herzen wahrhaft theuer ist. Liebe und Dankbarkeit werden mich ewig an dich fesseln, und ich glaube, daß je ruhiger das bunte Rad der Aussenwelt sich vor unsern Blicken dreht, desto mehr werden wir einsehen, welch hohe Ursache uns bestimmen kann uns beyderseits zu schätzen und zu lieben. . . . Was meine Gesundheit betrifft, stand sie gestern übel, doch heute besser, und das tröstet mich, denn ich will es lieber mit den Nerven, als mit Magen und Brust zu thun haben. Sey getröstet, theures Mädchen, und heitere dein Gemüth auf, denn ich

fühle es nur zu sehr, wie schädlich unangenehme Ansichten und trübe Gedanken auf einen Menschen wirken. Wenn du besser bist, so schreibe mir und suche mich zu sprechen, und sey überzeugt, daß den höchsten Antheil nimmt

dein treuer

Ferdinand.

48.

(1825.)

Liebe, theure Toni!

Mein Dank, so voll er auch aus meinem Herzen fließt, kann in keinem Verhältniß mit deiner unendlichen Mühe und Sorgfalt stehen, welche du auf deine herrliche Arbeit verwendet hast. Es ist nicht nur ein Meisterstück in künstlerischer Hinsicht, sondern beweiset mir auch, wie oft, wie fleißig und treulich du auf deinen Ferdinand gedacht hast. Darum nimm vorlieb mit der Versicherung, daß mein Herz gewieß reich am Willen ersetzt, was für die That ihm zur Unmöglichkeit wird. Gleich wie du mich, werd ich dich ewig in meinem Herzen tragen und bewahren. Die Nachricht, daß du dich nicht besser befindest, betrübt und erschreckt mich sehr, und ich ahnde wohl an der üblen Witterung, daß meine Sehnsucht dich heute zu sehen und mündlich meiner Theilnahme zu versichern wird nicht in Erfüllung gehen können. Ich bitte jedoch dringend, dich so viel als möglich von Medizinen zu enthalten, denn sie sind in Nervenzuständen Gift. Der Himmel wird unsere Gesundheit bewahren und retten, denn unser Gemüth verdient es um ihn. Ich küsse dich 10000 mahl mit Liebe und Dankbarkeit, und kann ich dich nicht sprechen, so bitte ich dich gleich um Nachricht deines Befindens.

Ewig dein

Ferdinand.

49.

(1825.)

Liebe, theure Toni!

Mit welch innigem Bedauern erfüllt mich dein Schmerz, und wie unglücklich macht es mich, daß mir dadurch das tröstende Glück geraubt ist, dich zu sehen, und Theil an deinem Leid zu äussern, wie du es so edel bey dem Meinen zeigst. Theure Toni, schützender Engel, der meine Seele aufrecht hält in dem Sturm meiner unendlichen Leiden! Es gibt keine Vergeltung welche ich dem lindernden Balsam entgegensetzen könnte, den mir deine schöne Theilnahme in mein wundes Herz gießt. Nie, meine Toni, werde ich vergessen, was du fähig bist für deinen Ferdinand zu fühlen. Warum kann ich nicht in diesem Augenblick bey dir seyn, um dir diese Versicherung mündlich zu geben, und dadurch vieleicht einen Augenblick Zerstreuung für dein Leid zu bewirken? Ich ging heute Morgens vorüber und hoffte dich am Fenster zu erblicken, die Luise sagte mir gestern Nachts, daß du recht leidest, und ich gieng recht traurig nach Hause. Meine Gesundheit geht etwas besser, aber wann wird die Zeit kommen, wo ich wieder ganz heiter den Himmel und meine Toni schauen kann? Mein Gemüth leidet doch schon beynahe zu lange. Morgen werde ich im Diamant spielen, ich freue mich, daß die Mama sehen wird wie gerne ich ihre Winke erfülle. Ach, wie gut und schön will sich alles für meine treue Liebe gestalten, und doch will das Schicksal nicht, daß ich diese lang ersehnte Wonne mit ungetrübter Freude an meine Brust drücken soll. Doch es lebt ein Gott im hohen Wolkenraum, wir haben ja stets auf ihn vertraut, über Stein und Kluft hat unsere Treue uns geführt, er wird uns auf den milderen Weg den Beystand nicht entziehen, damit ich doch einmahl beseligt ausrufen kann ich bin ewig

dein Ferdinand.

50.

(1825.)

Liebe, gute Toni!

Ich statte dir für deinen Brief doppelten Dank ab, denn er hat mich von einem entsetzlichen Schmerz erlöst, in welchen mich die Nachricht gestürzt, du wärest ganz außer dir, und hättest vielleicht meinen Brief noch gar nicht erhalten dürfen. Doch deine Antwort hat Freude in mein Herz gegossen, denn du darfst heilig überzeugt seyn, daß dein Ferdinand keinen heißern Wunsch in seinem Busen trägt, als dich so bald als möglich gesund und froh in seine Arme zu schließen. Ach liebe Toni, wenn du einmahl, was Gott verhüten wird, lange krank wärest, ich würde mich nicht abhalten lassen hinaufzugehen, und sollte wer weiß was daraus entstehen. Ich bitte dich, halte dich nur recht gut, und schone deine mir so kostbare Gesundheit. Du hast mir meine Karten zurückgeschickt, ohne sie anzusehen, und sie sind so hübsch, daß ich dachte dir damit eine Freude zu machen. Ich danke dir auch, daß du mein krankes Gemüth erkannt hast aus dem Trübsinn meiner Worte, doch lasse dich nicht dadurch beängstigen; ich bin ans Leiden gewohnt und sehe, daß ich meiner Bestimmung nicht entrinnen kann; wenn ich nur dich zufriedener sähe, doch mit all meinem Dulden gelingt es mir nicht es zu erreichen. Lebe wohl, halte dich recht gut und wenn es deiner Gesundheit keinen Nachtheil bringt, so denke manchmahl an den, dessen Seele so krank ist wie dein Körper, weil sie durch ihn gleichen Schmerz empfindet.

Dein Ferdinand.

*51.

[1825].

Liebe, gute Toni!

So sehr es mich gestern erfreute . . . zu hören, daß du dich besser befindest, so sehr hat es mich heute geschmerzt wieder

das Gegentheil zu vernehmen. . . . Was mich anbetrifft, liebe Toni, ich befinde mich auch nicht gut, und ich sehe recht übel aus — doch ich will mit philosophischer Gleichgültigkeit darüber hinaus gehen, denn ich bin zum Leiden gebohren, so glücklich man mich preiset, und kann meiner Bestimmung nicht entgehen. . . . Für deinen Brief danke ich dir herzlich, er hat mich tröstend erfreut, und du darfst überzeugt seyn, daß mein Herz gleiche Gefühle, gleiche Wünsche nährt. Jetzt werde ich dich wohl nicht eher zu sehen bekommen bis Sonntag, denn die scheusliche Witterung verschlingt meine schönen Hoffnungen, doch in meinem Herzen glühet eine ew'ge Sonne für dich. Lebe wohl, ich übersende dir hier einen Almanach, lese das Gedicht »die bezauberte Rose« es ist so schön geschrieben, daß ich es dir senden muß. Ich küsse dich 10000 mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

*52.

[1825].

Liebe, gute Toni!

Ich danke dir für dein liebevolles Schreiben. Du nennst mich undankbar? — Wenn schwärmerische Anhänglichkeit, in einem so hohen Grade, daß man sich selbst darüber vergießt, Undank genannt werden kann, so bin ich es im hohen Grade. Durch wie lange Zeit hast du dich und mich nicht wegen dem Verdachte meiner Frau gequält, und ich gab doch nicht den geringsten Stoff dazu. Dein Argwohn hat mir viele trübe Stunden gemacht, und du wolltest trotz den nehmlichen Beweisen, die du von meiner Liebe hattest, wie ich von dir, ihn doch nicht aufgeben, weil die Leute davon sprachen. Siehst du, eben so viel, im Verhältniße mit meiner Bekanntheit, sprechen die Leute von deinem Verhältniß mit dem Collet. Ich fordere niemand auf mir Nachricht zu bringen und doch höre ich es schon lange, ohne dir darüber Vorwürfe

gemacht zu haben, weil ich es nicht glaubte, ich glaube es auch jetzt nicht, aber es kränkt mich, daß du nicht so große Liebe zu mir hast, daß du den Schein vermeidest, um mir — unangenehme Augenblicke zu ersparen. Deine Liebe ist gewieß mein größter Stolz, und es kränkt mich, daß ich sie vor der Welt verschweigen muß. Ich habe große Leiden für dich zu dulden, und wenn du Nachsicht mit meinen Fehlern hast, so verdiene ich sie. Ich werde für niemand in dieser Welt mehr etwas opfern als für dich, darum mußt du die Ängstlichkeit für meine Gesundheit nicht für Feigheit der Seele, sondern für einen sichern Beweis meiner uneigennützigen Liebe zu dir ansehen. Mein Herz wird unter allen Umständen ewig nur für dich schlagen, ich habe mich für dich bestimmt, und wenn ich dadurch untergehe, so gehe ich für dich und meine Kunst unter und beyde Zwecke erscheinen meinem Auge edel und schön. Ich erkenne deine Leiden durch die meinen, und darum hänge ich auch mit schwärmerischen Ernst an dir, und darum muß auch meine Eifersucht Entschuldigung finden. Wenn ich meine Gesundheit auf dem Lande suche und finde, so wird sie nur durch deine Hilfe hergestellt werden können, und durch den Gedanken, daß ich für dich zu leben wünsche, um in deinen Armen den Lohn meiner vieljährigen Leiden zu finden. Eine andere Absicht wirst du doch den Herzen deines Ferdinands nicht zumuthen? — Lebe wohl, ich küsse dich 10000 Mahl und bin mit nie versiegender Liebe und Treue ewig dein

Ferdinand.

53.

[1825].

Liebe, gute Toni!

Ich berichte dir, daß ich eine sehr melancholische Woche habe, und daß es mein Herz unendlich schmerzt, daß ich dich nicht sehen kann; ich fühle in solchen Stimmungen immer

doppelt, wie allein ich in dieser Welt stehe, und wenn ich deine Liebesversicherungen gegen die Mühe halte, die du dir giebst mich zu sehen und zu trösten, so verzweifle ich auch an deiner Liebe . . . Doch wie soll mich das Leben freuen, wenn ich aus dem Kreise meiner Neider und Feinde tretend, mit gebrochenem Herzen und zerrütteter Gesundheit, kein Wesen um mich habe, das mich tröstend stärkt, und dessen Stelle mit glattzüngigen Schmarotzern ausfüllen muß, die Antheil an mir nehmen, weil sie sich dadurch zu nützen glauben . . . Lebe wohl ich küsse dich 10000 mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

* 54.

[30. Mai 1825].

Liebe, theure Toni!

Mit schwerem Herzen ergreife ich die Feder, um Worte des Abschiedes an dich nieder[zu]schreiben. Warum versagt mir die Härte meines Schicksals, dir dafür liebend die Hand zu reichen, dich in den Wagen zu heben, und an deiner Seite mir doppelte Genesung zu erreisen. Doch da ich dieß nicht kann, nicht darf, laß ich dir doch mein liebend Herz zurück, zwar mit all seinen Leiden, doch auch mit all den dankbarsten Gefühlen, welche für die Schönheit und Treue deiner Gesinnungen ewig in ihm wohnen werden.

Ich sende dir diesen Blumenstrauß als ein zartes Sinnbild meiner für dich nie verwelkenden, ewig mit Lieb und Dank erblühenden Gesinnungen. Pflege ihn wohl, und muß er trotz allen deinen liebenden Bemühungen, früher verwelken als deine edle Sorgfalt ihm das Ziel gesetzt, so schau in ihm das Bild des Lebens an, und denke dir, wenn du der Blätter abgewelkte Form bedauernd siehst, es lebt sein Blüthengeist doch ewig fort, und wird im jugendlichen Körper einer neuen Blume vielleicht wieder dich erfreuen.

Denn um des Lebens wechselvolles Spiel zu feiern, muß ich ja auch dir scheidend jetzt entgegentreten, und was ist's das mich stärkt in diesem Augenblick? Die Hoffnung eines neuen, schönern Wechsels als mein jetziger, des Wiedersehens, Wiederumarmens! Drum lebe wohl, du theures meiner Seele ewig unvergeßlich Mädchen, schwängere die Lüfte mit deinen Gedanken, vieleicht bringen sie mitleidsvoll ihre schönen Geburten in meine Nähe, daß sie mit kindlichem Sinn meine Seele tröstend erfreuen. Könnt ich die Strahlen der Sonne berechnen, welche davon in deinem liebenden Auge sich spiegeln, ich würde ihnen manchmahl eine sehnsüchtige Thräne vertrauen, damit sie auch dein Auge kühlend befeuchte.

Lebe wohl meine Toni und sey überzeugt, daß das Leben noch zwey hohe Reitze für mich hat, dich und meine theure Kunst.

Ewig bis über den Tod

dein Ferdinand.

*55.

Linz, am 3. Junius [1825].

Liebe, theure Toni!

Bey welchem Gegenstande kann ich anfangen, als beym Dank für dein theilnehmendes liebendes Betragen am letzten Abende vor meiner Abreise? Wie schön hast du durch deine wahren Thränen das Vertrauen auf die Aufrichtigkeit deiner Liebe gerechtfertigt. Nie werd ich die Heiligkeit jenes Augenblickes vergessen, er wird bis an das Ende meines Lebens als ein versöhnender Trostes-Engel schweben, zwischen mir und meinem Haß gegen diese Welt. Darum nimm vor allem meinen reinsten Dank für deine liebevolle Arbeit, deinen Ring, den du mir an den Finger gabst, und den den du neuerdings durch dein edles Betragen um mein Herz schlangst.

Was meine Reise betrifft, so war der erste Tag entsetzlich und ein fortgesetztes melancholisches Hinbrüten — Nur etwas milder die beyden folgenden. Gestern Abends um 7 Uhr kam ich in Linz an, eine sehr liebe freundliche Stadt; heute Nachmittag werde ich sie wieder verlassen, um nach Ischel zu fahren und dort längere Zeit zu bleiben; man rühmt mir sehr die Wirkung der gesunden Luft und der schönen Gegend, und will mich dort an den Badearzt wenden, an den man mich rekommandirt hat. Mein Aussehen ist doch etwas besser, und wie sich meine Gesundheit nähert, werde ich es dir genau berichten. Du weißt dein Ferdinand ist aufrichtig, und gegen wen in dieser Welt hätte ich es mehr Ursache zu seyn als gegen dich, mein theures, gutes Mädchen. Es vergeht keine Stunde wo wir nicht von dir sprechen, und es ist mir als wäre ganz Wien aus meinem Gedächtniße entschwunden, ich hätte nie Wien, nur dich gekannt.

Ich sende dir hier Vergießmeinnicht die ich am Wege pflückte, obwohl ich überzeugt bin, daß dein vortreffliches Herz keiner Errinnerung bedarf, ich bitte dich schreibe mir gleich nach Ischel, und die Meko soll dem Grill, Landner grüßen und sagen sie möchten nach Ischel schreiben. . . . Ich werde dir nach meiner Ankunft in Ischel gleich wieder schreiben, in zwey Tagen bin ich dort. . . . Ich küsse dich 10000 mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

*56.

[10. Juni 1825].

Liebe, theure Toni!

Es ist heute der eilfte Tag, daß ich Wien verließ, und der 8te, daß ich von Linz einen Brief an dich absandte, doch noch hat meine Sehnsucht keine Antwort von dir erhalten.

Montag ist dein Nahmensfest — ach wie weh ist meinem Herzen, daß ich dir meine treuesten Wünsche für dein höchstes

Heil aus so großer Ferne senden muß, warum kann ich nicht an deinem Busen wiederhohlen was ich mit gerührter Seele niederschreibe. . . .

Dir ein Geschenk zu widmen, behalte ich mir vor, wenn ich das erstemahl in Wien dich sehe. Denn in der Umgebung von beschneiten Bergen, wo der Sommer mit dem Winter streitet, findet sich nichts, das meiner Toni würdig wäre, darum verzeihe, wenn ich dich bitten muß — doch ich würde dich beleidigen, wenn ich darüber mehr noch schreiben wollte. Was mich und meine Gesundheit anbetrifft, so kann ich dir von uns beyden bis jetzt noch nichts vortheilhaftes schreiben. Ich habe seit ich von Wien fort bin täglich tüchtiges Regenwetter, bis auf einen heitern Tag in Linz und einen halben in Ischel; meine Reise ist ein fortgesetztes Fahren, ohne daß es mich im Geringsten erheitert; ich habe Salzburg bereist um etwas dort zu kaufen für dich, von Ischel ist es eine Tagreise, doch wie ungeschmackvoll und elend sind diese Salzburger Waaren. Tüchtiger Regen hat mich hin und zurück begleitet, und mein durchnäßter Mantel wird so eben an die Wand gehängt. Ich werde morgen Ischel verlassen, denn die Witterung ist zu schlecht und es befindet sich noch kein einziger Badegast hier. Ich werde wahrscheinlich binnen zehn Tagen in Wien eintreffen und die letzte Zeit meiner Ferien in deiner Nähe auf dem Lande ausruhen um wenigstens nicht müde von der Reise und doch nicht ganz gesund wieder ins Joch zu müssen. Nasse Stiefel und Schnupfen kann ich mir in Wien auch verschaffen, und um mich gänzlich herzustellen, sind 5 Wochen die mir erlaubt sind, so viel wie nichts. Du wirst wahrscheinlich noch einen Brief von mir erhalten, bevor ich dich sehe, um dir zu sagen, daß ich ewig bin dein

Ferdinand.

*57.

28. August 1825

Theure, gute Toni!

Ich eilte voll liebender Sehnsucht dich heute zu sehen, und bin so unglücklich dich nicht sprechen zu können. Doch mein Herz wird, wenn ich genesen bin, dir jede trübe Stunde zu vergüten suchen, die meine traurige Krankheit dir verursacht. Suche bald deinen Ferdinand der durch seine Leiden so sehr dir Vergötterung beweiset, zu sehen, und sey überzeugt, daß niemand lebt, der für dich denkt und leidet wie Er.

Die Reise hat mir gut gethan, doch bin ich noch nicht gänzlich hergestellt; denn was sich Jahre lang baut, zerstört sich nicht so leicht. Doch ich hoffe das Beste und

bin ewig dein

Ferdinand.

58.

[1825.]

Liebe, gute Toni!

Ich habe dich um Vergebung zu bitten, daß ich dir gestern, statt einer gehofften Freude, so vielen Kummer verursachte, ich werde dein schönes, edles Betragen nie vergessen, nur hätte ich gewünscht, daß du dein edles, antheilsvolles Herz dadurch ganz gekrönt hättest, daß du den, von dem du dich überzeugt hast wie sehr er um dich litt und leidet, augenblicklich durch lindernde Zeilen tröstest, und ohne auf die mechanische Rangordnung unseres Briefwechsels in solchen Augenblicken zu achten, mir die wahren — Gedanken die an deiner Seele vorüberziehen, berichtet hättest. . . .

Sey getröstet, meine Toni, es wird sich ändern. Wenn auch mein Geist in meiner jetzigen Epoche gleich falschen Freunden sich von mir wendet, so ist er doch noch so dank-

bar, mich manchmahl mit seinem Besuche zu beehren, und so lange ich diese Strahlen wieder in mir fühle, deren ernährende Gluth alle die Früchte meiner glücklichen und unglücklichen Leidenschaften zur Reife gebracht haben, ist mir so wohl in meinen Innern, die Hoffnung sendet ihre Frühlingssonne in mein düstres Gemüth, und ich verwünsche die weibischen Thränen die mir ihre Abwesenheit erpreßte. Kann ich dir heute mehr schreiben, als ich dir gestern sagte, können todte Buchstaben dir größere Beweise meiner Liebe geben, als die Blicke die du in mein zerrissenes Herz geworfen hast? — Weil meine Toni so hoch in meiner Liebe und Achtung steht, daß sie das höchste Ideal meines Strebens ist, darum siehst du mich in große Traurigkeit versenkt, wenn ich mich krank fühle; denn glaubst du denn, daß ich so schwächlich fühle, daß die augenblickliche Zerrüttung meiner körperlichen Maschine mich mit solch ängstlichem Beben erfüllen könnte? Es ist ja keine unheilbare Krankheit, da sie durch die Trauer meines Gemüths hervorgebracht ist, und nur von da aus auf den Körper übergieng. Und findest du in meiner Besorgniß nicht die schönste Ueberzeugung meines dich unendlich liebenden Herzens? Sey getröstet meine Toni, was zu deinem Glücke und Ruhe führen kann, wird dein Ferdinand mit freudiger Aufopferung an sein Herz drücken, und sein Leben daran setzen, das deinige zu erfreuen. Ich habe noch nie so aufrichtige Dankbarkeit gefühlt, als mir dein schönes Herz und deine seltene Treue auferlegt haben.

Ich hoffe morgen einen Brief von dir zu erhalten, und bin in der sehnsuchtsvollsten Erwartung

ewig dein

Ferdinand.

*59.

Gaden den 2ten Sept. [1825].

Liebe, theure Toni!

. . . Nach deiner Erlaubniß mache ich Gebrauch von der schönen, günstigen Witterung, um zu meiner gänzlichen Genesung so viel mir möglich ist beyzutragen, und es freut mich, daß ich gehört habe, daß du auch anfängst den Werth der Landluft einzusehen, und die schöne Gegend von Breitensee den dumpfen Straßen von Wien vorziehest. Umsomehr wirst du jetzt deine früheren kleinen Vorwürfe zurücknehmen.

Was mich anbetrifft, mein theures Mädchen, so erwarte ich mit großer Sehnsucht das Ende der Krankheit meines unbegreiflichen Nerventraumes, um dir eine Schilderung meines unbegreiflichen Zustandes zu machen, in dem ich mich, wie ich es jetzt anfange einzusehen, seit 1½ Jahren, doch hauptsächlich seit 4 Monathen befinde. Ich glaube, daß eine Schilderung dieser höchsten Seelenleiden für dich nicht uninteressant seyn kann. Übrigens hat diese Epoche mir die bittersten, aber auch die sichersten Mittel geliefert, meine Kenntniß über Freundschaft, heuchelnde Anhänglichkeit affektirender Herzen zu besigeln, und mit dem weisen Mißtrauen einen ewigen Bund zu schließen. Ich habe bey dieser Gelegenheit in dem gefühllosen Betragen Anderer meinen eigenen höheren Werth der Seele kennen gelernt, und wenn ich wieder kräftig wie vorher das Welttheater betreten sollte, hat es nicht noch einmahl zu hoffen, daß ich wieder so ideal phantastisch hinopfern werde, was ich jetzt so tief leidend wieder zu erringen strebe. Und nun zu dir zurück mein theures Leben; ich sende dir hier Vergießmeinnicht an dem Bächlein von Wildeck gepflückt. Erkenne den Werth ihrer Bedeutung, damit ich sie nicht umsonst ihrem friedlichen Boden entrißen habe, und wenn sie auch verwelkt sind, lasse das Andenken an ihre Blüthenzeit nicht

aus deiner Seele weichen. Bald hoffe ich dich zu sehen und dir zu sagen, daß ich ewig bin

Dein Ferdinand.

60.

23. November 1825.

Liebe, theure Toni!

. . . Sey überzeugt, daß ich dich so aufrichtig liebe wie je, und hat dir mein kranker Sinn manchmahl wehe gethan, so verzeihe dem Tiefleidenden, der nie sich selbst, sondern seiner Qual gehört. Leb wohl, ich küsse dich 1000mahl und wünsche mich in diesem Augenblick an dein Herz.

Ewig dein

Ferdinand.

*61.

27. December 1825.

Liebe, gute Toni!

Der zwischen uns vorgefallene Zwist kann mich nicht hindern, die schöne Pflicht zu erfüllen, dir zu deinem Geburtstage meine aufrichtigsten und herzlichsten Wünsche zu bringen. Möge der Himmel deine Lebenstage durch Friede und Freude beglücken, möchte doch deine Gesund[heit] zu einer unverwüstbaren Stärke gelangen und dadurch deine Seele von so vielen Leiden befreien, die ihren Sitz in der Kränklichkeit des Körpers haben. Möchte der schöne Glaube dich durch dein ganzes Leben begleiten, daß keine gemeine Seele in deinem Ferdinand herrscht. Und daß dein Glück und deine Ruhe ihm ewig heilig bleiben, deine Verhältniße mögen sich gestalten, wie sie immer wollen. In eben dem Grade, als mir durch kürzliche unangenehme, schmerzliche Erfahrungen die Erhaltung meines Lebens und des Bewußtseyns meiner Ehre

und meines inneren Werthes theuer und zur heiligsten, ersten Pflicht geworden ist, in eben dem Grade bleiben mir die Pflichten der Achtung und Dankbarkeit gegen Menschen theuer, die es auch nur halb um mich verdienen. Doch meine Gebietherin ist aus eben erwähnten Gründen die Vernunft, denn die Welt hat durch die Gewalt des gemeinsten Undankes mein Herz vom Thron gestoßen. Darum war sonst Aufopferung, jetzt aber Selbsterhaltung mein Streben. Und die Nothwendigkeit nimmt mir den Antheil meiner ehmaligen schwärmerischen Tugend ab und stoßt mich unter den großen Haufen der gewöhnlicheren Leute dieser Welt.

Ich habe gekämpft dagegen, bis zum Ausgange meines Schwärmerlebens. Man lebt nur einmahl in dieser Welt, und mein schönstes Leben ist gestorben. Mein neues gehört nicht mehr meinen alten glücklichen Empfindungen an, sondern den kalten Pflichten der Vorsicht, bey deren Verletzung es untergeht. Darum muß ich die Leidenschaften schweigen heißen, und kann nur eine aufrichtige innige Freundschaft biethen. Und da ich gewohnt bin in dieser Welt nie mehr zu fordern, als ich wiedergeben kann, so geziemt es mir auch nicht, Anforderungen geltend zu machen, die eben ihrer Unbilligkeit wegen nur versprochen und nie erfüllt werden würden. Doch daß ich dein treuester, innigster Freund auf dieser ganzen Welt bin und bleiben werde, das glaube dem aufrichtigen Gemüthe deines nicht glücklichen

Ferdinands.

*62.

[1826.]

Liebe, gute Toni!

Wie soll ich dir genug dankbar seyn für deine liebevolle Aufmerksamkeit, du hast mir mit den Tüchern eine große Freude bereitet, und ich habe schon gehört, daß du bis um 12 Uhr daran gearbeitet hast. Dank dir, meine liebe, brave

Toni, auch für deinen schönen Brief danke ich dir; dein Ferdinand meint es gewieß aufrichtig mit dir und hat keinen andern Wunsch als dich ewig seyn zu nennen. . . .

Du sagst, wenn mir Korntheuer nur nicht schadet, wer wäre ich denn, wenn mir diese Leute schaden könnten. Herr Bäuerle spricht alle Augenblicke die Leute an, sie möchten mir zureden, daß ich wieder gut werde. Ich bleibe mir aber hübsch gleich.

Darum bin ich auch ewig

dein Ferdinand.

* 63.

[13. Juni 1826.]

Liebe, theure Toni!

Mit der aufrichtigsten Freude, bringt mein Herz dir seine besten Wünsche zum Nahmensfeste dar. Toni! Ach wie oft habe ich diesen holden Nahmen mit tiefer Sehnsucht, wie oft mit hoher Wonne ausgesprochen. Er soll auch das innigste und letzte Wort meiner Liebe seyn. Der Himmel schenke dir Gesundheit, treues Vertrauen auf deinen Ferdinand, und ungetrübte Zufriedenheit. Bleibe deinem Ferdinand, was du ihm immer warst, doch zeige ihm auch, was du fühlest, damit er liebend dich erkennen möge. Denn oft schleicht sich das Mißtrauen ein, weil edle Herzen sich verkennen. . . . . . Wie freu ich mich den morgigen Tag an deiner Seite zu durchschwelgen, an deiner Hand, in Gottes herrlicher Natur zu wandeln, es wird ein höheres Grün die Wiesen färben, und stärkender wird uns die Luft umfangen, weil ihr die Freude hilft, daß wir an diesem Tage uns vereinet wiederfinden, der uns vor Jahresfrist so grausam traurig hat getrennt, daß ich dir nicht einmahl schriftlich nahe war, weil mein Gedanke mit dem Tod vermählet war. Doch besser steht es jetzt mit mir, mit uns, mit unserer genesenen aufrichtigen

Gesinnung. Darum mach ich dir zum Nahmensfeste ein Geschenk und zerreiße den Schuldbrief, jener trüben Stunden Andenken, die mein Herz mit Wehmuth, Mißtrauen und Verzweiflung haben erfüllt, ich verwische sie von der Tafel meines Gedächtnißes und bitte dich um Verzeihung, wenn ich damals dich gekränkt. Die Zukunft wird dich reich belehren, daß mein Herz des deinen würdig ist. Und nie werde ich aufhören zu seyn

dein dich innig liebender
dankbar schätzender

Ferdinand.

Mein Stück ist angenommen, ich habe es nach deinem Rathe Manquet lesen lassen, und es hat ihm sehr gefallen. Es hat auch der Decorationen wegen keinen Anstand.

* 64.

[1826]

Liebe, gute Toni!

. . . Ich bin gestern den ganzen Tag gar nicht mehr ausgekommen und habe noch eine Arie in mein Stück componirt. In meinem Wagen habe ich den Drechsler abholen lassen, der bis Abends bei mir war. Wie hast denn du dich unterhalten, hast du noch auf mich gedacht, oder hast du wieder nachgegrübelt, ob du mich in deinem Herzen nicht wieder beschuldigen kannst? Kannst du denn glauben, daß dein Ferdinand gegen dich falsch seyn wird, wenn er es nicht einmahl gegen seine Feinde seyn kann, und habe ich denn eine treuere und erprobtere Freundin als dich meine Toni? Nein, so lange dieses Herz schlägt, schlägt es nur für dich. Ich werde es dir nie vergessen, wie willig du meinetwegen leidest. . . . Lebe wohl . . . Dein

Ferdinand.

65.

14. October 1826.

Liebe, theure Toni!

Wenn du glaubst, daß diese kleine Aufmerksamkeit deine Mutter erfreuen kann, ohne sie zu beleidigen, so stelle es ihr beym Confekt auf die Tafel. Der Teller ist auf dem Grund sehr hübsch. Glaubst du dieß nicht, so verwende es nach deinem Gutdünken. Ich habe deiner Mutter heute meinen Glückwunsch gebracht, sie war freundlich. — Was mich anbetrifft, so ist mein Gemüth sehr traurig, und ich habe für dich keinen aufrichtigeren Wunsch, als daß dich der Himmel glücklichere Tage erleben lassen möchte als es die meinen sind und ewig bleiben müssen.

Ich küsse dich 10000 Mahl und bleibe was ich dir wahr und ungeheuchelt stets war

dein Ferdinand.

*66.

[11. November 1826.]

Liebe, gute Toni!

Ich küße dich zum Eingange tausendmahl und danke dir für deine liebevollen Zeilen, sie waren wirklich das einzige was mich in dieser qualvollen Woche noch erheben konnte und mein Herz mit Hoffnung erfüllte, denn ich versichere dich ich habe diese Woche nie länger als 3 oder 4 Stunden geschlafen. Doch jetzt ist alles glücklich abgelaufen, und ich bin recht in der Seele zufrieden.

Aber doch ists mir weh im Busen, wenn ich die Verstellung des mich haßenden Neides mit ansehen muß. Doch gleichviel — habe ich doch an dir einen Freund, von dem ich weiß, daß er den ungeheucheltsten Antheil nimmt. Ich danke dir, liebe, brave Toni. Ach warum habe ich dich nicht gestern nach dem Theater sehen und an mein freudiges Herz drücken können.

Ich habe gestern nach dem Theater mehrere von meinen seyn-sollenden Freunden zu Tische gebethen, und sie haben sich gut unterhalten, ich war ein vergnügter, aber ein ruhiger Zuseher, und meine Gedanken und meine Freude war bey dir. Ich hoffe, daß auch du noch gestern öfter wirst an mich gedacht haben, ich habe dich auf der Gallerie nicht ausnehmen können, es ist so finster, wenn man hinaus sieht, daß man nur neblichte Gestalten ausnimmt. Meine Einnahme ist recht gut ausgefallen, nur kann ich die ganze Summe noch nicht bestimmen, weil ich noch vieles ausständig habe. Du hast mir für deinen gesperrten Sitz auch noch nichts geschickt und ich werde mich Sonntags schon dafür mit Küssen zahlbar machen.

Liebe gute Toni, wann werde ich so glücklich werden immer um dich seyn zu können, es ist gewieß mein höchster Wunsch in dieser Welt, dann würdest du auch alle Eifersucht gern ablegen, wenn du dich überzeugen könntest wie fest ich an dir hänge. Lebe wohl ich muß jetzt ins Theater, ich hoffe, daß es heute wieder gut ausfällt, grüße mir deine lieben Schwestern und sey überzeugt, daß nur der Tod von dir trennen kann

deinen Ferdinand.

67.

[November 1826.]

Liebe, theure Toni!

Dein lieber Brief hat mich wieder etwas aufgeheitert, denn ich war sehr niedergeschlagen über die Ungerechtigkeiten dieser Welt, auch hättest du deinen Ferdinand gleich den Tag nach seiner Einnahme den Trost deiner Liebe brieflich senden sollen, ich habe es wenigstens sehnsuchtsvoll erwartet. Dein heutiger Brief hat mich aber wieder getröstet, denn er ist ganz den edlen Herzen meiner Toni würdig. Du hast auch recht, daß du mich mahnst auf meine Gesundheit acht zu haben,

es ist auch hohe Zeit; denn ich fühle es nur zu sehr, daß mein Fleiß in meiner Kunst und die Stürme dieses Lebens großen Einfluß auf meine Gesundheit nehmen. Ich hätte mich für niemand in dieser Welt aufzubewahren, wenn ich dich nicht hätte, aber meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich lieber den Undank und die Kabalen und Leiden dieser Welt ertrage, als daß ich angenehmes in den Gedanken finden kann, dich auf dieser Welt zurückzulassen und dein schönes Herz in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich an eben so undankbare Menschen schmiegen zu müssen wie ich schon oft so tief es gefühlt habe.

Bleibe nur meine gute liebe Toni und liefere mir den Beweis, der allein die Natur mit mir aussöhnen kann, der ich sonst fluchen müßte, daß sie mich erzeugte.

Aber ach, wie wehe thut es mir dich jetzt alle acht Tage nur $^{3}/_{4}$ Stunden sehen zu können, da dir mein Herz doch jeden Augenblick so viel zu vertrauen hätte. Ist auch in deinen Herzen eine gleiche Sehnsucht nach mir — ?

Wenn ich so von Scheinfreunden umgeben bin, so fällt es mir so schwer auf meine Brust, daß du nicht durch einen Augenblick deiner Gegenwart Ersatz leisten darfst für die leeren Stunden die ich unter diesen Heuchlern zubringen muß, weil die Einsamkeit noch schädlichere Wirkung auf mein Gemüth machen würde. Vertraue ganz dem aufrichtigen Sinn deines Ferdinand, denn wie sollte es mir möglich seyn dich zu betrügen, wenn es mir unmöglich wird meine Feinde so zu behandeln, wie sie es doch im strengsten Sinne verdienen.

Lebe wohl ich küsse dich 100000 mahl und schmachte den Augenblick entgegen, dich an mein dich ewig liebendes Herz zu drücken.

ewig dein Ferdinand.

68.

28. December 1826.

Liebe, theure Toni!

Wo schlägt ein Herz freudiger der Feier deines Geburtsfestes entgegen, als das Meine? In wessen Busen wallen reinere, aufrichtigere Wünsche? Ich begrüße ja die theure Stunde welche dich dem Leben und meiner Liebe gab. Ach möchten die rosigten Wünsche womit ich den Altar dieses Festes umkränze, sich dir in glänzender Erfüllung zeigen. Möge der Engel reiner Zufriedenheit mit der Palme beglückender Gemüthsruhe dein' edles Herz berühren, möge dir das reichste Glück werden, was diese arme Welt uns biethen kann. Ich weiß du wirst im Rausch der höchsten Wonne deinen Ferdinand nicht ganz vergessen. Es hat zwar dieses Jahr so mancher Zwist sich zwischen uns und unsere Liebe gestellt, doch wir umgiengen ihn, und uns(er)e Herzen fanden sich schnell wieder. Und nun vergessen wir den Anblick jener Truggestalten, die nur aus Mißtrauen sich geformt. Ein neues Jahr tritt ein und bringt ein neu Vertraun mit sich. Ich hab zwey unglückliche Jahre durchlebt, vielleicht habe ich dir zwey glückliche damit erkauft; ich will es glauben, so lerne ich die Zeit doch lieben, die mich gehaßt. O meine Toni viel hast du mit deinem Ferdinand zu tragen, sonderbaren Wechsel hat das Schicksal mir an meinen Weg gepflanzt, doch viel, unendlich viel, hat es mir ja an dir geschenkt, drum will ich dieß Geschenk bewahren, so lang es dieser Arm umschlingen kann. Wie feste Eichen, die die Wurzeln treu verschlingen, wollen wir dem Sturm des Lebens trotzen. — Doch meine Wünsche sprech ich aus, kann ich wissen, ob es auch die deinen sind? Und wären sie es auch nicht, und würdest du dein Herz auch von mir wenden, was du mir durch so lange Jahre warst, könnte nicht ein Augenblick aus dem Gedächtniße meines Gefühles reissen. Ich wünsche nur dein Glück, und habe auf das meine lang verzichtet,

denn wollt ich es in dieser Welt noch finden, so müßten alle Zweifel aus meiner Seele schwinden, und in Erfüllung gehen was mein schwärmerischer Sinn geträumt. Doch verzeihe mir, das Ende meines Briefes möchte sonst den tiefgefühlten Eingang um seine Ehre bringen. Wenn du es möglich machen kannst, so hoffe ich, daß du mir doch eine Stunde deines Geburtstages schenkest, damit ich dir sagen kann, warum mein Herz betrübt. Bis dahin lebe wohl und baue ewig auf die Treue deines

Ferdinands.

69.

1827.

Liebe, theure Antonie!

Erlaube deinem Ferdinand, daß er dir zu deinem Nahmensfeste Glück und Freude wünscht. Leider sind in deinem theuren Herzen noch viele Wünsche unerfüllt, um deren Befriedigung ich den Himmel sehnlichst bitte. Denn nur der Himmel kann dir Friede und Zufriedenheit gewähren; ich sehe es ein, ich bin es nicht im Stande, so heftig es mein Herz auch wünscht.

Nur zu sehr, zu oft, fühl ich es selbst in dieser Welt, daß die freudigen und trüben Stunden, der fröhliche Wille und der quälende Unwille von dem Laufe unseres Blutes und von der Beschaffenheit unserer Gesundheit abhängt. Dieß ist wohl auch bey dir der Fall, um so mehr da deine widrigen Verhältnisse diese beyden Feinde deines Glückes unterstützen. Ich kann daher nichts thun, als dich versichern, daß du keine Ursache hast, mit meinem treuen Herzen unzufrieden zu seyn, und ich glaube ich habe es dir im Laufe meines Liebens stets bewiesen, daß ich das Schlechte verachte und nur für das Edle entglühe. Und so will ich es halten, bis ich mich von meinem tragikomischen Leben beurlauben muß. Verschmähe nicht diese kleine Aufmerksamkeit, und

schenke mir das Glück, den morgigen Tag an deiner Seite hinzubringen, damit ich dich versichern kann, daß ich mit dem aufrichtigsten Herzen bin und ewig bleiben werde

dein Ferdinand.

* 70.

[1827.]

Theure, geliebte Toni!

Wie tief fühl ich in diesem Augenblick die Wahrheit dieser dir so oft gesagten und so oft mit Wehmuth und Freude empfundenen Worte. Warum ist meinem Herzen so bange, als wäre die Zeit, die meine Sehnsucht ohne dich verleben muß, ein langes verlornes Liebesleben. Und ist's nicht so? — Bestimmt den Werth der Zeit nicht stets unser Gefühl? Bald umfangen wir mit unendlicher Wonne die Stunde und erbeben vor dem Gedanken ihres Verlustes, und Jahre eines quälenden Seyns bemüht sich unsere Phantasie vergebens angstvoll aus ihrem Gedächtnisse zu peitschen. Ach, so möchte auch ich jede Stunde ewig umklammern, in der sich der schöne Traum deiner innigen Liebe und Treue und einer glücklichen Zukunft vor meine Sinne drängt. Sieh, meine Toni, so tief und wahrhaft empfindet dein Ferdinand nach 6 Jahren, kannst du darum auch nur im geringsten an der treuen Fortdauer dieser ungeheuchelten und aufrichtigsten Empfindung zweifeln? Kannst du glauben, daß dein Ferdinand ein so gewöhnliches Herz besitzt, das sich vom Schein verblenden läßt? Vergeht auch, was vergänglich ist, fest bleib ich stehn und schaue unverwandt auf deiner Seele Grund, und wenn sich dieser Quell nicht trübt, wenn er aus treuem, festem Marmor springt, dann folg ich seinem Lauf, und dort wo er versiegt, versieg auch ich.

So laß uns Hand in Hand den ungemessnen Weg durchwandeln, an dessen Ende treuer Liebe Lohn, ein ewger Freundschaftstempel steht. Halt fest an mir, damit nicht Eins von uns auf irren Abweg kömmt und sich so weit entfernt, daß es kein Rufen mehr zurückführt auf der Treue Weg.

Nach schönen Bergen wendet meine Reise sich, an schönen Thälern wird mein Aug sich weiden, ein treues Volk werd ich begrüssen, aber — ach — welch Land hat wohl die Welt gezeugt, das herrlich genug wäre mich fest zu halten, wenn es dich ausschließt. Darum hoff ich eine neue Gebirgswelt zu erschauen in der schon oft durchreisten, wenn ich sie einst mit dir durchwandre.

Wünschest du das wohl meine Toni? Hoffest dus? Warum sollen diesen schönen Glauben wir verlieren, da uns das Schicksal nach allen Leiden und Beschwerden das höchste an unserer Liebe gelassen hat, unsere Liebe selbst. So leb denn wohl mein gutes theures Kind, und denk mit Treu an deinen Ferdinand, wie er noch an dich denkt, wenn ihm sein Auge bricht. Wenn ich hoch auf Tirols Alpenhöhen steh, so wird mein Blick sich sehnsuchtsvoll hin nach der Gegend kehren, wo dein Athem weht, und wenn dich auch mein Auge nicht erreichen kann, so will ich meine Grüsse sanften Lüften anvertrauen, damit sies nach dem theuern Östreich tragen, und wenn ein leiser Westwind dir die Wange fächelt, so denke, daß es meine Grüsse sind . . Auch hoff ich, daß du deinen Ferdinand nicht lange warten läßt auf einen Brief, so wie ich gesonnen bin dir eine Reisebeschreibung aufzuzeichnen, aus der du sehen kannst, daß alles Schöne was ich sehe, mich an dich erinnert meine Toni. So empfehle ich dein Glück und deine Gesundheit der heiligen Mutter, vor der wir uns verlobt. Ihre Engel mögen dich beschützen und mir dein Herz so treu und wahr erhalten, wie ich es zu verdienen glaube, damit ich bey meiner Zurückkunft dich mit ungetäuschtem Herzen und himmlischer Freude an meinen Busen drücken

und fröhlich ausrufen kann, ich war und bin nun wieder ewig dein

dich unendlich liebender
und verehrender

Ferdinand.

Deinen lieben Schwestern bringe hier schriftlich meine wärmsten Abschiedsgrüße, sie sollen meiner freundlich gedenken und überzeugt seyn, daß ich mit wahrer Achtung und Dankbarkeit bin

Ihr
aufrichtigster
Raimund.

* 71.

[1828.]

Liebe, gute Toni!

Du bist doch eine recht boshafte Person, daß du nicht schreiben willst, doch was will ich denn machen, ich muß schon nachgeben. Ich hätte dir schon geschrieben, aber ich war mit meinem Stücke beschäftiget, ich habe im zweiten Act die ernsten Scenen gestrichen und für mich ein neues Quodlibet hineincomponirt.

Was kann ich deinem Herzen von dem meinen sagen, da dir jede Falte darinn bekannt ist, daß ich dich innig liebe, bist du überzeugt, und daß kein Augenblick in meinem Leben vergeht, den ich nicht wünschte an deiner Seite hinzubringen. Daß ich auch recht froh bin, daß unser Streit geendet ist, obwohl nur du selbst ihn verlängert hast. Dieser Herbst errinnert mich wieder an unsere angenehmen Spatziergänge in Neustift, ich habe es neulich schon besucht, und unser Thal blüht noch so schön, wie unsere Liebe. Ich hoffe, daß du diese Woche es mit mir besuchen wirst, denn du brauchst

schon eine kleine Wallfahrt zu machen, um deine Sünden abzubüßen, die du seit voriges Jahr an mir begangen hast.

Gestern war es in dem Barometermacher sehr voll und ein sehr gütiges Publikum. Ich habe es schon nothwendig, daß das Glück mir Entschädigung für den grauslichen Neid giebt, den ich so ungern ertrage, daß er mir jede Freude verbittert, weil er den Menschen so sehr in meinen Augen herabsetzt.

Ich werde heute über Mittag auf dem Lande seyn, weil ich gehört habe, daß du nicht ausgehen kannst, doch Abends komm ich zurück und morgen hoffe ich dich zu sehen und an mein Herz zu drücken. Bis dahin küsse ich dich 10000 mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

*72.

[1828.]

Liebe, theure Toni!

Die Empfindungen deines Herzens sind für mich der schönste Lohn, den meine Seele sich wünschen kann. Ach wie sehr beruhigen mich deine Briefe, wenn sie Sehnsucht und Liebe athmen, wie dein heutiger. Du fragst mich, ob ich auch diese Empfindungen mit dir theile, ich fühle, daß es nicht nothwendig ist so lange von dir entfernt zu seyn, um zu fühlen, daß ich ohne deine Liebe nicht leben möchte. Bleibe nur meine gute, brave Toni und du hast dein Schicksal gewieß in die Hände eines Menschen gelegt, der deinen Werth, deinen unschätzbaren, gewieß erkennt und ewig durch Dankbarkeit und Liebe schätzen wird. Doch glaube mir, es wird hohe Zeit, daß ich all mein Hoffen und meine wohlwollenden Gefühle bloß auf dich allein zusammen dränge, denn die Umgebungen, mit denen ich zu leben gezwungen bin, werden täglich abscheulicher, mir täglich verhaßter. Es ist unmöglich es dir zu schildern, welch pöbelhafter Stolz, welch niederer

Eigennutz, welch heuchlerische Kniffe in diesen Leuten wohnen, und in welch bedaurungswürdigen Zustande dieses Theater schmachtet durch seine innere Verfassung.

Denke dir nun wie unglücklich ich mich fühle, daß nach allen unangenehmen Stunden die ich jetzt im Geschäft verlebe, ich den Trost entbehren muß, an deiner Brust mir Labung und Lohn zu hohlen, und neue Stärkung aus deinem treuen Auge zu saugen, um mit diesen Unfällen meines Lebens zu kämpfen . .

Ich küsse dich 10000 Mahl, bitte dich mir zu schreiben und bin mit Liebe und Hoffnung dich bald zu sehen

ewig dein Ferdinand.

* 73.

[1829.]

Liebe, gute Toni!

Ich danke dir für deinen durchaus liebevollen Brief, er hat mich getröstet, denn ich habe diese Woche wieder viele trübe Stunden. Wenn es nur auch wahr ist, daß du dich überzeugt hältst, daß dein Ferdinand es redlich mit dir meynt, verdienen thue ich wohl, daß du diese günstige Meynung in deinem Busen bewahrest. Doch du bist zu leicht geneigt deine Meynungen vom Winde anderer beherrschen zu lassen. Den Strauß liebe Toni habe ich dir in Grünzing gepflückt, in einem einsamen Wirthsgärtchen, das ganz dazu gemacht ist, die Seufzer eines Liebenden in seinem unbelauschten Dunkel zu verbergen, denn so oft ich draußen war, habe ich noch keine Seele getroffen. Vergieß nicht liebe Toni, daß der Monath ist, wo wir unsere heil. Mutter besuchen und den Kranz unserer Treue zu ihren Füßen niederlegen müssen. Ich hoffe, daß der Herbst heiterere Blicke als der Sommer strahlen wird, und darum sieh, daß wir das Datum beobachten können. Ich fahre heute mit dem Pepermann auf das Land, und

vieleicht in diese mir ewig unvergeßliche Gegend. Nirgends tritt mir dein Bild s o schön entgegen als in dem sanften Thale von Neustift, und eine unwillkührliche Schwärmerey ergreift mich stets schon bey dem Gedanken an dasselbe.

Lebe wohl mein theures Leben, morgen freue ich mich dich zu sprechen um dir zu sagen, daß ich

ewig bin dein

Ferdinand.

II.

74.

Liebe, gute Toni!

Daß du traurig bist, thut mir sehr wehe, obwohl ich in meinen Innern überzeugt bin, daß ich dir wissentlich keine Veranlassung gegeben habe, darum will ich dich auch bitten dich zu trösten. Doch daß du eifersüchtig bist, das finde ich sehr unnöthig und zwecklos, denn davon kann ich am besten überzeugt seyn, daß du nicht die geringste Ursache hast, denn wenn du meinen Worten nicht mehr glaubst und meinen Betheurungen, wie soll ich dich dann überzeugen? — Doch du hast ja mit mir in solchen Fällen oft Geduld gehabt, darum will ich es auch geduldig ertragen, daß du mir so groß Unrecht thust. Doch die Zukunft wird schon wieder meine Rechtfertigung von selbst übernehmen, wie es schon so oft der Fall war.

Übrigens bitte ich dich um deiner und meiner Ruhe willen Vertrauen auf meine gegen dich so lang bewiesene Liebe zu haben, denn du wirst niemand in dieser Welt finden, der so aufrichtig mit dir umgeht wie dein Ferdinand. Lebe wohl, ich fahre jetzt in die Brühl und bleibe heute Nacht draußen. Denke eben so oft auf mich, wie ich in meiner Einsamkeit an dich, und sey überzeugt, daß ich unfähig bin dich

zu betrügen, und daß ich nie aufhören werde zu seyn dein dich

ewig liebender

Ferdinand.

* 75.

Liebe, gute Toni!

Ich habe dein Schreiben wirklich etwas spät erhalten, denn ich habe Donnerstag geschrieben und heute ist schon Dienstag. Übrigens muß ich dir schreiben, daß mich die Uneinigkeit in deinem Gemüthe gegen mich sehr traurig macht, und daß ich dich sehnlichst zu sehen wünsche, indem ich finde, daß wir unsere Zwistigkeiten mündlich sehr gut, schriftlich aber sehr schlecht abmachen; ich habe dich auch um manches zu fragen. . . .

Ich war damals mit dem Landner auf der Türkenschanze, und die alten Zeiten sind im verhängnißvollen Nebel wieder an mir vorbey geschritten; ob auch du in diesem Augenblick mit gleichem Gefühl an mich gedacht, weiß ich nicht. Was übrigens meine Reise in die Brühl betrifft, so habe ich nur schöne Tage gewählt, und sie haben keinen ungünstigen Eindruck auf mich gemacht, denn wenn ich auch nicht vollkommen gesund bin, so bin ich doch durchaus nicht weichlich. Aber deine Unzufriedenheit mit meinen Landpartien muß ich mündlich ausführlich mit dir [be]sprechen, denn ich kann nicht glauben, daß das edle Herz meiner Toni mir diese unschuldigen, meiner Gesundheit nothwendigen Zerstreuungen mißgönnen sollte. Nirgends bin ich dir sicherer und besser verwahrt als an dem reinen Herzen unserer Mutter Natur; meine Gedanken sind gewieß reiner und öfter bey dir als wenn ich mich in dem bunten Gewühl neidischer und scheelsüchtiger Menschen herumwälzte. Ich, wenn ich sage da geh ich hin, oder da war ich, so weißt du, daß es wahr ist, denn

ich lüge nicht. Sonntags war ich bis halb eins bey der M. und wenn ich auch schon wußte, daß du nicht kommen wirst, so wollte ich doch die Stunde nirgends anders hinbringen als im Gespräch von dir.

Dein Ferdinand.

*76.

Liebe, gute Toni!

Der Anfang deines lieben Briefes hat mich innig erfreut, doch das Ende ist eine neue Fortsetzung deines Nichtvertrauens zu mir. Ich bin in die Brühl und war um 10 Uhr Vormittags schon wieder bey der Probe, die bis 2 Uhr gedauert hat . . . Heute war gar Probe von 9 Uhr bis 3/4 auf 4 Uhr, und Verdruß habe ich mehr als das ganze langweilige Stück werth ist. Hast du wohl auch an mich gedacht gestern? Ich war mit dem Sartori in der Brühl und bin erst um 10 Uhr Nacht hereingekommen. . . . Du schreibst mir, daß du Sonntags glücklich warst bey mir, ach wann wird das Schicksal mir durch die gänzliche Vereinigung mit dir, mein Alles, ersetzen, was ich durch jahrelange Leiden so sehr verdienet habe. Soll unser Leben denn eine ewige unbefriedigte Sehnsucht bleiben? Doch deine Liebe soll nicht die meinige beschämen, und ich will Hand in Hand mit dir den dornenvollen Pfad verfolgen und die seltenen Rosen mit doppelter Wonne pflücken, die das grausame Geschick so sparsam uns zum Troste auf den Weg gestreut. Bleibe nur so gut gegen deinen Ferdinand gesinnt, wie du es in vielen schönen Augenblicken bist, und die Flamme in meinem Herzen wird nur der Tod verlöschen.

Lebe wohl ich küsse dich 1000 Mahl und in der Hoffnung dich Sonntags zu sehen, wenn auch die Witterung nicht besonders günstig wäre, bin ich ewig

dein Ferdinand.

77.

Liebe, gute Toni!

Deinen Brief habe ich diesen Morgen in Wien erhalten, denn da die Witterung gestern so übel war, so fuhr ich am Morgen wieder nach Wien. Doch heute werd ich wieder hinausfahren. So heiter der Tag ist, so ist er nicht im Stande meine melankolische Stimmung zu zertheilen, auch befinde ich mich nicht ganz wohl. Doch was bleibt uns auf dieser Welt im traurigen Zustande wohl übrig als die Stürme dieses Lebens zu ertragen, bis sie ausgewüthet haben? Die Versicherung deiner Liebe giebt mir süßen Trost, obwohl ich große Sehnsucht empfinde sie auch aus deinem Munde zu vernehmen. Darum sey auch du nicht böse meine Toni, daß mein Brief so düstere Worte in sich faßt, du kennst mein Herz, du weißt, daß du das einzige von mir geliebte Geschöpf bist und bleiben wirst. Wenn auch mein Mund oft schmollt, mein Herz vergießt darum die schönen Stunden nicht die es an dem deinen schon verlebt, und wird dankbar für deine wahre Liebe seyn. Schreibe mir in die Brühl. Samstags werde ich in jedem Fall in Wien mich befinden, doch solltest du mich früher sehen können, so schreibe es und sey überzeugt, daß mit dem freudigsten Gefühle schnell in deine Arme eilen wird

dein Ferdinand.

78.

Liebe, gute Toni!

Welch himmlisches Vergnügen gewährt es mir, hier in meinen kleinen Gärtchen zu sitzen und meine reinen Gefühle an dich niederzuschreiben. Ach welch eine Seligkeit! Hier in dieser blumigten Einsamkeit, welche durch nichts belebt wird als durch das Summen fleißiger Bienen und den leichten Schwung der Schmetterlinge, den Gedanken in mir auszu-

mahlen, daß du, meine Toni, mich liebst, daß ich so glücklich bin, dein holdes Bild an und in meinen Busen zu tragen, und daß ich die belohnende Freude erlebe, daß die fortschreitende Zeit, die im Fluge zerstöhrt, einen Damm an unseren Herzen findet, die sich mit jedem Jahre vertrauender an einander schließen. Ach könntest du in diesem Augenblick unsichtbar mich umschweben, meine Toni! und dich überzeugen, welch einen heiligen Glanz der Gedanke an deine Treue in meiner Seele verbreitet, und wie sehr sie bemühet ist, freudige Augenblicke zu erfinden, in denen ich dir lohnend beweisen kann, wie dankbar mich die Tugend deiner Beständigkeit macht. Ich empfinde in diesem Augenblick eine so wohlthätige Ruhe in meinem Innern, und meine Hoffnung dich ewig zu besitzen, grünet in dieser glücklichen Stunde noch herrlicher als mein lachendes Gärtchen und die üppigen Wiesen des Brühls. Hier sitze ich, ein Held der Einsamkeit, und die Kämpfe meiner Leidenschaften durch mein ganzes Leben reihen sich auf dem Schlachtfelde meiner Phantasie. Doch wie mich die Macht des Traumes ergreift, so fühl ichs geistig in mir zucken, und jenes Heer von marternden Gefühlen stürmt auf mich ein und auf mein Herz, das leichte Truppen führt und sich nur schwach vertheidigt, und wie ich auch, so ist es mir in meinem Traum, mit diesem schwachen Herzen mich zur Wehre stelle gegen die wilde Horde die sich in meinem eignen Reiche gegen mich empört, und den Verstand, gewaffnet mit der Erfahrung spiegelhellem Schild, zur Hilfe rufe zum Entsatz, und was ich nach vergebenem Kampf an Gütern meiner Ruhe auch zum Opfer biethe, zum Abschluß eines Friedens; es ist umsonst, sie wollen gänzlich mich verderben, meine eignen Geister, als wüßten sie, die Thoren, nicht, daß sie mit meiner Kraft auch ihre eigne tödten, und daß sie eher noch untergehen, ehe ganz zerfällt das Reich das ihre Wuth zerstört. Doch wie ich sinkend schon verzweifle und die Rebellen die sich losgerissen haben von den friedlichen Gesetzen, die mein Herz gegeben, triumphirend jauchzen, da wendet plötzlich sich das

Bild, und einen Engel sehe ich niederschweben in der höchsten Noth, einen Lilienstengel hält er in der einen Hand zum Zeichen seiner Unschuld, seiner reinen Liebe und mit des Friedens Palme berühret er das schwer verwundete Herz; ein neu Gefühl erwacht in diesem, und alle Empfindungen die schon für die Welt sich schloßen, eröffnen sich voll Dankbarkeit für ihren Rettungsengel.

Und sieh, es schwingen sich die Leidenschaften sanft zu dieses Cherubs Füßen, der einen milden König ihnen giebt, den er Vertrauen heißt. Und nicht ehe ist mir das Wunder dieser Phantasie verflogen, bis ich in dem Engel habe dich erkannt, und dir und mir zu meinem Wohle habe gelobt, daß ich nur an deiner Hand, mein geliebter Schutzgeist, will durchs Leben wandeln, und ewig bleiben werde

dein Ferdinand.

79.

Liebe, gute Toni!

....Durch das letzte Spielen da ich ganz heiser war, habe ich die Brust so angestrengt, doch wird es bald wieder besser werden und Samstags werde ich wohl spielen müssen, sie nehmen ja gar nichts ein. Und sie wünschen doch, daß sie was einnehmen sollen, und ich nicht. Übrigens irrest du dich groß, wenn du glaubst, daß die Brühl daran schuld ist, ich war die ganze Woche nicht, und habe den Abend vorher noch so rein gesungen, besser als sonst, doch ich muß mich in der Nacht erkühlt haben, auch habe ich Käse gegessen. Doch gleichviel, bey 5 Proben und so angestrengtem Spiele ist es kein Wunder, und es schadet nichts, wenn sie sehen, durch wen das Geld hereinkommt. Ich bin nicht allein gut besoldet, und soll doch fast alle Tage spielen, ich bin ohnehin zu gutmüthig gegen diese falschen, undankbaren Menschen. Ach, könnte ich mit dir in Einsamkeit zufrieden leben, ich wollte

gerne dieser geräuschvollen Ehre entsagen, die nur auf Augenblicke belohnend hervortritt und so vielen Aufwand von Fleiß erfordert, um nicht von diesem geflügelten Steckenpferd herabzustürtzen. Lebe wohl meine Toni, ich danke dir noch einmahl für deine schöne Theilnahme und dich 1000 mahl küssend bin ich ewig

dein Ferdinand.

80.

Liebe, gute Toni!

Die Hoffnung dich zu sehen hat mich abgehalten dir zu schreiben. Ich glaube aber, daß du seit wir uns Sonntags getrennt haben, mit weniger Unzufriedenheit in deinem Gemüthe an mich gedacht haben wirst, als die vorige Woche, da sich unsere Herzen doch beyderseitig beruhigt und wiedergefunden haben. Liebe Toni, soll denn ein ewiger Zwist das Leben unserer Liebe begleiten, muß denn die Losung unserer Herzen ein immerwährendes Feldgeschrey seyn, das nur manchmahl durch einen kleinen Waffenstillstand unterbrochen wird? Und wenn du es untersuchest, ist dir denn die Wahrheit deiner sogenannten Ahndungen von meiner Untreue, Falschheit, Flatterhaftigkeit und wie die Kunstausdrücke alle heißen, welche die geblendete Eifersucht im Munde führt, nicht schon lange selbst untreu geworden?

Alle diese Ahndungen sind seit Jahren unerfüllt geblieben, und doch quälst du mich und dich immer mit neuen. Solltest du deinen Geist nicht lieber zu Erfindungen anstrengen, mir näher zu treten, als dein Herz von mir zu entfernen. Dieses ganze Leben ist ja nur eine kurze Spanne, die noch kürzere Freuden in sich faßt, und auch von dieser Spanne haben wir den halben Weg zurückgelegt, wollen wir nicht aufhören uns die zweyte Hälfte zu verbittern? Laß uns Frieden schließen, meine Toni, und kann ich auch keine neuen

Worte für das Gefühl meiner Liebe zu dir finden, so glaube den alten. Nimm die Versicherungen der Beständigkeit meines aufrichtigen Herzens; wenn auch manchmahl Wolken auf meiner Stirne schweben, so sey darum nicht mißtrauisch, lege dir den Hang zu meinem Landleben auf eine natürliche, durch die Besorgniß für meine Gesundheit und dem Gefühl für die ungekünstelte Natur hervorgebrachte Neigung aus, und du wirst aufhören Mißvergnügen bey meinen ländlichen Spaziergängen zu empfinden. Müßtest du mich denn nicht für schwachsinnig halten, wenn ich auf dein Verlangen Dinge einstellen würde, die meinem Körper durch ihre reine Zerstreuung Nutzen gewähren, da die Frucht deiner Unzufriedenheit darüber doch nur in einem ungegründeten Mißtrauen bestehet. Genug davon. Ich hoffe doch, daß die üble Laune die uns diesen Sommer öfters fühlen läßt, bis morgen wieder ausgetobt haben wird, und wenn der Morgen heiter schauet, hoffe ich dich um 7 Uhr im Augarten zu sehen. . . . Lebe wohl ich küsse dich 1000 mahl im vollen Vertrauen auf deine Liebe und bin wie immer ewig dein

Ferdinand.

* 81.

Liebe, gute Toni!

. . . Ich war diesen Sonntag wieder sehr glücklich bey dir, denn du warst recht gut mit deinem Ferdinand. . . . Was du mir von deiner Ahndung schriebst, so tröste ich mich damit, daß du durch so viele Jahre jetzt immer Ahndungen von meiner Wankelmüthigkeit hattest, und du dich doch immer überzeugt hast, daß dein Ferdinand nur für dich allein lebt und stirbt. Wir sind so traulich Hand in Hand gewandelt, wir haben so viele Berge von Hindernißen zurückgelassen, daß unsere ewig vereinten Herzen doch nicht an den Klippen der Brühl scheitern werden.

Wenn ich gewußt hätte, daß dir das so viele Sorge macht, so hätte ich mich nach Dornbach oder in eine nähere Gegend gezogen, doch jetzt habe ich mit dem Schuster diese Verbindlichkeit eingegangen und kann es nicht ändern.

Und wie kannst du glauben, daß irgend eine Entfernung mein Herz entfernen könnte, nein meine Toni, so schlecht mußt du nicht von deinem Ferdinand denken, niemand als du kann mehr, nur den geringsten Anspruch in meinen Augen auf Liebe und Vertrauen machen. Du bist und bleibst ewig meine liebe, gute und vortreffliche Toni, der ich nie genug lohnen kann, was ihr engelreines Herz für mich fühlt und gelitten hat. Halte meine Worte nie für Heucheley, denn ich bin dieser Niederträchtigkeit gänzlich unfähig. Schau lieber, daß wir uns öfter sehen können, dein Ferdinand kann es nicht erwarten dich mündlich zu versichern wie aufrichtig er dich liebt.

Lebe wohl, denke mit Vertrauen an mich und vergieß auch du nie

deinen Ferdinand.

82.

Liebe, gute Toni!

Ich schreibe dir hier, in der einsamen Brühl, fern von dem wogenden Getümmel Wiens, und unwillkührlich regt sich in meiner sehnsuchtsvollen Brust der glühende Wunsch dich hier ewig und ungestört an meinen Busen zu drücken. Das romantische dieser Gegend und das Aufblühen der Natur erhebt mein Herz zu Gott. Wie lange werde ich noch zu dulden haben die Leiden, die meine Seele so unverdient auf die Folter spannen, wie lange werde ich noch für die Wahrheit Schattenbilder tauschen? Wird meinem Herzen nie der Friede seine Palme reichen? Wie tröstend ist für mich die Einsamkeit, wo ich nur mit dem Gedanken an dich allein mich beschäftigen kann; die Bilder unserer Vergangenheit ziehen im Nebel=

schleyer an mir vorüber, manchem möchte ich ein sehnsuchtsvolles Halt zurufen, manche Augenblicke, in denen du ganz meine gute Toni warst, möchte ich wieder mit Inbrunst an mich reißen, doch sie ziehen vorüber und nur die Hoffnung, daß ich sie bey dir in Zukunft wieder finde, tröstet mich über ihren Verlust.

Ach, wüßte ich nur einen Winkel dieser Erde, in dem ich ungestört mit dir leben könnte, ich würde mich gerne allen andern Freuden entziehen, doch wie würdest du dann glücklich seyn, wenn du aus dem Geräusche deiner jetzigen Umgebungen in eine Einsamkeit versetzt würdest? Genug dieser unseligen Schwärmerey die von jeher so viele trübe Tage in den Kranz meiner Freuden geflochten, ich handle als ein wahrhaft redlicher Mensch an meiner Toni, und ich glaube, daß die Zeit schon gekommen ist, wo nicht nur ihr Herz sondern auch ihre Vernunft zu meinem Vortheil spricht, und darum will ich schweigen und duldend ausharren, bis ich den Glanz jener Sonne erblicke, die unsere Herzen vereinigt bescheint, frey von dem lästigen Zwang, der uns so viele unangenehme Stunden bereitet, und ich hoffe auch darum, daß meine gute Toni nicht nur hoffen, sondern auch handeln wird, um sich mit dem vereinen zu können, der mit der aufrichtigsten Liebe sich ewig nennen wird

ihren Ferdinand.

* 83.

Märzzuschlag.
Dienstag.

Liebe, theure Toni!

Ich befinde mich zu Mittag in demselben Gasthofe (zum Adler), in welchem wir auf unserer Rückreise von Zell übernachteten. Wir finden sehr schlechte Straßen und viel Schnee. Wir übernachteten im Dorfe Gloknitz und bestiegen heute Morgen um 6 Uhr die eine Stunde weit entlegene Ruine

von Wartenstein; du siehst, wir gehen nicht auf junge Mädchen, nur auf alte Burgen los. Den Wagen sendeten wir voraus, und stiegen über den eisbedeckten Rücken des alten Semmering bis zur Gränzsäule Steiermarcks, von wo aus wir in unser jetziges Asil herabfuhren. Theure Toni, meines trüben Lebens einzge Freundin, warum bist du jetzt fern von mir, daß ich nicht rufen kann, ich lasse nichts zurück, das meinem Herzen wahrhaft theuer ist. Wenn ich dich jetzt an meine Seite wünschen könnte, dann wär ich wahrhaft glücklich, so bin ich es nur halb, denn wenn ich dich ferne weiß, empfind ich ganz was du mir bist. Du scheinest seit einiger Zeit Mißtrauen in die Aufrichtigkeit deines Ferdinands zu setzen und quälst dein Herz mit Bildern, welche Eifersucht erfindend malt. Hast du nicht durch eine Reihe von Jahren Beweise meiner innigsten Treue und aufrichtigen Liebe, und wenn ich meinen Feinden Wort und Recht halte, wie sollte ich gegen meine theure Toni Falschheit, Treulosigkeit suchen aus meiner Brust, in der sie nie gewohnt. Darum hoffe ich, daß du wieder ablegen wirst dieß häßliche Mißtrauen, und durch Vertrauen meine alte gute Toni wirst. Den ersten Tag meiner Reise war meine Laune so trübe, wie die ungünstige Witterung, doch die steyrische Luft bewährt ihre Heilkraft für verstimmte Nerven, und meine heutige Comotion versetzte mich in heiterere Stimmung. Möchte dich mein Brief doch in ähnlicher finden, vorausgesetzt, daß eine reine, unschuldsvolle Freude die Ursache davon ist.

Grätz.

Mittwochs um 10 Uhr Nachts.

Heute morgens fand ich deinen lieben Brief auf der Post. Wie danke ich dir für deine liebenden Gesinnungen, sie haben mir meinen Aufenthalt in Grätz verschönert, weil sie mir die Beruhigung schenken, daß du nicht mehr auf mich grollst. Glaube mir, ich verdien es nicht. Bin ich schuld,

daß mich das Schicksal bestimmt hat, nie glücklich zu werden —? Ist es dir nicht genug, wenn ich dir gestehe, daß ich es ohne dich weit weniger wäre, als ich es doch manchmahl, auf Stunden bin. Die Schuld liegt nicht in dir, in mir, in meinem Werden lag sie schon, und ich habe es lange aufgegeben, der Hoffnung den Narren zu spielen. Genug davon — Ich kam erst Dienstag Abends in Grätz an, habe den heutigen Tag mit Spaziergängen zugebracht, die, wenn ihnen auch der Reitz des Frühlings (grünende Hügel und blühende Bäume) fehlet, mich doch auf gesunde Weise erfreuet haben. Ich wünschte, daß du Grätz von seinem Schloßberge aus sehen könntest, es ist ein liebes Städtchen mit herrlichen Umgebungen und einem guten Schlag von Menschen. Ich bin überzeugt, daß du es mit mir noch sehen wirst. Die Witterung ist noch ziemlich kalt, doch blieben wir, ausser dem ersten Tag der Reise, vom Regenwetter befreit.

Morgen will ich auf eine entfernte Ritterburg wallen, und übermorgen dem freundlichen Grätz Lebewohl zurufen und mit verhängten Zügeln (so gut sich dieß bey unsern hundertjährigen Pferden thun läßt) in deine Arme zurückeilen um dir zu sagen, daß ich ewig bin

dein Ferdinand.

Meinen Handkuß an die Mama und tausend Grüße deinen lieben Schwestern.

*84.

Liebe, gute Tony!

. . . Könnte dein Geist mich belauschen und meine Gedanken wissen, wenn ich in dem zahlreichsten Zirkel nur an dich, meine Tony, denke, so daß man mich meiner Melankolie wegen anspricht und aufzieht, du würdest das Herz deines Ferdinands hoch verehren . . .

Du hast mir versprochen meinen Feinden kein Gehör zu geben, und du kannst meinen größten Neider glauben, den höchsten Freund des Schuster?

Was für eine Krones?

Zu mir kommt niemand, und ich war nicht ein einziges mahl bey ihr, das kann ich schwören. Die dummen Leute sprechen so viele infame und ungegründete Dinge seit Jahren von mir, daß es mich schon ekelt, davon zu hören. . . .

Du wirst deinen Ferdinand schon noch kennen lernen, wie treu und fest sein Herz an dir hängt und daß kein Unglück, sey es auch noch so groß, ihn von dir trennen kann, so lange du nicht selbst das Band zerreißest, das kein gemeiner Trieb um unsere Herzen schlang; ich habe beschloßen zu vollenden, sey es so oder so.

Ewig bis in den Tod

Dein Ferdinand.

85.

Liebe, theure Toni!

Ich sende dir nochmals meinen innigsten Dank für deine zarte geschmackvolle Arbeit und für dein schönes Geschenk. Ich bedaure herzlich, daß eine so unglückliche Stimmung die schöne Feier meines dießjährigen Geburtstages vernichtete, denn ich muß dir aufrichtig gestehen, daß ich ihn trauernd zugebracht habe.

Du hast dich in deinem Brief sehr gemüthlich freuend über meine bessere Gesundheit ausgesprochen, und ich danke dir, es erkennend, mit aufrichtiger Seele dafür und wünsche, daß auch die deinige stets so bleiben möge, daß du gram-befreiet und heiter deines Lebens Pfad an meiner Hand durchwandeln mögest.

Ich sehe, daß das Schicksal keine Friedenspalmen pflanzen will auf meinem Weg; doch mehr vermag des Mannes Herz

zu tragen, als des Jünglings leichtverletzt Gefühl, darum will ich das Schlimme fest ertragen, da ich das Schlimmste selbst erduldet habe. Sey überzeugt, daß das Herz deines Ferdinands aufrichtig und gut ist, doch das quälende Mißtrauen, das das Auge meines Herzens umdüstert, hat die Erfahrung gezeugt, und darum sey klar, damit ich rein in deine Seele schauen kann bis auf den Grund! Ich liebe dich gewieß wie je, doch je länger ich dich liebe, desto mehr verdiene ich, daß sich deine Liebe zu mir läutert und sich in himmlische Huld verwandelt, die mir die Wunden heilt durch treue Wahrheit, welche die Lüge mir im Leben immer schlägt.

Wenn ich dir mißtraue, denk ich an niemand anderen, ich denke nur an dich mit Leid, mit Groll. Doch thu ich dir unrecht, so verzeihe mir, du hast mir ja so oft schon gleiches zugemuthet, und nur weil ich mich schuldlos bewußt bin, gelingt es so oft mich wieder zu beruhigen. Vertrau auf mich, wenn dein Herz wahrhaft allein an mich geheftet ist, ist es unmöglich, daß dich dein Vertrauen täuschen kann, denn wie mich die Natur geprägt, so muß ich bleiben, und ich bin damit zufrieden. Darum halt stets mich fest in meinem Traum, wenn du mich glücklich wissen willst, denn ich verlang mir kein Erwachen, als in deinen Armen jenseits erst. .

Ich hoffe dich heute noch zu sehen um dir zu sagen,

daß ich ewig bin dein

Ferdinand.

86.

Liebe, gute Toni!

Der feyerliche Tag deines Nahmensfestes giebt meinem Herzen Gelegenheit die innigsten Wünsche für dein körperliches Wohl und das Glück deiner Seele aus reinem, ungeheucheltem Gemüthe auszusprechen. Möge dir der Himmel so viele Freuden und heitere glückliche Tage schenken, als es dein edles, dem

verderbenden Reif der lasterhaften Mode entronnenes Herz verdient. Möchtest du von diesem Tag an einsehen lernen, daß du keinen treueren Freund in diesem Leben finden wirst als deinen Ferdinand. Möchtest du doch stets vertrauend nur deine Brust an die meinige legen und eben so offen gegen mich sprechen als du für mich denkest.

Wenn ich dich zur Aufrichtigkeit auffordere, so ist es nicht immer die Folge, daß ich deine Handlungen oder deine Denkungsart in Verdacht habe, sondern daß du das sagen, durch verständliche Worte aussprechen solltest, was in deinem Innern vorgeht, und was du oft nur durch halbe Mienen errathen lassest oder aus Stolz verschweigest. Denn für Fragen oder Wünsche die aus deinem Herzen kommen, hat dein Ferdinand auch immer eine eben so herzliche Antwort in Bereitschaft. Wir wollen diesen Punkt nicht weiter analysiren, denn ich möchte dir lieber Freude bereiten, aber leider lese ich soeben in dem von dir erhaltenen Brief, daß ich nicht im Stande bin, dich durch etwas zu erfreuen. Doch da ich von deinem guten Herzen die öftere Ueberzeugung habe, daß es eben so leicht zum Verzeihen, als zum Schmollen aufgelegt ist, so hoffe ich auch diesmahl, um einen General-Pardon nicht vergebens zu flehen, um so mehr bey dem Bewußtseyn, daß meine Liebe zu dir in dem Augenblick meiner dir unangenehmen Äusserung eben so wahrhaft in meinem Herzen geglüht, als in der ersten Zeit unseres Wiederfindens. Verschmähe daher die unbedeutende Aufmerksamkeit deines Ferdinands nicht ganz und sey überzeugt, daß dir niemand so zarte, aufrichtig wohlmeynende Wünsche darzubringen hat als er. . . . Ich küsse dich versöhnend 10000mahl. Und in der Hoffnung dich Sonntags persönlich zu küssen und dir meine Wünsche mündlich darzubringen, erlaube ich mir

ewig mich zu nennen

deinen Ferdinand.

87.

Liebe, gute Toni!

Es naht sich dir in dieser doppelt feyerlichen Zeit zu deinem Geburtsfeste und zum Jahreswechsel ein Herz, voll von den aufrichtigsten und innigsten Wünschen für dein Glück, für deine Freude. So viele Wünsche verhallen in diesen Tagen leer und klanglos, der Feind küßt den Feind, und der Hauch der falschen Komplimente vermehrt nur noch den stinkenden Nebel, den uns das Jahr zum Abschied mitgebracht. Nicht so ist es mit uns meine Toni — nicht wahr, du theures Gut meines Lebens, aus unseren Herzen strömen die Wünsche einander rein entgegen, und ihre aetherischen Dünste steigen zu Ihm und zu Ihr empor, den Heiligsten, die wir oft als Zeugen unserer Liebe zu unserem Schutze angerufen haben. In meinem Herzen herrschet kein Betrug, und du bist die allein herrschende Königin, denn alle gemüthlichen, liebenden Gefühle die sich in mir regen, sind nur Sclaven deiner liebenden Güte, deiner treuen Anhänglichkeit. Alle dankbaren Gefühle in mir rufen nur einen Nahmen, und das ist der deinige. Darum nimm auch die Worte dieses Dankes liebend von mir hin für alle schönen Stunden die ich dieses Jahr im Bewußtsein deiner edlen Liebe verlebte, für den Heroismus deiner Anhänglichkeit, für die Tugend deiner Nachsicht und Geduld, womit du manche Gemüthsstimmung von mir ertrugest, die eine Folge des mich ewig verwundenden Schicksals war, und lasse deinen Ferdinand auch dieses Jahr nicht untergehen in deinem Herzen, tröste ihn mit sanfter Liebe für die verfolgenden Leiden die der Neid seines Berufes nach sich zieht, stärke seinen Geist, damit er nicht aufhört zu hoffen auf die Glückseligkeit eines Friedens in dieser Welt. Und vor allen habe mehr Vertrauen zu meiner Redlichkeit in diesem Jahr als du es in dem vorigen hattest. Wenn du dieses kleine Geschenk

nicht verschmähst, so nimm es von mir an, . . . und vergieß nie, nie deinen dich ewig liebenden und

verehrenden

Ferdinand.

88.

Liebe, theure Toni!

. . Ich habe heute einen schönen, seligen Tag an deiner Seite verlebt und kann dir nicht genug dankbar seyn für die schönen, wenn auch traurigen Gefühle, mit denen du mich entlassen hast. Sey ruhig meine Toni, dein Ferdinand verdient, daß du ihn liebst, ihn so liebst. Es scheint als hättest du dein Betragen seit einigen Tagen durch Sanftmuth und Innigkeit gegen mich verschönert, und das giebt meiner Liebe neuen Trost und Muth, und nur so erscheinst du meinem Herzen in dem Lichte, wie meine Phantasie mir meine Toni stets vorspiegelte. Nie, nie wird dich dein Ferdinand verlassen, es kann keine Macht mich von dir reißen, wenn du mein Herz durch Liebe und Sanftmuth kettest.

Habe keinen Zweifel gegen meine Treue, ich liebe dich so sehr, daß sich alle meine Gefühle nur auf dich einschränken und daß die Welt für mich erstorben ist, wenn ich an dich denke, und denke ich denn nicht immer an dich?

Ich werde deiner Mutter zu ihrem Nahmenstage schreiben, ach wäre es mir doch möglich, dieser Frau eine andere Meynung von mir beyzubringen, als die giftigen Pfeile meiner Neider hervorgebracht haben. Ich habe Augenblicke, in denen ich die ganze Welt brüderlich umarmen möchte, und das errinnert mich so ganz an die Jahre meines unschuldigen Glückes, wo ich die Menschen für eben so gut hielt, als ich es war, wo ich das ausser mir zu schauen glaubte, was mir die Seele schwellte. Doch gleichviel — habe ich mich auch an allen in dieser Welt getäuscht, wenn nur du meine Toni

mich nicht getäuscht hast, mich nie täuschen wirst, dann möge mich die Welt verfolgen; in deinen Herzen find ich eine Freystätte, in der sich niemand bergen darf als dein

Ferdinand.

89.

Liebe Toni!

Ich sehe aus deinem Benehmen und zum Theil aus der Kälte deines letzten Briefes, daß du mich nicht mehr liebst, denn die Sache dauert 8 Tage und so lange kann ein gutes, liebendes Herz unmöglich grollen.

Ich will dir weder Vorwürfe machen noch untersuchen, warum du eigentlich kalt geworden bist —? genug es ist so. Mein redliches Herz hat nun lange genug auf eine bessere Gesinnung des deinen geharret.

Doch da ich sehe, daß du einen rechtschaffenen Mann, der dir seine Versprechungen treu gehalten, zu vergessen anfängst, so erwacht mein rechtlicher Stolz, und es bleibt mir nichts übrig als eine Leidenschaft zu bekämpfen, die mich auf diese Art zum elendesten aller Menschen machen würde. Ich habe große Schläge des Schicksals schon geduldet, und ich stehe noch fest im Leben, mein guter Engel wird mich auch in diesem Streite nicht verlassen; ich gehöre nicht mir, ich gehöre meiner Kunst, und wenn ich für sie untergehe, so habe ich mich für etwas geopfert, das treu an mir gehalten, und das nie die Schmeicheley eines andern mir entreißen kann, und wenn ich sterbe, so stirbt sie mit mir. — Ich habe mich in meinem Leben nirgends aufgedrungen und bitte dich also, bevor ich meinen Entschluß unwiederruflich stelle, mir deine Absicht und deinen Entschluß zu schreiben oder sagen zu lassen, das glaube ich doch durch meine redliche Denkungsart und durch so manche trübe Stunde die ich wegen dir gelebt, verdient zu haben. . .

Ich wünsche dir Glück zu aller Veränderung in deinen Verhältnißen. Gott möge sie zu deinen Frommen lenken, mich hast du nie beleidigt, ich verzeihe dir.

Mit Hochachtung

Raimund.

*90.

Liebe, gute Toni!

Der Inhalt deines [Briefes], den ich mit Sehnsucht erwartet habe, überzeugt mich, daß du noch meine alte gute Toni bist, und er hat mich getröstet und erfreuet.

Doch wie kannst du glauben, daß dein Ferdinand nur den leisesten Gedanken hegen könnte, seine Toni zu verlassen? Bist du denn nicht der einzige Stern der mir aus der Finsterniß meines Freudenhimmels entgegenglänzt?

Und ist denn all mein Trachten und mein Fürchten etwas anderes als die Besorgniß, daß das Schicksal mir auch diesen noch entreißen kann? Ich habe mir vorgenommen die falschen Steine aus dem Ring meiner Umgebungen auszubrechen und habe heute damit den Anfang gemacht, daß Herr Korntheuer von morgen an nicht mehr bey mir speist. Doch auf die artigste Weise. Dieser Mensch treibt seine dankbare Achtung gegen mich so weit, daß er das letztemahl, eines Streites mit der Direction wegen, das Kunsttalent der Mademoiselle Böhm betreffend, in meinem Stück bey sehr vollem Hause mir gegenüber durch die ganze Vorstellung so gesprochen hat, als wenn er mit seinem Stiefelputzer sich über die gleichgültigsten Dinge konversirte, so daß man allgemein glaubte er müße plötzlich erkrankt seyn. — Bis hierher — und nicht weiter. Ich bin fertig mit ihm. Doch habe ich ihm nicht den geringsten Vorwurf gemacht oder etwas merken lassen. Ebenso habe ich die gewöhnlichen Einladungen an meinen Tisch . . aufgehoben. Es sucht mich nur

wer mich braucht — und wer mich suchen will, wird mich auch finden, ohne daß der Rauch meiner Küche ihn in meine Wohnung einführt; ich will an meinem Tisch nur einen leeren Platz besetzt wissen, und wen ich darauf zu sehen wünsche, wird dir dein Herz . . wohl am besten zu erzählen wissen. Liebe, gute Toni, theures Kleinod meiner außer dir auf nichts hoffenden Seele, sey nachsichtig mit dem erkrankten Herzen deines Ferdinands. Wenn meine Laune kalt, bitter oder verzweiflungsvoll ist, so denke, daß du mit einer kranken Seele zu thun hast. Es wird sich alles wieder ändern. Mein Herz ist unverändert gegen das deinige, ich liebe niemand als meine Toni, und habe keinen andern Wunsch als dich ewig an meiner Seite zu wissen. . . .

Ich hoffe, daß unser kleiner Zwist dich vieleicht doch bestimmt, manchmahl ernstlicher an unsere Zukunft zu denken und durch die Bemühung mir öfter nahe zu seyn, deinem Ferdinand die Qual der Entfernung von dir zu erleichtern. Ich küsse dich 10000mahl und bin ewig dein

Ferdinand.

91.

Liebe, gute Toni!

Ich muß dir schreiben, daß ich recht traurig bin, denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß meine gestrige Aufforderung, du möchtest doch offener in deinen Wünschen gegen mich seyn, eben so in den Wind verhallt ist, wie tausend andere Dinge, um deren Abänderung ich dich gebeten habe. Und doch glaube ich, daß nur dieß die vielen Mißverständniße zwischen unseren Herzen veranlaßt. Ich bin nicht gewohnt, daß man meine Worte gerade im Gegentheil verstehen soll, und so wünschte ich es auch von dir. Sey darum aufrichtig mit deinem Ferdinand, der dich gewieß unendlich liebt und niemand als dich auf dieser Welt besitzt. . . .

Hab ich denn in meinem Lebenslauf so lange sehnsuchtsvoll gehofft, daß ich alle meine Ideale so grausam zerfließen sehe? Willst denn auch du so ganz anders seyn, als ich dich mir gedacht — ist mir denn das grausame Loos der Täuschung bis zu meinem Grabe bestimmt, und muß ich endlich diesen Fehler nicht in mir selbst suchen, in meinem Herzen, das sich die Welt stets anders denkt als sie ist, muß sich denn dieses Herz zuschließen auf ewig?

Wenn du das gute Gemüth deines Ferdinands retten willst, so sey anders mit ihm, denn du bist nur zu gut von meiner Ehrlichkeit überzeugt und m u ß t wissen, daß ich eine treuherzige Behandlung verdiene für ein treues Herz. Leb wohl ich küsse dich 1000 mahl und bin

wie immer dein

Ferdinand.

92.

Liebe, gute Toni!

Ich finde seit einer Stunde, als ich dich verlassen mußte, mein Herz in tiefe Trauer versetzt, und es wird mir zur Unmöglichkeit mich zu überreden, daß ich keine Ursache dazu hätte.

Alles wendet sich treulos von mir, was ich mit reiner Freundschaft an mich zu knüpfen glaubte, weil mein so oft durch Trug bekriegtes Herz sich immer wieder dem Frieden des Vertrauens öffnete und ich nicht glauben wollte, daß es keine Freundesbrust gäbe, die gesund und frey athmet, unangesteckt von den giftigen Geschwüren des Neides und der Eigenliebe.

Soll es mir also nicht wehe thun, an d i r nicht zu finden, wohin mein einziges Streben noch geht, Vertrauen und Anerkennung meines überall verfolgten und verkannten Herzens? . . .

Ich fange an einzusehen, daß wenn ich dich nicht so für mich gewinnen kann, daß ich überzeugt bin, daß dich Verläumdungen über mich empören, wenn ich nicht in dir meinen einzigen Trost, meine sichere Rettung finden kann, daß ich es nicht ertragen werde, dieses Leben für den Undank der Welt, deren Verstand alle Tugenden an andern fordert, deren Herz aber alle Laster frey ausübt, länger zu fristen. Ich habe lang genug gelebt um einzusehen, wie nichtig und eitel es auf dem Stern zugeht, auf den wir herumkriechen, als riesensinnige, ungeflügelte, armselige Insekten. Nur du allein bist es noch, die den dünnen Faden stärkt, der meinen Verstand an meine Geduld knüpfet, du bist meine letzte Hoffnung, du meine theure Toni, dein Herz habe ich noch ausgezeichnet in dieser Welt, und du wirst mein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Nicht wahr? . . . Ich küsse dich 10000 mahl und bin ewig

dein Ferdinand.

93.

Meine theure Toni!

. . . Deine Äusserung, daß du deine jungen Jahre wegen mir so hinlebest, wird und muß mich stets betrüben, denn vorausgesetzt, daß ich gegen dich kein Lump, sondern ein ehrlicher Mann bin, so thu ich es ja auch — ach! und in welchem Kummer durchlebe ich diese Jahre — ? Doch genug davon. Dein sanfter Vorwurf wegen den gewießen Personen trifft mich auch nicht, denn mein Betragen war von jeher von der Art, daß sie wußten, woran sie sind; denn ich bin in diesen Fällen so aufrichtig, daß meine Äusserungen, wenn ich sehe, daß man sich Hoffnungen macht, oft aus Deutlichkeit ans Unartige gränzen.

Darum bitte ich dich diesen sanften Vorwurf auch auf dich anzuwenden, denn bey den jungen Herrn ist das noch

weit nothwendiger, weil sie doch etwas dreister als Frauen=zimmer sind . .

So lange du noch glauben kannst, daß irgend etwas in der Welt wäre, das mich abhalten könnte dich zu sehen, und daß eine Stunde bey dir, selbst wenn wir zanken, mir nicht mehr werth ist, als alle Feste und alle möglichen Freuden, so lange werde ich nicht glauben, daß ich das Ziel erreichen kann, das sich meine treue Seele mit dir festgesetzt hat. Lebe wohl, denke besser von mir, wenn du dich nicht an der Redlichkeit die in dieser Welt so selten ist, versündigen willst, und wenn es dir Freude bringt, so nimm die heiligste Ver=sicherung, daß ich nur mit dem Tode aufhören werde

zu seyn dein

Ferdinand.

94.

Liebe, gute Tony!

. . Kann es eine süßere Pflicht geben als dich zu be=ruhigen, auch weiß ich nicht, welche Ursache du hast zu glauben, daß ich mit dir brechen wollte, da du siehst, wie sehr ich leide um dich, und wie sehr ich bemüht bin, dich in dem reinen Lichte deiner Unschuld zu erblicken, damit ich doch eine Seele in dieser Welt weiß, in der ich mich nicht getäuscht. Du sagtest mirs und schwurst es, und ich bin wieder glücklich, denn du kannst und wirst deinen Ferdinand nicht hintergehen, ihn der die höchste Achtung und das höchste Vertrauen unter allen Lebenden auf dich setzt. Nicht nur die Leidenschaft muß uns zwingen uns nie zu verlassen, sondern unsere Ehre, unser edler Sinn; was sich so eng gekettet, darf nie zerreissen, noch im Tode will ich dich umschlingen, und nur dann wirst du erkaltet meine Hand aus der deinen ziehen. Ich setze unbedingt mein Vertrauen auf die Redlichkeit deiner Versicherung, und nie wird ein Zweifel darüber in meiner Brust aufsteigen; erkenne daraus, wie ich dich liebe, wie ich dich achte.

Doch fordere ich auch von dir das Vertrauen das mein redliches Herz und mein aufrichtiger Sinn für dich verdienen; ich kann Gott zum Zeugen rufen, daß mir noch nie ein anderer Gedanke in den Sinn kam, als dich nie zu verlassen und dir zu beweisen, daß dich dein Herz doch nicht getäuscht, wie es sich liebend und vertrauend zu mir neigte. Ich küsse dich und erwarte mit Sehnsucht den Augenblick, wo ich dir sagen [kann], wie sehr dich liebt

dein Ferdinand.

95.

Liebe, gute Toni!

Dein neuerdings ungerechtes Mißtrauen macht mich sehr traurig. Ich, der ich jemand brauche, der mit liebender Nachsicht meine tausenderley unangenehmen Empfind[ung]en durch Trost und Antheil zu erleichtern sucht, muß das kränkende Bewußtseyn mit mir herumtragen, daß alles was ich geduldet, und die Beweise dieser jahrelangen Kränkung und Sehnsucht in meiner zerrütteten Gesundheit fühle, doch nicht einmahl hinreichend ist, mir die geringste Achtung vor meinem Charakter, die dankbare vertrauensvolle Anerkennung meiner seltenen Anhänglichkeit in deinen Augen zu erwerben. Es freut mich, daß ich sehe, daß du mich liebest, aber da mein Geist immer mit ganz entgegengesetzten Gedanken um dich und wegen dir beschäftiget ist, so muß es mich überraschend schmerzen dich Forderungen machen zu sehen, die die Möglichkeit übersteigen sie zu befolgen. Komm zu mir und bleibe um mich, dann werde ich an deiner Seite zu Hause bleiben und nur an deiner Seite ausfahren oder gehen.

Überhaupt scheinst du eine entgegengesetzte Meynung ewig von mir zu haben als ich verdiene. Ich kann dir keine größeren Beweise meiner Liebe geben als bisher, ich kann sie dir ewig fort geben, aber nicht inniger. Es ist wahr, ich gerathe nicht mehr so leicht in Zorn über etwas, was ich

wünschte, daß es anders seyn möchte, aber das ist nur ein Beweis, daß ich durch tausend vergebliche Versuche es durch Wüthen zu ändern, so klug geworden bin, meine Gesundheit nicht durch heftige Auftritte ganz zu zerstöhren und für dich und die theatralische Welt verlohren zu gehen; ich habe immer alles dieß eingesehen, doch es nicht über [mich] vermocht es durchzusetzen. Wenn ich dich nicht besäße, so würde mir alles gleichgültig seyn, was ich jetzt nur um deinetwillen dulde, darum mußt du auch dankbar seyn und meinen Worten glauben. Wie wäre es mir möglich mich durch so lange Zeit zu verstellen, und was für einen Zweck hätte ich dabey, und hast du nicht schon so viele zwanzigmahl ähnliches Mißtrauen gehabt und die Zeit hat mich gerechtfertigt und dich überzeugt, daß ich nur allein dein guter Ferdinand bin? Und ich werde es auch immer bleiben, ich habe es dir ja so feyerlich geschworen, und schon den andern Tag warst du voll Mißtrauen — ist das schön? — Sieh, ich fühle mich heute zwar traurig, aber doch glücklich, weil ich glaube, daß du es heut in meinen Armen warest, und dieß ist mein einziger Wunsch, meine schönste Freude. Lebe wohl, ich verzeihe dir, sey meine Toni, schreibe mir und suche bald zu sehen deinen dich gewieß treu liebenden

Ferdinand.

96.

Liebe, theure Toni!

Wo finde ich Worte dir die Empfindungen meines dich so unendlich verehrenden Herzens zu schildern, welch eine reine, hohe Freude hast du mir durch deine liebevolle Aufmerksamkeit bereitet. Wie schön ist deine kunstvolle Arbeit! Könntest du lesen in meinen Innern, wie glücklich sich dein Ferdinand schätzt dir anzugehören, so ganz anzugehören, wie ich dir bis auf den letzten Hauch meines Lebens ergeben bin. Zweifle nie an meinem redlichen Herzen, und wenn

auch zuweilen ein kleiner Zank den Himmel trüben sollte, so lasse dir nie einfallen, daß dein Ferdinand es aus einer andern Ursache thut, als weil er dich unendlich liebt, und eine kleine Eifersucht immer die Begleiterin großer Anhänglichkeit ist. Untersuche nur, ob unser beyderseitiger Zwist nicht meistens durch ein kleines Mißtrauen oder von meiner Seite aus unbefriedigter Sehnsucht dich öfter zu sehen herkommt. Doch genug, meine Toni hat sich durch jahrelange Zeit überzeugt, daß ihr Ferdinand keiner Lüge gegen sie fähig ist, und ich glaube gerade, daß wir deswegen jetzt eine noch größere Ursache haben uns treu zu lieben, da uns die Zeit und unser gegenseitiges Ausharren bewiesen hat, daß wir uns nicht getäuscht haben an unseren Herzen und wir uns beyde Achtung schuldig sind. . . . Nimm noch einmahl meinen unendlichen Dank für dein liebes, liebes Geschenk und sey so viele Jahre meine gute Toni, als du Augenblicke an dieser liebenden Arbeit zugebracht hast.

Ich aber bleibe mit Freuden

ewig dein Ferdinand.

97.

Liebe, gute Toni!

Unsere heutige Zusammenkunft hat mich wohl sehr glücklich, aber um nichts ruhiger in meinen Innern gemacht, es kommt mir vor, als wenn du ein Geheimniß in deinen Busen verbärgest, das dich nicht zufrieden werden läßt, und das betrübt mich sehr. Daß du mir meine meisten Fragen unbeantwortet lassest, oder ohne alle Ursache in ein Gelächter ausbrichst, welches die natürliche Folge von satyrischen Gedanken seyn muß, alle diese Dinge (das mußt du doch selbst gestehen) sind doch wirklich nicht geeignet, das sichere, unbedingte Vertrauen bey mir hervorzubringen, wozu du mich in deinen Briefen aufforderst.

Du weist, wie sehr ich dich liebe, ich bin in meinen Innern überzeugt, daß ich mir gar nichts vorzuwerfen habe in meiner Aufführung, und doch muß auch ich das schrecklichste Mißtrauen von dir schon jahrelang dulden. Warum hast denn du kein Vertrauen? — Ich verdiene es gewieß in eben dem Grade wie du. . . .

Du bist überzeugt, daß ich nie von dir lassen werde; so lange du meine Hand nicht mit Undank von dir stoßest, werde ich sie dir reichen bis an das Grab, aber ich werde nie ganz glücklich mit dir seyn, wenn du dich nicht überwinden kannst, in deinen Worten so aufrichtig mit mir zu seyn, wie ich glaube, daß du es in deinem Herzen bist. Denn du mußt meine einzige Freundin und Geliebte zugleich seyn. Dein Herz ist edel genug diese schöne Fantasie festzuhalten, doch die häßlichen Bilder und Beyspiele die dich umgeben, und die modernen Handlungen und Redensarten der hübschen jungen Herrn, die heute lieben und morgen verlassen, weil ihr seichter Sinn nur nach der gemeinen Freude jagt, trüben manchmahl den reinen Spiegel deiner Seele und verwischen auf einen Augenblick die schönen Bilder, womit sie sich über die instinktträchtige Pöbelphilosophie dieser Leute so weit hinausschwingt.

Hättest du mir nie geschrieben, ich würde die Vortrefflichkeit deines Gemüthes nicht kennen und nie das empfinden können, was ich für dich empfinde; denn mit deinen Reden bin ich meistens unzufrieden, und es ist, als ob eine andre Seele aus dir schriebe und aus dir spreche. Lebe wohl ich küsse dich 100000 mahl und hoffe dich bald an mein Herz zu drücken.

Ewig dein Ferdinand.

98.

Liebe, gute Toni!

Du fragst mich, ob ich dein Bild immer tragen werde —? Trag ich es nicht ewig in meinen Herzen? Wie kannst du glauben, daß ich das Theuerste was ich besitze, dein Bild, jemals von mir lassen könnte, es wird auf meinem Herzen ruhen so lange bis es unter ihm erkaltet. Doch muß ich dir aufrichtig sagen, daß mich deine gegenwärtige Mißstimmung und dein ewiges Mißtrauen sehr besorgt und traurig machen. . . . . Daß du so unversöhnlich bist wegen den Grundereignißen unseres Unglückes, thut mir wehe, und ich finde es auch nicht gerecht. Kann ein Mensch besser und aufrichtiger gegen dich denken als dein Ferdinand —? Findest du nicht so viele Beyspiele von dem Wankelmuthe aller modernen Leute, und hängt mein Herz nicht treu und fest an dir? Doch es sind nur Augenblicke, in denen du so ungerecht von mir denkst, in deinem Herzen herrscht doch die schöne Zeit des Vertrauens und der Liebe zu mir. Nicht wahr meine Toni, sey getröstet, ich bitte dich, es muß eine Zeit kommen, wo das Schicksal aufhört unsere guten Herzen zu verfolgen . . .

Ich hätte so gerne die Blumen gehabt, die du mir gepflückt, schicke sie mir und suche mich bald zu sehen, damit ich dein Auge heiterer erblicke als gestern. Liebe Toni, sey überzeugt, daß kein Herz in dieser Welt so aufrichtig für dich schlägt als das meinige. Darum verkenne es nicht, sondern bedaure mich vielmehr, daß ich in die kränkende Unmöglichkeit versetzt bin, dir vor der ganzen Welt beweisen zu können, wie sehr ich dich schätze und liebe, und wie dankbar dir mein Herz entgegenschlägt. Nie werde ich aufhören mit innigster Liebe zu seyn

dein Ferdinand.

99.

Liebe, gute Toni!

Wenn dir meine Heftigkeit gestern unange[ne]hme Augenblicke bereitet hat, so vergieb sie meiner gewieß aufrichtigen Liebe zu dir, denn ich kann dir nicht beschreiben, welch einen entsetzlich kränkenden und empörenden Eindruck die Worte auf mich gemacht haben, welche ich dir gestern wiederhohlt habe, eben weil ich sie aus dem Munde eines unpartheiischen Menschen gehört habe, der noch vor kurzem mit so ausgezeichneter Achtung gerade das Gegentheil von deinem Charakter sprach und mich damals mit seiner Schilderung eben so entzückte, als er mich jetzt gekränkt und erzürnt hat. Wenn du die oftmahligen ähnlichen Auftritte die du gegen mich hattest, erwägest und mir als Mann an Heftigkeit etwas voraus erlaubest, so wirst du mir mein Benehmen, wenn es dich auch gekränket hat, gern verzeihen. Übrigens hat mich dieser Vorfall in eine wahrhaft traurige Stimmung versetzt; denn wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß alle meine schönen Träume und mein edles Vertrauen je in ein so gemeines Nichts zerfließen könnten — doch ich will den schönen Glauben an deine Tugend nicht aufgeben, du hast dich ja oft in ähnlichen Fällen befunden und mir dein Vertrauen nicht entzogen, darum will ich forthin glauben, daß du meine l i e b e, g u t e, b r a v e Toni bist, und hast du durch den Schein der Verläumdung den Sieg über dich eingeräumt, so wird dein Verstand durch den Beweis des Gegentheiles das wieder gut machen. . . .

Aber liebe Toni, wenn du so wenig Nachsicht mit meinen trüben und heftigen Augenblicken haben kannst, wird uns das zum Frieden und zur Eintracht führen, denkst du nimmer an eine Zeit wo du mir versprachst, in heftigen Augenblicken nachzugeben — thust du das? — Doch genug über diesen unangenehmen Gegenstand, wenn wir uns wieder-

sehen, wollen wir freundliche Worte darüber wechseln. Lebe wohl ich küsse dich 10000 mahl und bin wie immer d e i n

Ferdinand.

100.

Geliebtes, einziges Mädchen!

Ich bin nun schon 3 Tage zu Mittags geladen und habe an gar nichts Freude, als wenn ich an dich denke. Von so vielen Menschen umgeben, oft der Gegenstand ihres Gespräches, bin ich doch allein, und meine Seele ist bey dir. Hast auch du an mich gedacht —? Heute habe ich dir diesen Strauß gebunden, wie liebe ich diese Rosen, da sie mir Gelegenheit geben, dir zu beweisen, daß ich an dich gedacht, meine theure Seele; wie [ich] diese Blumen dem verderblichen Wehen des Herbstes entrissen, so habe ich meine Liebe zu dir gerettet aus den Stürmen des Lebens.

Wenn ich oft aufs Theater alle Ringe ablege, so behalte ich doch den deinigen, um nur etwas zu besitzen, das von meiner lieben Tony ist. Donnerstag hoffe ich dich gewieß zu sehen; lasse meine Blumen nicht bald verblühen, und sey versichert, daß dich niemand so liebt wie dein

Ferdinand.

101.

. . . . Ist es denn nicht deine Pflicht mir mein Leben nach Kräften zu versüßen, und das kannst du nur durch Sanftmuth und Vertrauen, und ich verdiene es. Denn es kann niemand an dir treuer und edler handeln als ich. Ich habe mich von der Welt losgesagt, um dir allein anzugehören, und was ist mein Lohn? Mißtrauen und Nichtachtung. Geh — geh — ich wünschte allein auf einem abgerissenen Weltkreise leben zu können, um zu vergessen die Wunden die mir diese

Welt geschlagen hat. Du fahrst aufs Land —? Du hättest doch auch schreiben können, mit wem oder warum — doch ich verdiene ja solche Aufmerksamkeiten nicht. Ich küsse dich 10000 Mahl und bin trotz deiner ungerechten Behandlung ewig dein

Ferdinand.

102.

Liebe, gute Toni!

Diese Blumen mögen als ein Sinnbild meines innigsten Wunsches dir erscheinen, gleich ihnen blühe auch deine Gesundheit wieder und deine Liebe für deinen Ferdinand. Ich schicke sie dir um dir eine kleine Freude durch ihren Anblick zu machen, denn sie sind für die jetzige Jahreszeit gewieß schön, und um dir einen Beweis zu geben, daß sich mein Herz und Geist immer mit dir beschäftigt, obwohl du immer auf meine herzlichen Biliets keine Zeile schreibst.

Ich bin wie immer ewig dein

Ferdinand.

103.

Liebe, gute Toni!

. . . Daß du meine Aufmerksamkeit mit meiner Kunst theilen mußt, ist sehr natürlich, und mit dieser Nebenbuhlerin wirst du dich doch vertragen können, und es wird dir doch lieber seyn, als wenn du einen Menschen hättest, der den ganzen Tag bey dir steht und über andere Leute schmäht, statt daß er selbst etwas dem Urtheil preis zu geben wagt. Ich lasse mich nie von einer Bahn abbringen, die ich freywillig betrete, denn ich betrete sie nicht, wenn nicht mein Genius mich hingeleitet hat.

Jetzt habe ich dir den Text gelesen, und jetzt bin ich wieder gut, küsse dich 1000 mahl als meine liebe, gute Toni und verspreche dir ewig zu bleiben

dein Ferdinand
Haus- und Wirthschafts-Dichter.

104.

Liebe, gute Toni!

.... Ich glaube, daß die wahre Liebe darin besteht, daß man sich selbst vergießt und sich nur für den geliebten Gegenstand opfert. Ich habe diese Pflicht gewieß immer erfüllt, doch da du nur zu gut weißt, wie sehr meine Gesundheit erschüttert ist, so solltest du auf jede mögliche Art mir es zu erleichtern suchen und nicht den Grund dazu immer in Dingen suchen, die gar nicht existiren. Um zu überzeugen, muß man handeln. Ich habe keine wirkliche Erholung für den Frieden meines Herzens, als wenn ich dich sehen kann. Und wenn ich meine Hoffnungen gar so oft getäuscht sehe, so ist es kein Wunder, wenn ich böse werde. Darum, wenn ich dir wehe gethan, so verzeihe mir, denn du weißt es ja meine Toni, ich fühle nur dann Wonne, wenn ich dich beglücken kann. Sey also in Zukunft fleißiger in deinen Planen für das Glück unserer Liebe, und du wirst dich überzeugen, daß nur darin meine Unzufriedenheit liegt.

Ich küsse dich 1000 Mahl und bin

ewig dein Ferdinand.

105.

Liebe, gute Toni!

Unsere Liebe gleicht einer Quelle deren Ursprung rein und klar aus kristallhellem Felsen springt, doch in seinem

Laufe bald über trüben Sand, bald über freundliche Wiesen quillt; bald spiegelt sich hoffnungdeutendes Grün in dem Spiegel ihrer silbernen Fluth, bald die dunklen Maßen zackigter Felsen, über deren dornenbestreueten Rücken sich das arme Bächlein winden muß. Daß in deinem Herzen dieses Bächlein so oft über dornigte Gründe rauscht, mag wohl die Ursache haben, weil du so vielen Samen des Mißtrauens auf die Felder deiner Liebe streuest. . . .

Sieh, auch mein Bächlein fließt manchmahl über dunklen Moorgrund, und da denke ich eben auch, wenn sie die Sehnsucht wahrhaft treibt dich zu sehen, wird sie schon Mittel machen dich zu sehen, denn die Möglichkeit herbeyzuführen liegt doch immer nur an ihr, nicht an dir. Was du wegen der Heftigkeit des Charakters sagst, so weiß ich nicht, ob eine dauerhaftere Charakteristik dazu gehört dich zu heyrathen oder dich jahrelang in Begleitung vieler Leiden uneigennützig zu lieben. Doch je mehr dich das Bewußtseyn deiner Festigkeit stärkt, desto hellere Strahlen glänzen aus der Zukunft Ferne meinem vertrauenden Blicke entgegen. Sey also nur meine liebe, gute Toni wie bisher, und was mein Witz erfinden und mein Muth vollbringen und mein Herz empfinden kann, wird ein ewiger Tribut deiner mir so unschätzbaren Liebe bleiben. Der traurige Fall wegen der M. ihren Bruder ist für sie und ihn ein großes Glück. Er ist in dem Besitze einer Ruhe, welche zwar unsere letzte, aber die sicherste ist. Neid und Mißgunst brechen ihren Schlangenstab, und vor des Auges letztem Blick verlischt die Welt und ihrer Leidenschaft Spiel. Lebe wohl meine Toni, denke mit mehr Vertrauen in den letzten Tagen dieser Woche als in den ersten an deinen dich ewig liebenden

Ferdinand.

106.

Liebe, gute Toni!

Ich danke dir für den Trost deines Briefes, und es entzücket mich, daß du so innigen Antheil an dem Schicksal deines Ferdinands nimmst; so bist du eigentlich ganz die Toni, welche ich mir in dir dachte. So hätte ich denn doch in dieser Welt ein Geschöpf gefunden, dessen Herz sich so entfaltet, daß es sich über die Nichtswürdigkeit der Denkungsart der gewöhnlichen Frauenzimmer erhebt.

Eben dein mitleidiges Herz stellt dich hoch in den Augen jedes guten Menschen, und dein Ferdinand wird dir deine Theilnahme nie vergessen. — Was du wegen dem munter seyn schriebst, es wäre nur Scherz von dir gewesen, sind nur Worte, durch die du deine kleine Eifersüchteley bereuest. — Nicht wahr? Ich kenne meine Toni ja, sie liebt mich ja, und wer kann der Liebe die Eifersucht rauben?

Ich bin ja auch so. Bleibe nur so wie du bist, und ein Blick von dir gilt mir mehr, als die Liebkosungen aller Frauenzimmer dieser Welt. Es freuet mich auch sehr, daß du mich gebethen dir zu schreiben, darum säume ich auch nicht, meine Toni zu überzeugen, wie zufrieden es mich macht, wenn ich ihr beweisen kann, daß ihre Wünsche meinem Herzen beglückende Befehle sind. Ich küsse dich 100000 mahl und bin in eben dem Grade wie du ewig dein

Ferdinand.

107.

Liebe, gute Toni!

Mit welch unendlicher Rührung habe ich deinen lieben Brief gelesen. In diesen Zeilen erkenne ich meine Toni wieder, so bist du ganz wie ich es sehnlichst wünsche. Theures, gutes Mädchen, wie kannst du glauben, daß es etwas andres als Eifersucht sein könnte, wenn du mich etwas verstimmt findest.

Du bist ja mein Alles in dieser Welt und wirst es ewig bleiben, nicht wahr? Du wirst nie so an deinen Ferdinand handeln wie diese Brut, die ich an meinem freundschaftlichen Busen genährt habe. Ach meine Toni, ich habe s o viele Kabalen und Verdruß bey meiner Einnahme, ich bin heute schon den ganzen Vormittag herumgelaufen um es zu bewerkstelligen, daß sie Montag schon stattfinden kann. . . . Korntheuer benimmt sich gar nicht hübsch, ich verachte ihn —. Bleib nur du mir, Kleinod meiner Seele, dann will ich gerne die Pfeile des Schicksals dulden, ohne über den Schmerz der bittern Wunden zu klagen, die das Gift des Undankes in mein redliches Herz gefressen.

Wie kannst du glauben, daß unser Verhältniß mir lästig wird — Sieh, ich glaube es von d i r, du von m i r, und am Ende ist dieß doch nur ein Beweis, daß wir uns beyde innig lieben. . . . Doch es wird ja doch eine Zeit kommen, wo wir den Lohn unserer Leiden ärndten werden, den wir so sehr verdienen; die Hoffnung schwingt vor mir die grünen Flügel. Sey getrost, meine Toni, und baue ganz auf das Herz deines Ferdinands. Warum hast du dein Versprechen nicht gehalten mir zu schreiben, mit was ich dir eine kleine Freude machen kann? Deine Freude ist auch die meinige, denn ich bin

ewig dein dich heiß liebender

Ferdinand.

108.

Meine theure Toni!

Ich sehe aus deinem Schreiben, das ich diesen Augenblick aus der Hand lege, daß dein liebes Herz in eine traurige Stimmung versetzt ist. Könntest du sehen, wie nach Durchlesung deines Briefes eine gleiche Trauer auch deinen Ferdinand ergreift, du würdest von der Redlichkeit seines Herzens für

immer überzeugt werden. Wenn etwas im Stande ist meinen Schmerz zu lindern, so ist es der Gedanke, daß ich deine Leiden vieleicht zu mildern im Stande bin, daß ich noch in dieser Minute an dich schreibe in der süßen Hoffnung, daß Worte der Liebe und der innigsten Hochachtung welche mit der reinsten Aufrichtigkeit aus meiner Feder fließen, im Stande seyn können meiner Toni Balsam in ihr treues Herz zu gießen. Gutes Mädchen, ich habe in meinem Innern gelobt dir keine trübe Minute zu verursachen und mein ganzes letztes Vertrauen in dieser Welt in deinen Busen niederzulegen. Ich habe mir vorgenommen, einen Plan zu schmieden, der unsere Herzen immer in Einigkeit erhält und dir einen Beweis liefert, daß zwey gute Menschen durch die Übereinstimmung ihrer Seelen einen bedeutenden Grad von Zufriedenheit erlangen können. Doch du meine Toni mußt mir zu diesem Bunde deine Hand reichen.

Habe Vertrauen auf deinen Ferdinand, mein Gemüth ist ohne Flecken, ich gehöre nur dir allein, und wenn du mit deinem Ferdinand so gut und aufrichtig seyn wirst wie du mir es gelobt, wenn ich mich überzeuge, daß mein gewieß redliches und untadelhaftes Benehmen und die Bemühungen meines Herzens meiner Toni auch freudige Stunden bereiten und mit theilnehmendem Danke immer so [wie] jetzt von dir erkannt werden, so werden alle Leiden die ich in Zukunft für dich dulden muß, nur ein Triumph meiner Seele seyn, und ich werde mein höchstes Glück darin suchen, in Charakter und Treue mit dir zu wetteifern, und mein einziges Streben wird seyn dir einen dankbaren Beweis zu liefern, wie stolz ich darauf bin, und wie glücklich ich mich schätze, daß ich mich nennen darf

ewig deinen

Ferdinand.

109.

Liebe, gute Toni!

Ich befinde mich unpäßlich, ich bin heiser und kann heute nicht ausgehen, es muß also immer etwas unangenehmes seyn, wenn ich im Begriffe bin meine Einnahme zu haben. Wie nothwendig wäre mir deine tröstende Gegenwart, du würdest als ein guter Engel mir zur Seite stehen, ich könnte deinem theilnehmenden Herzen anvertrauen, was ich aus natürlichem Triebe der Mittheilung oft falschen Freunden entdecken muß. Oft öffnet sich mein Herz vertrauungsvoll der Welt, und eben so oft muß es sich wieder krampfhaft schließen. Ich durchlebe kein glückliches Leben, mein Herz hängt nur noch an dir, und ich ringe ängstlich darnach, daß mir dieser Stern nicht untergehen möge. Darum reiche mir die treue Hand noch fernerhin. Ich wüßte dir wohl die Ursache anzugeben, warum sich der Himmel unserer Einigkeit durch Wolken des Streites trübt, ich sehe es an dir, fühle es, daß du nichts daran ändern kannst, und darum will ich auch darüber schweigen. Du bist und bleibst doch meine liebe, gute Toni, der ich mich in tausendfacher Hinsicht tief zum Danke verpflichtet fühle. Ich liebe dich mit all der Zärtlichkeit, mit der ich dich von je geliebet habe; doch daß du oft große Unmöglichkeiten forderst, ist auch gewiß. Du wünschest Beweise meiner Liebe, und ich soll nicht böse werden, wenn ich auf deinen Anblick oft so lange vergebens warten muß? Ich kenne die Verhältniße in deinem Hause nicht, darum kann ich auch nicht immer ein richtiges Urtheil über dein Ausbleiben oder Kommen fällen, nur habe ich einige Mahl mit Staunen bemerkt, daß du aus eigenem Willen weggeblieben bist, und das ist ein Beweis, daß in dem Augenblick dein Stolz größer war als deine Liebe, und das ists, was mir an dir oft bange macht, weil ich stets unschuldig war und von dir ohne Untersuchung so hart verdammt geworden bin. Dein Schweigen über solche Dinge thut mir weh, weil du

mich in solchen Augenblicken nicht einmahl mehr deines Vertrauens würdig findest, mich zur Rechenschaft zu ziehen. Ich wünsche, daß du eifersüchtig bist, doch du sollst mir auch die Personen nennen, welche dir diesen Stachel ins Herz drücken. Hab ich dich Sonntags gekränkt, so vergieb mir, du hast mich doch eine ganze Woche gekränkt ohne deinen Willen, und so war es bey mir auch, wir kränken uns, weil wir uns lieben. Das Unrecht welches du meinem Herzen durch deinen Verdacht zugefügt, vergiebt dir mein Herz, und somit hätte also unser Zwist ein Ende. Habe Vertrauen, ich bin unfähig meinen Feinden zu lügen, so werde ich doch gegen die aufrichtig handeln, die mir das Theuerste auf dieser Welt ist und ewig bleiben wird. Es küßt dich 10000 mahl dein dich innig liebender

Ferdinand.

110.

Theures, gutes Mädchen!

Kann ich dir die Freude beschreiben, die meine Seele durchglühte, als ich hörte, daß meine Toni so treu und so liebevoll an mir hängt? Und welchen Zoll des Dankes kann ich dir dafür weihen? Nein, nie wird dein Ferdinand aufhören sein Leben daran zu setzen, um dir unaufhörliche Beweise seiner Liebe und Dankbarkeit zu bringen. Bleibe nur so gut und brav und sey überzeugt, daß nichts in deinen Herzen vorgeht, was dein Ferdinand nicht auch in dem seinen in eben dem Grade empfindet wie du. Du schreibst mir, ich sollte dir zu liebe meine Gesundheit schonen; warum lebe ich denn noch, als weil du meine Toni bist und bleibst, weil ich hoffe, daß deine redliche Liebe mir die Wunden heilen wird, die mir die Falschheit dieser Welt geschlagen hat. Was würde ich denn verlassen in dieser Welt, wenn du nicht meinem Herzen gebohren worden wärest? — Du! Du! mein herr-

liches Mädchen! von der ich so glücklich bin so aufrichtig geliebt zu seyn. Sieh, ich bin in diesem Augenblick so froh, daß ich die Welt umarmen könnte, weil ich überzeugt zu seyn glaube, daß meine Toni ewig an mir hängen wird.

Es ist wahr ich bin geeignet Dinge die andere Leute theils lächerlich finden, theils lau an sich vorüber lassen, mit dem tiefsten Schmerz aufzufassen und zu empfinden, aber es giebt auch Augenblicke der Freude für mich, die andere Leute nur dem Nahmen nach kennen und die Beschreibung davon für schwärmerische Märchen halten.

Ich dulde viel für dich und gerne, es giebt Augenblicke wo es mir Lust wird, für dich zu leiden. Und nur dann bin ich meinen liebenden Empfindungen gram, wenn ich Mißtrauen in deine Liebe setze, oder wenn ich sehe, daß du so unzufrieden mit meinem Betragen bist, wenn du dich unschlüßig zeigst, ohne die wahre Ursache zu entdecken und so weiter — Du schreibst du hast mir viel zu sagen —? Etwas Angenehmes, ja — liebe Toni —? Sage mir was du willst, nur nicht, daß du nicht meine liebe, brave Toni seyn willst, und ich will alles dulden. Könnt ich doch die Zeit, dem Sturmwinde gleich, vor mir hertreiben um dich mündlich zu versichern, daß ich ewig bin dein

Ferdinand.

111.

Liebe, gute Toni!

Es beherrscht mich eine hohe Freude, gestern einen Tag gefeiert zu haben, an dem unsere Herzen wieder ganz so einig waren, wie es die eigentliche Bestimmung unserer Liebe erheischt. Möchte meine Toni doch einmahl die Ueberzeugung in ihren Busen bewahren, daß niemand auf dieser Erde lebt, dessen Herz so warm und innig wahrhaft für sie schlägt als das ihres Ferdinands. . . .

Das Schicksal hat uns einmahl trotz allen Klippen, an die uns der Sturm geschleudert, nicht getrennt. Darum laß unser künftiges Leben eine Feyer dieses Sieges seyn; denn das sicherste haben wir ja doch gewonnen: die Ueberzeugung, daß wir unfähig sind unsere Herzen von einander abzuwenden. Bewahre meine Worte wohl, sie sind Kinder meines neu aufgeschmolzenen Gemüthes und sind dir sichere Bürgen, daß ich nie aufhören kann zu sein

dein guter

Ferdinand.

112.

Liebe, gute Toni!

Statt dich bey mir zu sehen habe ich eine lange — lange Woche gar nichts von dir gehört.

Und ich hätte dir doch so vieles zu sagen, so vieles in deinen treuen Busen niederzulegen. Ich bin in diesem Augenblicke jetzt recht traurig und schaue die Welt durch einen trüben Schleyer an. Nicht so auch dich, meine Toni, du meines Herzens höchstes Kleinod, tröstend mich dadurch, drück ich von dir die treue Kopie, die meine Fantasie mir aufbewahrt für alle Stunden meines trüben Lebens, an mein vertrauend Herz, und wenn mein Geist dieß schöne Bild umschlingt, tritt neue Hoffnung vor den düstern harmerfüllten Blick. . .

Ich bitte dich mich zu benachrichtigen, wann und wo ich dich mündlich versichern kann,

daß ich

ewig bleibe[n] werde

dein Ferdinand.

113.

Liebe, gute Toni!

Ich soll dich trösten —? Und ich schreibe dir, daß es die höchste Zeit war, daß du mich getröstet hast. Getröstet? Bin ich es denn, da ich weiß, daß du dich unglücklich fühlst...

Arme Toni, du fühlst dich unglücklich? Bin ich nicht noch unglücklicher, daß ich dich so innig liebe und verehre und den Schmerz dulden muß, zu sehen, daß du es durch mich bist, und daß ich nichts zu deiner Freude beytragen kann, da ich doch gerne mein Leben für dich opfern möchte. Wenn es dir Trost gewähren kann, daß ich dir die Versicherung gebe, daß meine Liebe zu dir ewig leben wird, und die Leiden die meine Brust durchwühlen, so groß sind, daß ich alle Kräfte meines Verstandes aufbiethen muß, Herr meiner Sinne zu bleiben, so denke dich in meine Lage, und du wirst getröstet seyn.

Den Vorschlag den du mir gemacht hast, dich zu verlassen — und deine Versicherung es gäbe eine Bedingung, unter der du dich mit leichterem Herzen trennen könntest — ich glaube es nicht, zur Ehre deines vortrefflichen Herzens. Nicht wahr es ist nicht dein Ernst —?

Vor allem bitte ich dich, sey gerecht, lege die Trauer meiner Seele, wenn du immer sie an mir erblickest, bloß für dich aus, nur dir, für dich fließen meine Thränen, denn ich weiß, du verdienst sie ja. Ich gehöre niemand an als dir. Ich bin einig mit mir für dieses Leben, meine Liebe kennt keinen Eigennutz.

Wirst du dich ändern zu deinem Nachtheile, so verehre ich in dir die Toni, den guten Engel, der du mir warst, wenn ich auch die neue Toni nicht mehr sehe. Meine Liebe zu dir dauert ewig aus. Mein Dank für deine früheren und gegenwärtigen Leiden stirbt nie. Mein Geist hat dich zur Braut erwählt, wenn auch die Hülle stirbt, du bleibest jenseits

noch mit ihm vermählt. Lebe wohl, mein gutes, liebes Mädchen, wenn dich Vertrauen zu mir erheitern kann, so drücke ich dich im Geiste tröstend an mein wundes Herz. . . . Gott sey mit dir und erhalte und stärke dein Herz, daß es nie aufhört zu lieben

deinen

Ferdinand.

114.

Liebe Toni!

Ich kann dir nichts schreiben, als daß mein Herz betrübt ist bis in den Tod.

Wenn ich heute durch mein leidenschaftliches Betragen dich beleidiget habe, so verzeihe mir — wenn du kannst —? Ich fühle es tief in meinen Innern, daß ich Glück und Ruhe vergebens über dieser Erde suche, ich bin nur gebohren um mich und andere zu quälen, die das Schicksal in meine Nähe stellt; habe daher Nachsicht mit meinem heutigen Betragen und meinem heutigen Schreiben, denn die Blicke, die du mir vom Fenster zuwarfst, waren keine Beweise von Versöhnlichkeit. Ich will dich nicht beleidigen, denn du verdienst es in keinem Falle, und ich bin nicht undankbar, denn mein Herz ist wahrlich nicht schlecht. Ich bitte dich die Lotte in meinem Nahmen um Vergebung zu bitten, daß sie so oft Zeuge seyn mußte von so unharmonischen Auftritten, und heute neuerdings — sie soll ja nicht böse auf mich seyn.

Ich kann dir nicht mehr schreiben, denn meine Seele brütet in diesem Augenblicke zu sehr über die Gewöhnlichkeiten dieser Welt, als daß ich deine Augen beleidigen möchte mit dem was ich niederzuschreiben im Stande wäre.

So lange ich noch athme, werde ich nie aufhören dich zu lieben, doch manchmahl habe ich Augenblicke, in denen ich deutlich fühle, daß sich dein Herz immer weiter von mir

entfernt. Wenn du Worte des Gemüthes hast für deinen Ferdinand, so schreibe sie nieder und sende sie mir, ich bin seit langer Zeit nicht so traurig gewesen, als ich es heute bin. Lebe wohl, und wenn du übrige Augenblicke hast, so denk auch an deinen

Ferdinand.

115.

Liebe, gute Toni!

Ich danke dir für deinen liebevollen Brief, du glaubst nicht, was für eine selige Wirkung es für mein nur für dich schlagendes Herz ist, wenn du mir recht herzlich schreibst, und wenn wir von allem Zanke frey, voll Achtung und Vertrauen mit einander sympathisiren. Glaube mir mein gutes, liebes Mädchen, ich bin gewieß sehr verträglich und gutmüthig, wenn ich sehe, daß man es mit mir ist, mache dir keinen so üblen Begriff von meinem Humor. Ich bin nur wegen dir, weil ich dich nicht um mich haben kann, oft in übler Laune, weil, wenn ich dich an meiner Seite hätte, ich die Bekanntschaft und den Umgang der ganzen Welt entbehren könnte, und weil mich nichts erfreut, weil ich es ohne dich genießen muß, und alles doppelt betrübt, weil ich meinen Kummer nicht in deinem Busen ausschütten darf. Halte dieß Bekenntniß für die wahrste und aufrichtigste Gesinnung, die in meinen Herzen rein wiedertönt. Denn ich kann niemand täuschen, um so weniger meine Toni, die sich, vertrauend auf meine Rechtschaffenheit, mir auf ewig überlassen hat. . . . Wir wollen vertrauend Hand in Hand mit Muth und Liebe unsere schwere Pilgerschaft fortsetzen, bis wir das grausame Schicksal durch unsere leidende Beharrlichkeit versöhnt haben. Dann wollen wir lächelnd auf den dornigten Pfad unserer Liebe zurückblicken und uns beyde dankbar an das Herz drücken, das so treu erfüllt, was es gelobt hat. Lebe wohl, denke oft

an mich und glaube, daß du das Theuerste in dieser Welt bist und ewig bleibst

Deinem Ferdinand.

116.

Liebe, gute Toni!

Ich habe gestern einen sehr glücklichen Tag verlebt, da ich die Wonne hatte zweymahl an deinen Herzen zu ruhen. Ach warum kann ich nicht ewig ungestöhrt und durch keine mißlichen Verhältniße getrennt mit dir durch dieß Leben wandeln, meine Denkungsart und meine innerliche Unruhe würden eine andere Wendung bekommen, und mein Herz wird nur dann ruhig schlagen, wenn ich dieses schöne Ziel erreicht habe, und hoffe von deiner Liebe, daß du alles anwenden wirst uns diesem Ziele näher zu bringen, du wirst dich gewieß überzeugen, daß dein Ferdinand besser ist, als du vieleicht von ihm denkst. Denn in der äussern Form meines Charakters, in meinem Benehmen liegt nichts einschmeichelndes, doch mein Herz ist gewieß gut und einer Aufrichtigkeit fähig, die ich bey andern schon oft vergebens gesucht habe. Daß meine Toni im Ganzen gegen mich aufrichtig ist, weiß ich und glaube es auch, doch daß sie es im Einzelnen nicht so ganz ist, fühle ich als eine tiefe Wahrheit in meinem Innern; doch die Zeit wird vieleicht auch diese Wolken hellen. . . . . Ich fühle mich in meiner Gesundheit merklich besser und will alles anwenden zu bewirken, daß ich mich für die erhalte, die meinem Herzen auf dieser Welt das Theuerste ist. . . . Lebe wohl und denke mit Liebe und Wahrheit an deinen

Ferdinand.

117.

Liebe, theure Toni!

.... Mir ist auf dieser Welt sehr viel Verdruß bestimmt, und es wäre mir so nöthig jemand immer an meiner Seite zu haben, der mich tröstet über die Ungerechtigkeit, die ich theils gegen mich theils gegen andere Menschen ausüben sehe. Aber giebt es einen Freund in der Welt, der so an meinem Schicksale Theil nehmen kann wie das Herz meiner geliebten Toni? Ach warum kann ich in betrübten Stunden nicht an deinem Busen meine Freude wieder suchen! Bey unserm Theater giebt es sehr böse Leute, und ich tauge so gar nicht unter diese neidische Brut. In manchen Augenblicken drängt es mich dich zu sehen, um mich zu retten an deinem Herzen von den Blicken dieser Basilisken. Ist es denn wahr, daß du mir bleiben würdest, wenn mich die Welt verläßt? Ach ich lese das so gern von dir, denn ich wollte auch um deine Liebe die Liebe der ganzen Welt hingeben. . . .

Leb wohl und schreibe deinem dich innig liebenden

Ferdinand.

118.

Liebe, gute Toni!

... Ich habe heute einen trüben Tag. Alle Bilder unserer Vergangenheit schreiten an mir vorüber und dringen mir den Gedanken auf, wie glücklich wir gewieß geworden wären, wenn — doch ich will nicht klagen, ich baue auf die Dankbarkeit deiner Liebe und auf eine Gerechtigkeit im Himmel. Wenn ich auch nicht ganz unverschuldet leide, so glaube ich, hätte ich doch schon gebüßt genug, um das erzürnte Schicksal zu versöhnen. Ich habe doch in meinem Leben mehr Gutes als Übles gethan, und doch werden mir alle, auch die edelsten Wünsche vereitelt. Glaube mir es thut mir sehr weh,

daß ich dich oft zu 14 Tag nicht sehen kann, und höchstens alle 8 Tage eine Stunde. Wenn ich dich besitzen könnte, so wäre ich von diesem Augenblick an ein anderer Mensch, und was mir jetzt im trüben Lichte erscheint, würde mir entgegenglänzen; nur du kannst dem Spiegel meines Lebens seinen Glanz zurückgeben, daß er mich wiederstrahlet wie ich bin. . . . . . . Liebe Toni, du weißt wie sehr ich dich liebe, warum kann es nicht dahin kommen, daß wir nicht nur die höchste Liebe, auch die höchste Freundschaft gegen einander halten, lasse dir doch nie den Gedanken einfallen, daß dein Ferdinand undankbar an dir handeln kann, und du wirst gewieß Vertrauen haben, das du seit einiger Zeit ganz aufgegeben hast. Nie, nie werd ich meine Toni verlassen, du bist meine einzige Liebe, und nur mit meinem Leben werd ich dich von mir lassen. Lebe wohl, tröste deinen Ferdinand, denn mein Herz leidet sehr viel um dich. Schreibe mir.

Ewig dein Ferdinand.

119.

Liebe, gute Toni!

. . . Wie kannst du glauben, daß ich nur der geringsten Falschheit gegen dich fähig bin, da ich sogar gegen meine Feinde in vielen Dingen aufrichtig bin. Ich bitte dich, lege doch keinen so geringen Werth auf meine Seele, du machst mich sonst an dem mir so herrlich geträumten Glück, einst noch zufrieden an deiner Seite zu leben, verzweifeln. Je älter deine Liebe zu mir wird, desto höher steigt sie in ihrem Werthe für mich. Ich bin kein so gewöhnlicher Bursche, der seiner Liebe überdrüßig wird, wenn er seine Wünsche gekrönt sieht, und hinläuft, um einen neuen Gegenstand durch die Gluth der Beredsamkeit, die seine unreinen Wünsche befeuern, zu belügen und zu verführen. Ich fühle, daß du meinem Herzen mit jedem Tage nur theurer und unentbehrlicher

wirst, aber traurig wird es mich am Ende wieder machen, wenn ich meine Redlichkeit so fortwährend verkannt sehe, bey dem Bewußtsein, daß ich mit der größten Aufmerksamkeit sogar allen Schein zu vermeiden suche. Ich versichere dich, ich darf nicht lange darüber nachdenken, daß du nach so vielen Jahren unserer neugebornen Liebe und nach vielen Beweisen meiner Achtung noch eine so schlechte Meynung von mir haben kannst — ich will zu meiner Beruhigung glauben, daß du nur in solchen Augenblicken so denkest, wo die Eifersucht deine reine Ansicht blendet, denn wo soll ich denn meinen Lohn suchen, den wahren, bleibend beglückenden, als in deinen Herzen, in deiner liebenden Achtung. . . . Lebe wohl, ich küsse dich 10000 mahl, und es hofft dich Mittwochs zu umarmen

dein getreuer

Ferdinand.

120.

Liebe, gute Toni!

Ich kenne keine schönere und angenehmere Pflicht als die: meine theure Toni zu beruhigen. Vor allen aber glaube ich, daß es nothwendig ist dich darauf aufmerksam zu machen, daß der Grund deiner Besorgniß mehr in einem Mißverstand als in wirklichen, wahrhaften Beobachtungen besteht. Ich bin für dich noch eben so und noch besser gesinnt, wenn es noch eine Möglichkeit ist, als ich es in den leidenschaftlichsten Minuten unserer Liebe war. Mein Herz denkt stets nur an dich allein, und die ganze weibliche Welt ist ihm gleichgültig. . . .

Aber glaube mir ich meyne es gewieß redlich mit dir, vom Verlassen kann gar keine Rede seyn, du bist meinem Herzen so unentbehrlich wie meinem Athem die Luft. In so vielen trüben Stunden ist es ja nur deine zarte Anhänglichkeit allein noch, die meine Hoffnungen an das Leben knüpft. Und findest du manchmal meine Gedanken auf etwas außer

dir konzentrirt, so ist es gewieß nur auf die Verhältniße meiner Kunst. In den jetzigen Zeiten, wo die unpartheyische Meynung und das richtige Gefühl des Publikums durch Charlatanerien wenigstens auf Augenblicke so sehr irre geleitet werden kann, daß manche Halbgenies ein ordentliches Handwerk mit diesen phantasmagorischen Trugbildern treiben, hat jeder Schauspieler der nicht den gänzlichen Reitz der Neuheit für sich hat, und der ohne Intrigue blos durch die Anwendung seines Talentes siegen will, es sehr nöthig alle Kräfte aufzubiethen, wenn er gegen die Kabalen dieser theatralischen Buschklepper aufkommen und stehen bleiben will. Mein phisisches und moralisches Leben ist von meiner Ehre unzertrennlich, so wie mein Herz es ewig von dem deinen bleiben wird. Sey also vertrauend meine Toni, schmiege dich an mich mit der nehmlichen Liebe und dem Heroismus deines schönen Herzens, und du wirst nicht getäuscht aus dem Schlafe erwachen, in dem dein Vertrauen dich geschlummert hat. . . . Bleibe nur meine liebe gute Toni, ich erkenne jeden Schmerz den du für mich oft fühlest, und werde nie undankbar in deinem Aug erscheinen, und so hoff ich es auch von dir. Wenn es meinen aufrichtigen Worten gelang dein theures Herz zu beruhigen, so ist meine heiß gewünschte Absicht erfüllt, und es bleibt mir nichts mehr übrig als dich zu versichern, daß ich ewig bleibe

dein Ferdinand.

Anmerkungen.

In der Einleitung ist bereits auf die wenigen Briefe Raimunds in der Gesammtausgabe seiner Werke hingewiesen und auch bemerkt worden, daß nicht alle von den später aufgefundenen Briefen an Toni Wagner in die gegenwärtige Publication aufgenommen wurden. Zur Auswahl nöthigten sowohl räumliche Rücksichten, als auch der Grundsatz, nur solche Briefe aufzunehmen, die sich nicht blos auf das Liebesverhältniß zu Toni beziehen, sondern in ein oder der anderen Hinsicht zur Kenntniß von Raimunds innerem Wesen beitragen. Manchmal ist es freilich nur ein Satz, weswegen der Herausgeber den übrigen Theil eines Briefes gleichsam als Umrahmung aufgenommen hat; auch mögen einige Wiederholungen deshalb ihre Rechtfertigung finden. Dagegen sind mehrere Briefe, mit Bedacht auf den Zweck ihrer Veröffentlichung, verkürzt, mit Weglassung alles Unwesentlichen abgedruckt worden, was im Text durch Punkte angedeutet ist.

Weit schwieriger als die Sichtung, war die Zeitbestimmung der Briefe, da keiner derselben datirt war und Toni Wagner nur bei wenigen den Tag des Empfanges beigesetzt hatte. Dennoch war es möglich, mehr als die Hälfte der veröffentlichten Briefe zeitlich zu bestimmen; sie sind unter I (1—73), die anderen unter II (74—120) eingereiht worden. Die Datirung ohne Klammer ist nach Toni Wagners schriftlichem Vermerk, jene in runder Klammer nach Angabe ihrer Schwestern und die mit eckiger Klammer nach gewissenhafter Prüfung vom Herausgeber erfolgt. Bei einigen der in die II. Abtheilung eingereihten Briefe hätte die Zeit annähernd bestimmt werden können, doch ist mangels genauer Quellen von der Datirung Umgang genommen worden. Unzweifelhaft gehören alle in diese Abtheilung aufgenommenen Briefe den zwanziger Jahren an, was sowohl Schrift wie Papier bezeugen. Die Reihenfolge ist hier willkürlich angeordnet, doch hat sich

der Herausgeber, wie der gewissenhafte Beurtheiler bald herausfinden wird, keineswegs vom Zufall leiten lassen. Ein Zoll der Pietät ist die Anordnung der Briefe 74—83, deren Originale Toni Wagner in einem besonderen Päckchen, mit der Aufschrift »Von Ihm« verwahrt hielt.

Daß die Ausgabe der Briefe getreu nach Raimunds Handschrift erfolgt ist, mit Festhaltung aller charakterisirenden Eigenthümlichkeiten, braucht wohl nicht nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Aenderungen hinsichtlich der Orthographie wurden nur vorgenommen bei solchen Fehlern, die sich als bloße Flüchtigkeit des Briefschreibers offenbarten; auch mußte die Interpunktion des leichteren Verständnisses wegen öfters geregelt werden.

Nachstehend folgen die Anmerkungen zu jenen Briefen, deren Nummern mit einem Sternchen versehen sind.

* * *

I.

4. Der Brief dürfte nach dem 16. Juli 1821 geschrieben worden sein, da an diesem Tage Louise Raimund das Haus ihres Gatten verließ.

6. Vergl. hiezu Brief Nr. 5 in Sämmtl. Werke III. 482, woraus hervorgeht, daß Raimund von Toni zuerst mit einem Bilde jener Gegend überrascht wurde, wo die heimliche Verlobung stattfand. »Das Bild ist mir sehr erfreulich und sieht am Tage noch mal hübscher aus, als beim Licht, und obwohl ich dieser verwirklichten Erinnerung an mein Dir zugeschworenes Wort nicht bedürfte, so ist es mir doch sehr angenehm, den Ort jeden Augenblick vor meinen Augen zu haben, an dem das angebetete Herz meiner Toni so wahr und treu an dem meinigen geklopft.«

7. Lotte = Charlotte Wagner, Tonis Schwester.

9. Raimund, der in Wien zum ersten Male am 13. April 1814 im Theater in der Josefstadt auftrat, gehörte dieser Bühne bis zum Jahre 1817 an. Nachdem er zu verschiedenen Malen seit 1815 im Theater in der Leopoldstadt gastirt hatte, wirkte er als Mitglied desselben zum ersten Male am 31. October 1817 in »Weißvogels Witwenstand«. Das Leopoldstädter Theater stand damals unter der Direction des Leopold Huber, der im Mai 1821 trotz glänzender Einnahmen in Concurs gerieth. Den Bemühungen des Masseverwalters Dr. Manquet gelang es, die Fortsetzung des Unternehmens zu erwirken. Zum Director

wurde Sartori bestellt; Raimund, Ignaz Schuster und Fermier wurden zu Regisseuren ernannt. Zur selben Zeit erhielt Raimund auch einen Antrag von Domenico Barbaja, der 1821 das Kärntnerthor-Theater gepachtet und zugleich auch (1. December 1821) die Administration des Theaters an der Wien übernommen hatte, die er aber durch den Tänzer Duport besorgen ließ. Zum ersten Male wirkte Raimund als Regisseur des Leopoldstädter Theaters am 5. October 1821. Auch die Briefe Nr. 7 und 8 in Sämmtl. Werke III. 385 und 386 beziehen sich auf dieselbe Angelegenheit.

11. Raimunds Vater starb am 29. November 1804, seine Mutter 1802.

14. Raimunds Einnahme fand am 23. November statt; aufgeführt wurde Meisls »Die Fee aus Frankreich«. — Der Mangel an guten Stücken veranlaßte die Direction des Leopoldstädter Theaters im folgenden Jahre zu einem Aufruf an die Wiener Dichter. (Vgl. Bäuerles Theaterzeitung 1822, S. 275—276.)

16. Nach Uebersendung eines Muttergottesbildes, von Tonis Hand angefertigt.

23. Das Gerücht, daß Raimund sich wieder mit seiner Frau vereinigen werde, wurde damals von deren Freunden verbreitet, die sich aber vergeblich bemühten, den Künstler zu einer Versöhnung zu bewegen.

24. Christoph Frank, Portraitmaler, geb. 1788 zu Eger in Böhmen, gest. zu Wien, 2. November 1822, im Hause Nr. 5 Jägerzeile, Schüler der Akademie zu Prag, die ihm bereits 1808 einen Preis verliehen hatte. Durch den Brief wird auch der Irrthum in der Gesammtausgabe berichtigt, in der Raimunds Bild als ein Werk von Lampi angegeben ist. Beide Gemälde sind gegenwärtig im Besitze des Buchhändlers und Verlegers Herrn Karl Konegen.

25. Franz Volkert, geb. 2. Februar 1767 zu Heimersdorf in Böhmen, gest. zu Wien, 22. März 1845, Tonsetzer. Vgl. Wurzbach XI. 250 ff. Zu ergänzen ist, daß Volkert schon 1809 in Wien gewesen, wo er am Leopoldstädter Theater am 21. October d. J. unter dem Namen Walter zuerst als Sänger auftrat und später bis zum 8. October 1824 als Kapellmeister wirkte; er hat während dieser Zeit die Musik zu zahlreichen Possen, Zauberstücken und Pantomimen geschrieben, darunter auch zu Gleichs »Der Eheteufel auf Reisen«, welches Stück

am 9. März 1821 zum ersten Male aufgeführt wurde und auch am 13. December 1822 zum Vortheile Volkerts zur Darstellung gelangte. Raimunds Gelegenheitsstrophen wurden von ihm Tags vorher in der Posse: »Die Heirath durch die Pferde-Komödie« gesungen.

26. Nach Mittheilung der Schwestern Wagner und wie auch aus einem in Tonis Nachlaß aufgefundenen Briefe zu ersehen ist, bewarb sich damals um ihre Hand ein junger Kaufmann, der, nachdem er eine abschlägige Antwort erhalten hatte, nach Frankfurt übersiedelte.

27. Louise Raimund betrat am 7. Februar 1823 zum letzten Male die Leopoldstädter Bühne als Zilli in Bäuerles »Aline, oder Wien in einem anderen Welttheil«; sie wurde hierauf Mitglied des Theaters an der Wien, wo sie am 13. Februar 1823 in Meisls beliebtem Stücke: »Die Fee aus Frankreich« auftrat und bis 1825 blieb. Nach einem kurzen Gastspiel am königlichen Theater am Isarthor in München spielte sie einige Zeit am Josefstädter Theater, verließ jedoch diese Bühne bald und wirkte dann an verschiedenen Provinzbühnen. In ihre Vaterstadt nach Raimunds Tode zurückgekehrt, gehörte sie anfänglich dem Theater in der Josefstadt, später jenem in der Leopoldstadt als Mitglied an. Alle Versuche, ein Engagement am Theater in der Leopoldstadt noch zu Lebzeiten Raimunds zu finden, scheiterten an dessen Widerstande. Ein Brief von ihr, den sie 1831 von Lemberg an ihren Gatten nach München gerichtet hatte, befindet sich im Nachlasse Raimunds. Da der Inhalt dieses Briefes in manchem Betracht von Interesse ist, sei er hier im Wortlaute mitgetheilt. Louise Raimund schreibt:

»Euer Wohlgebohren!

In der Voraussetzung, daß Sie mir mein Schreiben nicht mißdeuten, wage ich es, Sie in Betreff meiner um Rath zu bitten, ich würde Sie nicht damit belästigen, allein da Sie in der Sache mitinteressirt sind, so halte ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, und sind Sie versichert, daß ich ohne Ihrer gänzlichen Beistimmung keinen Schritt unternehmen werde.

Mein sehnlichster Wunsch ist, wieder in die Heimath zurück zu kehren, und an demselben Ort, wo ich in früherer Zeit so glücklich war; — jetzt wäre wohl der Zeitpunkt mir günstig, auch scheint mir die Direction an der Leopoldstädter Bühne nicht abgeneigt zu sein — nur Sie scheinen dagegen zu sein.

Es ist mir ja nicht zu verargen, da ich so lange vom Schicksale genöthiget in der Fremde umherirren mußte, ich wünsche in der Nähe meiner kränklichen Aeltern zu sein, um wieder an einen Platz zu kommen,

wo ich schon als Kind so gut aufgenohmen wurde, und gleichsam ein Bürgerrecht erhalten habe.

Da ich nun aus sicherer Quelle weiß, die Direction würde mich engagiren, wenn Sie nicht befürchten müßte, Sie dadurch zu brouilliren (und wie es heißt, daß Sie sich hierüber bestimmt geäußert, daß ich in der Leopoldstadt, so lange Sie leben, nicht angagirt werden sollte). Dieses aber kann ich nicht glauben, ich kenne Sie von einer Seite, daß Sie eine Privatabneigung nie mit dem Schaden der Kunst vereinen werden, und gewiß der Mann nicht sind, der absichtlich eines Menschen Glück und Wohlstand auf eine so grausame Weise vernichten können.

Ich ersuche Sie daher, durch ein paar Zeilen Antwort zu senden, wie Sie in Hinsicht meines Engagement gegen mich gesinnt sind — auch könnte man, wenn Sie es wünschen, so einrichten, daß wir nie zusammen spielen. Nehmen Sie aber meine Versicherung, daß ich keinen Schritt vornehmen werde, welcher Sie beleidigen könnte, daher ersuche ich Sie, mir durch ein paar Zeilen Ihre Meinung zu wissen zu machen, ich weiß, daß Ihr Charakter viel zu Edel ist, als daß Sie mein künftiges Wohl untergraben werden, und bitte daher, mit umgehender Post mich zu benachrichtigen, wie ich mich zu verhalten habe, wie auch, das Sie mir mein schreiben nicht übel deuten möchten, mit aller Achtung dero

ergebene
Louise Raimund m. p.

den 20sten Februar 831.«

28. Karl Friedrich Hensler, geb. 2. Februar 1761 zu Schaffhausen, gest. zu Wien, 24. November 1825, einer der fruchtbarsten Wiener Volksdichter, der nach dem Tode Marinellis, des ersten Directors des Leopoldstädter Theaters, dessen Nachfolger wurde und bis 1817 dieser Bühne vorstand, war von 1818—1825 Director des Theaters zu Baden und seit 1822 auch des Theaters in der Josefstadt. Hensler leitete auch das Theater in Preßburg, wo Raimund im Februar 1823 gastirte.

29. Raimunds Gastspiel in Baden vor Kaiser Franz war für den Künstler von großer Bedeutung, da in Wien allgemein verlautete, daß der Kaiser ihm nicht gewogen sei. Kaiser Franz, der Ignaz Schuster auffällig auszeichnete, soll unter Anderem Raimund von der Liste jener Künstler gestrichen haben, die für die theatralischen Aufführungen anläßlich des Congresses zu Troppau ausersehen waren. (Costenoble II. 189.) Seit dem Gastspiele Rai-

munds in Baden besuchte der Kaiser wiederholt das Leopoldstädter Theater bei Vorstellungen, in welchen Raimund die Hauptrolle spielte.

»Das Gespenst auf der Bastei« von Meisl, eine Parodie der Schicksalstragödien, am 20. October 1819 im Leopoldstädter Theater zum ersten Male, am 29. November 1835 zum hundertsten Male aufgeführt, eines der beliebtesten Repertoirstücke österreichischer Bühnen, wurde von Raimund für sein Gastspiel in München unter dem Titel: »Das Gespenst im englischen Garten« bearbeitet. (Sämmtl. Werke III. 399—416.) Dem zugkräftigen »Gespenst auf der Bastei« folgten auf der Leopoldstädter Bühne bald andere Gespensterstücke, und zwar: »Die Gespenster-Familie« von Bäuerle (zum ersten Mal 13. April 1820). »Das Gespenst im Keller« von Meisl (4. Juli 1820). »Das Gespenst in der Familie« von Meisl (18. Mai 1821), und von demselben Verfasser: »Das Gespenst im Prater« (16. Februar 1822).

30. Ueber Raimunds Gastspiel in Baden und die neuen Gesangstexte, mit welchen er seine Rolle ausstattete, enthält die Theaterzeitung (23. August 1823) folgenden Bericht:

»Das verflossene Monath hindurch haben die beyden beliebten Komiker Ignatz Schuster und Ferdinand Raimund Gastrollen auf dem städtischen Theater in Baden gegeben. Sie haben sich in ihren Lieblingsrollen gezeigt, und außerordentlichen Beyfall gefunden. Da diese Gastrollen im Beysein des allerhöchsten Hofes Statt fanden, so war die Aufnahme um so ausgezeichneter. Auch ist Bäuerle's »Aline« dreymahl mit vollem Hause gegeben worden. Einige neue Texte, Anspielungen auf Baden und die Umgegend, fanden lärmenden Applaus. Am Schluße des Stückes produzirte sich eine neue Dekoration »Die Weilburg«. Herr Raimund mußte jedes Liedchen dreymahl singen, und wurde stets stürmisch gerufen.«

31. In dem Notizbuch Tonis aus dem Jahre 1825 und 1826 findet sich häufig die Bemerkung »Wir haben gezankt, sind aber wieder gut geworden.«

33. Gemeint ist hier die Sängerin Louise Kupfer, die erste Darstellerin der Linda in Raimunds »Barometermacher auf der Zauberinsel«, sie trat im Leopoldstädter Theater zum ersten Male am 17. Februar 1823 auf und verließ diese Bühne am 3. April 1824, worauf sie sich nach Breslau begab.

34. Raimunds erstes Werk: »Der Barometermacher auf der Zauberinsel« kam zu seinem Vortheile am 18. December 1823 zur ersten Dar-

stellung. Ueber Meisls Antheil an diesem Stück vgl. Sämmtl. Werke III. 478 und J. Wimmers Feuilleton im »Fremdenblatt« 1893, Nr. 341 Obwohl Raimunds Name als Autor erst bei der dritten Aufführung auf dem Theaterzettel erschien, war doch seine Autorschaft schon vor der ersten Aufführung dem Publicum durch eine Notiz in Bäuerles Theaterzeitung vom 27. November 1823 (S. 568) bekannt.

36. Am 21. December 1823 wurde Bäuerles Stück »Der blöde Ritter« zum 30. Male aufgeführt.

38. Schack war Souffleur und dessen Gattin Sängerin im Leopoldstädter Theater. — Das Schwesterlein ist Leopoldine Wagner, geb. 1815.

40. Ueber den Kunstfreund Frank vgl. Costenoble I, 63, 64, 73.

41. Costenoble berichtet bereits 1824 über den Ankauf eines Wagens.

43. Von dem Freiherrn von Dankelmann, einem enthusiastischen Verehrer Raimunds, ist ein Brief aus Nürnberg vom 7. März 1831 vorhanden, in welchem er unter Anderem schreibt: »Noch entsinnen ich und meine Gemahlin — welche sich Ihnen bestens empfiehlt — uns der angenehmen Parthie in Baden, wo Sie uns so gütig in ihrem Wagen herumfuhren und wir einen so frohen Mittag unter der herrlichen Linde verlebten. . . . Seit einem Jahre Besitzer eines schönen Hauses in Nürnberg, bringe ich den Winter hier zu und den Sommer verlebe ich auf meinen Gütern bey Ansbach — doch nie ohne Reue, daß ich das liebe, einzige Wien aus Grille verließ. Es gibt nur eine Kayserstadt, es gibt nur ein Wien!!!

44. Die Bemerkung von »Tausend und eine Nacht« läßt auf die Zeit schließen, in der Raimund mit seinem »Diamant des Geisterkönigs« beschäftigt war. Zur selben Zeit als Raimund dieses Stück schrieb und aus demselben Märchen schöpfte wie Gozzi, den er damals noch nicht kannte, wurde dem Director Hensler eine Feenoper nach Gozzi unter dem Titel »Heliodor, Beherrscher der Elemente, oder: das Bild des Glückes« überreicht. Angeregt durch den Erfolg den Raimund mit seinem »Diamant des Geisterkönigs« erzielte (17. December 1824) brachte das Leopoldstädtertheater 1825, ein Zauberspiel von Willmann zur Aufführung,

dessen Stoff dem Märchen: »Der Fischer und der Geist« aus »Tausend und eine Nacht« entnommen ist.

45. Der Brief deutet auf den Beginn der schweren Krankheit, in die Raimund 1825 verfallen ist. Auch Therese Krones erkrankte im Frühjahr 1825 lebensgefährlich.

51. Taschenbuch Urania 1818, S. 1—91. Gödeke III, 744.

52. Anton Collet, Beamter, war einer von den Bewerbern Tonis.

54. Im Frühjahr 1825 nahm Raimunds Nervenkrankheit in solchem Maße zu, daß er sich genöthigt sah, seinem Berufe auf längere Zeit zu entsagen; er trat zum letzten Male am 30. Mai 1825 als Florian im »Diamant des Geisterkönigs« auf. Am Schlusse dieser Vorstellung sprach er den in der Ausgabe III, 452 abgedruckten Epilog. Auf Anrathen seines Arztes und Freundes Dr. Lichtenfels unternahm er am 31. Mai eine Erholungsreise. In Tonis Notizbuch finden sich hierüber 1825 folgende Stellen:

30. Mai im Theater gewesen und nach dem Theater Abschied genommen.

31. Mai ist er in der Früh 6 Uhr abgereist.

Am 30. Juli 1825 meldet die Theaterzeitung (Nr. 91) Raimund sei dergestalt an seiner Gesundheit zerrüttet, daß er wohl noch ein paar Monate ohne Anstrengung und Spielbemühung in Ruhe werde zubringen müssen. Das Publikum bewies damals für das Schicksal des kranken Dichters die wärmste Theilnahme und beklatschte lebhaft die Strophen, welche im Theater auf Raimund gesungen wurden.

55. »Den 6ten Juny einen Brief bekommen.« (Tonis Notizbuch). — Grill, Sänger am Leopoldstädter Theater von 1824—1826, später Mitglied des Theaters in Hannover. — Landner, Schauspieler am Leopoldstädter Theater, debutirte bereits 1804 im Theater in der Josefstadt, dem er noch angehörte, als 1814 Raimund zum ersten Male in Wien auftrat; er wurde später auf Raimunds Verwendung Mitglied des Leopoldstädter Theaters für derbkomische Rollen.

56. Aus Tonis Notizbuch: »den 15. (Juni) einen Brief bekommen und angekommen; den 16. ihn wieder das erste Mahl in Breitensee gesehen, wo er sehr traurig war; den 18. gesehen in Breitensee, den 23. ist er nach Hietzing gezogen.« — Am 8. August unternahm

Raimund eine Reise nach Mariazell, von der er am 12. August nach Wien zurückkehrte.

57. Der Brief wurde nach einem zehntägigen Gebirgsausfluge geschrieben, von dem Raimund am 27. August zurückkehrte; er blieb nun in Hietzing und kam nur zeitweilig in die Stadt, um seinen Arzt Dr. Lichtenfels zu consultiren.

59. Fünf Tage später notirt Toni einen Ausflug nach Gutenstein.

Gekräftigt kam Raimund am 23. September 1825 nach Wien und betrat am 7. October zum ersten Male wieder die Bühne als Adam in Korntheuers »Alle sind verheiratet«. Der damals von ihm gesprochene Epilog (Sämmtl. Werke III, 453) wurde zuerst abgedruckt in Nr. 125 der Theaterzeitung, die, ein Beweis für die Langsamkeit der Berichterstattung, über dieses Wiener Theaterereigniß erst am 5. November (Nr. 133) referirte.

61. Aus Tonis Notizbuch: »Den 27. (December) habe ich einen Brief bekommen, wo er mir zum Neuenjahr und zur Gebnut (Geburtstag) gratulirt hat und mir ein Tüchel geschickt hat und auch den Schwestern.

Den 30. war ich mit der Lotti bei ihm Neujahrwünschen, wo wir wieder gut sind geworden.

62. Friedrich Josef Korntheuer, geb. zu Wien 15. Februar 1779, gest. daselbst 28. Juni 1829, Komiker am Leopoldstädter Theater von 1821—1828, Verfasser mehrerer Lustspiele. — (Katalog der theatergeschichtl. Ausstellung der Stadt Wien 1892, S. 90.) —

Adolf Bäuerle, geb. zu Wien 9. April 1786, gest. zu Basel am 19. September 1859, »der eigentliche Dichter der Volksbühne«, wie ihn Gödeke nennt, war einige Zeit auch Secretär des Theaters in der Leopoldstadt; er gründete 1806 die Theaterzeitung, die er bis 1859 leitete. (Katalog der theatergeschichtl. Ausstellung der Stadt Wien 1892, S. 87.)

63. Aus Tonis Notizbuch: »den 13. mein Tag und da war ich mit ihm in Weidling und ist auch diesen Tag seine Schwester gestorben, den 14. ist sie begraben worden.«

Das in der Nachschrift erwähnte Stück ist »Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär.« — Dr. Josef Edl. von Mauquet († 31. Juli 1827) war seit 1821 Administrator des Leopold-

städter Theaters. — Die meisten Decorationen zu diesem Stücke wurden von Dolliner hergestellt.

64. Josef Drechsler, geb. zu Wällisch-Birken 1782, gest. zu Wien 27. Februar 1841, Kapellmeister am Leopoldstädter Theater vom 8. October 1824 bis 1830, später Domkapellmeister, componirte die Musik zu Raimunds »Diamant des Geisterkönigs« und zum »Mädchen aus der Feenwelt«. Ouverture und einzelne Gesänge aus diesem Stücke sind im November 1826 bei A. Diabelli erschienen.

66. Der Brief war am Tage nach der ersten Aufführung des »Mädchen aus der Feenwelt« geschrieben, die am 10. November 1826 erfolgte. Ein Bericht hierüber ist erst am 25. November in der Theaterzeitung (Nr. 141) erschienen, die am 5. December (Nr. 145) Raimunds Plan zum »Mädchen aus der Feenwelt« veröffentlichte. Die ersten 20 Vorstellungen, von welchen einige »auf höchsten Befehl« stattfanden, brachten der Theatercasse 26.000 fl. ein.

70. Auch in den zwei folgenden Jahren (1828—1829) ist Raimund in Tirol gewesen, wie aus zwei Briefen hervorgeht, die er an Toni gerichtet hat. Sämmtl. Werke III, 494 f. und 501 f.

71. Das hier erwähnte Stück ist die »Gefesselte Phantasie«, das zwar schon vor der Aufführung des »Mädchen aus der Feenwelt« geschrieben wurde, aber erst am 8. Jänner 1828 zur Darstellung kam. Ausführliches hierüber in meinem Aufsatze »Zur Geschichte der gefesselten Phantasie« in der Denkschrift zur Eröffnung des Raimundtheaters von Adam Müller-Guttenbrunn.«

Aufführungen des »Barometermacher auf der Zauberinsel« im Jahre 1828: 4. Jänner, 10. Februar, 17. August, 9. September, 5. October. Demnach muß dieser Brief am 5. Jänner 1828 geschrieben worden sein.

72. Im April 1828 von Steinkeller, dem damaligen Eigenthümer des Leopoldstädter Theaters, zum Director ernannt und als solcher am 17. April den Mitgliedern vorgestellt, hielt Raimund an diese folgende Ansprache: »Das Vertrauen des Herrn von Steinkeller hat mich zum Director dieser Bühne ernannt. Ich bin keineswegs der Meinung, daß ich der Würdigste sei, dem man diese Stelle anvertrauen konnte, auch habe ich sie weder aus Herrschsucht noch aus Eigennutz übernommen; sondern weil ich die Ehre zu schätzen weiß, an der Spitze einer Gesellschaft zu stehen, welche sich die Zufriedenheit des Publikums

zu einem so bedeutenden Grade zu erringen wußte. Darum hoffe ich auch von Ihnen, meine Herren und Damen, daß Sie wie bisher, Ihre Talente mit gleichem Eifer geltend machen werden, denn nur durch Aufrechthaltung des Ganzen kann der Vortheil jedes Einzelnen bezweckt werden. Und ich glaube, daß für wahrhafte Künstler ein besonderer Stolz darin liegen müsse, in einem so mißgünstigen Zeitpunkte (der gegenwärtig für alle Bühnen eingetreten ist), die Ehre und Existenz der Ihrigen aufrecht zu erhalten und den Adel ihres Berufes dadurch zu bewähren. Dies, meine Herren und Damen, will ich von Ihnen mit Zuversicht hoffen, und ich bin überzeugt, der Erfolg wird meinen Erwartungen vollkommen entsprechen.«

Schon nach wenigen Monaten war Raimunds Stellung als Director für ihn eine neue Quelle der Verstimmung geworden. In Tonis Briefen vom Jahre 1828 (Sämmtl. Werke III, 494) klagt er über die Rücksichtslosigkeit Steinkellers, der ihn als Rathgeber verhöhne und thue was er wolle: »Es ist mir — schreibt er — als wär ich ein Fremdling in Wien, so wenig interessirt mich von nun an das Wohl seiner Bühne.« Wie bitter er den Verfall derselben und das Treiben seiner Umgebung fühlte, darüber gibt uns sein Brief an Toni genügend Aufschluß. Es mögen zwei unerquickliche Jahre gewesen sein, in welchen Raimund als Director des Leopoldstädter Theaters wirkte, bis er 1830 seiner Verbindlichkeit ledig, von der Stätte schied, auf der er in seiner Vaterstadt so große Triumphe gefeiert hat.

73. Pepermann, ständ. Beamter und Mitarbeiter an Bäuerles Theaterzeitung; ein Akrostichon von ihm auf Raimund in der Theaterzeitung 1829, S. 240; Pepermann wurde, wie mir die Schwestern Wagner mittheilten, durch Franz Fitzinger mit Raimund zur Zeit, als dieser Director des Leopoldstädter Theaters war, bekannt und betheiligte sich zumeist an dessen Ausflügen in der Umgebung von Wien; er zählte auch zu den intimen Freunden J. N. Vogls.

II.

75. Seine Wahrheitsliebe betont Raimund auch in einem Briefe vom 30. November 1831 an Charlotte Wagner, der er schreibt: »Sie wissen, daß ich mich auch von einer Beschämung nicht durch eine Lüge retten kann.«

76. Johann Sartory, geb. 25. April 1759 zu Prag, seit 1782 Mitglied des Leopoldstädter Theaters, war 1821—1828 Director dieser

Bühne, deren fünfzigjährige Angehörigkeit er 1832 feierte; er starb zu Wien im Jahre 1840.

81. Ignaz Schuster, geb. zu Wien 20. Juli 1779, gest. daselbst 6. November 1835. Mitglied des Leopoldstädter Theaters bis 14. October 1835. (Katalog der theatergeschichtl. Ausstellung der Stadt Wien. S. 50.)

83. Zwei andere Briefe aus Graz, der eine nicht datirt, der andere vom 25. Juli 1828 in »Sämmtl. Werke« III, 483 f. und 496 f. Ein Brief aus Graz vom 8. Juli 1824, worin Raimund über Anschütz berichtet, der damals als Don Juan in Mozarts Oper auftrat, ist abgedruckt in Nr. 9 der Deutschen Wochenschrift vom 2. März 1844.

84. Therese Krones, die erste Darstellerin der Jugend in Raimunds »Mädchen aus der Feenwelt«, geb. 7. October 1801, zu Freudenthal in Schlesien, gest. 28. December 1830, gehörte der Leopoldstädter Bühne vom 14. November 1821 bis 23. Jänner 1830 an.

90. Die Sängerin Böhm war vom 30. Juni 1819 bis zum Jahre 1829 Mitglied des Theaters in der Leopoldstadt.

Franz Nissel.

Auf Grund seines Nachlasses und seiner Lebenserinnerungen

geschildert von

Moritz Necker.





Am 20. Juli 1893 starb nach längerem Leiden in Gleichenberg der dramatische Dichter Franz Nissel. Er war eine sehr merkwürdige Gestalt der Wiener Literatur; die Geschichte wird an ihm nicht vorübergehen dürfen, ohne ihn zu nennen, wenn er auch nicht alle jene hohen Ziele erreicht hat, die er von Jugend auf anstrebte. Schon deshalb allein verdiente er an dieser Stelle eine Berücksichtigung. Doch knüpften Franz Nissel noch Beziehungen an die Grillparzer-Gesellschaft. Er war ihr Ehrenmitglied, und diese ihm erwiesene Huldigung hat den Dichter mit einer, durch seine persönlichen Umstände wohl erklärbaren ungewöhnlichen Freude erfüllt, der er in dem merkwürdigen Vorwort zur ersten Ausgabe seiner »Ausgewählten Dramen« offen Ausdruck gab. Zu jener Zeit, als die Grillparzer-Gesellschaft dem Dichter mit wenigen anderen Spitzen der deutsch-österreichischen Literatur ihre höchste Ehrung erwies, fühlte sich Franz Nissel ganz besonders verlassen, traurig und hoffnungslos. Der Schillerpreis war ihm zwölf Jahre zuvor (1878) zugleich mit Ludwig Anzengruber und Adolf Wilbrandt ertheilt worden, und es hatte kurze Zeit den Anschein, als sollte sich ihm nach jahrzehntelangem vergeblichen Ringen und Hoffen doch endlich die Gunst der Nation zuwenden. Allein sein meteorartig aufgestiegener Dichterruhm verblaßte wieder, Julian Schmidt's Begeisterung für seine »Agnes von Meran«

fand keine unbedingte Zustimmung*), die »Agnes« verschwand nach wenigen Aufführungen in Berlin und Wien von der Bühne, und die viel später am Burgtheater mit dauerndem Erfolge gegebene »Zauberin am Stein« konnte Nissel über die beharrliche Zurücksetzung aller seiner anderen Stücke nicht trösten. Empfand er doch auch, daß die »Zauberin« nicht die allereigenste seiner Schöpfungen war. So verfiel er vollständiger Verzagtheit und hatte schon einen Strich durch seine ganze Lebensrechnung gemacht, als die Ehrung von Seiten der Grillparzer-Gesellschaft kam. »Verwundert hob ich den Kopf,« drückt sich der gebeugte Mann in dem erwähnten Vorwort aus. Die Auszeichnung war für ihn umso bedeutsamer, als sich auch der Wiener Gemeinderath gelegentlich der Säcularfeier von Grillparzer's Geburtstag mit einem Ehrengeschenk einstellte und sie der Vorläufer weiterer Aufmerksamkeiten ward, die Nissel anläßlich seines 60. Geburtstages (14. März 1891) von literarischen Corporationen und hervorragenden Persönlichkeiten erwiesen wurden. Zwar dachte er in seinem verständigen Sinn nicht allzu hoch von solchen officiellen Complimenten und ließ sich über das Verfehlen des eigentlichen Lebensszieles nicht ganz trösten. Aber in die Seele des alten und vergrämten Mannes zog dennoch eine Art von Trost, eine Hoffnung, ja Zuversicht in die Zukunft seiner Schöpfungen, und sein Lebensabend fand schließlich einen freundlicheren Abschluß, als er selbst ihn erwartet hatte. Es wurde nach diesen zahlreichen öffentlichen Ehrungen endlich möglich, einen angesehenen Verleger für wenigstens einen Theil seiner Werke zu finden, die Aufmerksamkeit der literarischen Welt wurde auf den Dichter hingelenkt und es konnte doch wenigstens der Versuch gemacht werden, ihm Gerechtigkeit zu verschaffen und eines seiner Stücke aufzuführen. Nach

*) Wie uns Frl. Caroline Nissel, die verehrungswürdige Schwester des Dichters mittheilt, nahm Gustav Freytag sehr warm Partei für die »Agnes von Meran«, so daß sich Nissel zu einem Dankschreiben an den alten Freund und Kampfgenossen Julian Schmidt's veranlaßt fühlte.

jahrelangen vergeblichen Bemühungen wurde endlich sein »Nachtlager Corvins« vom Münchner Hof- und Wiener Burgtheater zur Aufführung angenommen. Das Unglück wollte es freilich, daß der Dichter diese Freude auch nicht mehr erleben sollte, aber er schied doch nicht mehr ganz und gar verzagt aus dieser Welt ... Und zu all dem gab wesentlich die Grillparzer-Gesellschaft den ersten Anstoß. Wie immer man über die literarische Bedeutung der Werke Franz Nissel's denken mag, so muß es doch für die Mitwelt tröstend sein, zu wissen, daß die Tragödie seines Lebens den schlimmsten Ausgang nicht nahm, den sie hätte nehmen können und den er selbst manchmal befürchtete.

Eine Tragödie war dieses Dichterleben so gewiß, als tragisch jener Mensch genannt werden muß, der mit Zähigkeit und Leidenschaft ein hohes Ziel anstrebt, dessen Berechtigung zu diesem Streben nicht vom eigenen Wahn, sondern von den berufensten Richtern und Kennern anerkannt wird, und der spät erkennt, daß seine Kräfte dem großen Streben doch nicht ganz gewachsen waren. Nissel hat Memoiren hinterlassen. Im Jahre 1881 hat er angefangen seine Lebensgeschichte niederzuschreiben und sie im Zusammenhange bis zum Jahre 1848 erzählt. Da hörte er auf. Aus diesen Memoiren, in die wir, Dank der Güte der um ihren Bruder hochverdienten Schwester des Dichters Fräulein Caroline Nissel, Einsicht nehmen durften, wird zunächst klar, daß er sich selbst auch schon als einen tragischen Menschen empfand. Wenn man die folgenden Zeilen liest, dann wird es einem geradezu zu Muthe, als spräche der Held einer Tragödie den letzten Monolog vor seinem Gange zum Tode, und es war dem Dichter bei ihrer Niederschrift um nichts weniger als eine (ihm übrigens fremde) Koketterie zu thun, sondern sein nüchternster, und darum desto ergreifenderer Ernst. Sie lauten:

»Mein großer Irrthum und Fehler war es auch, daß ich fast mein halbes Leben nicht nur an einen Gott glauben konnte, sondern auch mich selbst von ihm erwählt und zu Großem berufen wähnte, und zwar nicht nur, weil ich die Schaffens- und Gestaltungskraft des Dichters in mir fühlte und deshalb die

Lenkung meiner Geschicke von ihm mit Zuversicht erwartete. Und das war es, was ich in der Einleitung zu diesen Aufzeichnungen als vielleicht krankhaften Größenwahn bezeichnete. Nun, in dieser Beziehung, wie leider auch in mancher anderen, in der meine Hoffnungen vielleicht berechtigte waren, hat mich mein Leben gründlichst ad absurdum geführt, so zwar, daß aus dem, welcher einer der großen Führer der ganzen Zeitbewegung werden wollte, der letzte und ohnmächtigste aller Sterblichen geworden ist. Aber ich sah auch, wie meine Ideale von Völkerfreiheit, Völkerglück und Völkergröße sanken, sah vor Allem die heilige Idee der Menschheit, den großen Gedanken des Weltbürgerthums nahezu untergehen im nationalen Hochmuth, Haß und Hader, der nächstens die Dimensionen eines Alles vernichtenden, an Zerstörungskraft einer Völkerwanderung gleichkommenden Weltkrieges anzunehmen droht. Unter solchen Eindrücken mußte denn doch wohl mein Glaube an eine leitende Vorsicht mindestens doch erschüttert, wenn auch — vielleicht — nicht ganz entwurzelt werden.«

Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit diesen Ausbruch schmerzlichster Verzweiflung, dieses Hadern mit Gott lesen können. Zwar wird ein wahrhaft frommer und strenggläubiger Mann einwenden können, daß in der Enttäuschung, die das Leben einzelnen Menschen nur zu oft bereitet, noch kein Grund vorliegt, an Gott zu verzweifeln, denn seine Rathschlüsse sind ja, nach der Lehre der Religion, menschlicher Einsicht undurchdringlich, und sie fordern demüthige Ergebung. Zwar wird der nüchterne Historiker unserer Zeit nicht zugeben können, daß die politischen und sittlichen Ideale Nissel's ganz machtlos geworden sind, wenn sie auch zuweilen im Kampfe um die Nationalität und um eine neue sociale Ordnung verdunkelt werden: die Ideale bleiben ewig unausrottbar. Aber die Strenge, mit der der Dichter über sich selbst aburtheilt, als er das Erreichte mit dem Erstrebten vergleicht und sich des »Größenwahns« bezichtigt, verfehlt nicht, uns im Innersten zu erschüttern. Die harte Ehrlichkeit in diesen Bekenntnissen kann durch keine noch so strenge Kritik

Anderer übertroffen werden, und sie bewirkt, was alle ehrliche und sich selbst richtende Confession thut: sie entwaffnet die Kritik, sie erzeugt namenloses Mitgefühl, sie erfüllt den Leser mit einer unendlichen Wehmuth und Ehrfurcht zugleich. Und endlich regt sie die Frage an, wie konnte das nur so kommen? welches Verhängniß war da im Spiele? welche Mächte des Charakters und der Zeit haben das Schicksal des Dichters so tragisch gestaltet?

Darauf zu antworten wird Sache der Wiener Literaturgeschichte sein, die zur Zeit nicht blos nicht geschrieben ist, sondern auch noch nicht geschrieben werden kann, da so viele Voraussetzungen zu ihr fehlen, und da eben jetzt erst das Gefühl ihrer Nothwendigkeit lebendig zu werden beginnt. Nur wenn eine neue Zeit herannaht, wird die Vergangenheit historisch erkennbar. Vielleicht ist gerade die Klärung des geschichtlichen Bewußtseins eines der werthvollsten Zeichen der neueren Zeit, und speciell Literaturgeschichte entsteht erst dann, wenn eine Blüthe der Literatur erlebt wurde. Man fühlt jetzt wohl auch in weiteren Kreisen, daß die Wiener Poesie eine solche Blüthe aufweist, daß sie eben jetzt mehrere sehr edle Vertreter hat, daß sie zum Theil wohl auch die literarische Führung Deutschlands behauptet, obzwar sie ihr in anderen Gebieten sehr fühlbar bestritten wird. Für die Wissenschaft ist dies ein Ansporn mehr, ihre Arbeit zu beginnen. Vorderhand müssen wir uns aber mit einem knappen Versuche begnügen, die Gestalt Nissel's zu umschreiben und sie in ihrer Individualität zu begreifen. Die Mittel dazu haben uns des Dichters eigene Bekenntnisse, seine Werke im Druck und im Manuscript geboten.

Franz Nissel hatte die Richtung zu dem Berufe, den er bei erwachtem Selbstbewußtsein ergreifen sollte, schon in der Wiege erhalten. Wenn es den meisten Dichtern erst spät zu gelingen pflegt, die Art von Production, zu der sie eigentlich beanlagt sind, richtig zu erkennen, wenn sie sich sehr oft auch die Freiheit ihrer Berufswahl vom Widerspruch der Eltern oder von anderen Umständen erst erkämpfen müssen, so hatte es Nissel in dieser Beziehung besser, als mancher Andere getroffen. Er

hatte keine Umwege, wie etwa Anzengruber als Buchhändler-Lehrling, zu machen, um zur Bühne zu gelangen; er wuchs in ihrer nächsten Nähe auf, denn seine Eltern waren Schauspieler und von Anfang an mit seinen dichterischen Bestrebungen einverstanden. Unter dem Namen »Korner« war sein Vater Josef Nissel Mitglied des Wiener Hofburgtheaters (1845—1866), und zur Zeit, als sie den Dichter gebar, 14. März 1831 in Wien, war seine Mutter auch noch als Schauspielerin thätig, bis sie infolge einer schweren Krankheit 1843, und auch weil ihr Talent so hervorragend doch nicht war, auf die künstlerische Thätigkeit verzichtete und sich ausschließlich ihren Pflichten als Gattin und Mutter ihrer Kinder widmete. Von diesen Eltern hatte Nissel naturgemäß nicht bloß die künstlerischen Neigungen geerbt, sondern auch seine Charaktereigenschaften, und in den Bildern, welche er von ihnen entwarf, sehen wir viele seiner Grundzüge vorgebildet.

Nissel's Vater, auch ein Wiener Kind, war schon lange als Schauspieler thätig, bevor er von Holbein ans Burgtheater berufen wurde. Als »erster Held« hatte er sich in größeren Provinztheatern in Preßburg, Graz (1831—1839), Linz (1839—1843), Lemberg (1843—1844) einen guten Namen gemacht, und war schließlich in Unterhandlung mit dem Coburger Hoftheater getreten, als sie der Thronwechsel daselbst abbrach und ihn veranlaßte, die minder gut bezahlte, aber doch sehr ehrenvolle Stellung an der ersten deutschen Bühne anzunehmen. Am Burgtheater wirkten damals die angesehensten deutschen Schauspieler, Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche, Julie Rettich u. s. w. Korner fand sich in ihrer Nähe so gedrückt, er war trotz seiner Erfolge künstlerisch so bescheidener Natur, daß er gleich von vorneherein sich nur als Kraft zweiten Ranges gebrauchen ließ und später nichts hinzuthat, um sich in die erste Reihe zu schieben. Ein gewisser Mangel an Selbstvertrauen, eine gewisse Schüchternheit angesichts der weiteren Oeffentlichkeit, die auch seinem Sohne eigen war, überkam den tüchtigen Mann. Er fügte sich in den Organismus

des Burgtheaters in aller Stille ein, ohne die üblichen, auf den Theaterzetteln besonders hervorgehobenen drei »Debuts« und verharrte in dieser bescheidenen Haltung die ganze Zeit hindurch, die er im Burgtheater verlebte. Es war ihm genug, sich von den Collegen und Vorgesetzten als pflichttreuer Künstler anerkannt zu sehen, der oft undankbare, für das gute Zusammenspiel des Stückes aber sehr wichtige Rollen gewissenhaft übernahm und darstellte. So spielte Korner den alten Moor in den »Räubern«, den Dogen in »Fiesco«, den Geist in »Hamlet«, den Glocester in »Lear«, den Arkas in der »Iphigenie« u. dgl. m., also ebenso wichtige, als glanzlose Partien. Auch sonst führte dieser von aller Eitelkeit und Ruhmsucht freie Schauspieler ein schlicht bürgerliches Leben mit bescheidenem Haushalt und spärlichem Verkehr; er lebte still seiner Kunst und seiner Familie.

Seine Gattin, des Dichters Mutter (gestorben 1876), war anders geartet, wenigstens in ihren jungen Jahren. Sie hatte den eigentlich schauspielerischen Ehrgeiz und die wahre Passion zum Spielen; ihre geringe Begabung machte ihr und dem Gatten in den ersten Jahren der Ehe keinen geringen Kummer, denn die kleinen Aufgaben, die ihr zufielen, konnten sie nicht befriedigen, und sie kämpfte einen schweren Kampf, bis sie sich der Erkenntniß fügte, daß sie auf die Bühne am besten ganz verzichten sollte.

Wie vom Vater die persönliche Schüchternheit, die zu weit getriebene Bescheidenheit, den anspruchslos bürgerlichen Sinn, so erbte der Dichter von der Mutter die rege Phantasie, den hochfliegenden schwärmerischen Geist, sein ganzes unruhiges Dichterherz. Ein glückliches Gemisch war das nun gerade nicht, denn Ehrgeiz und Schüchternheit, Schwärmerei und Mangel an rechtem Selbstvertrauen, Neigung zur Selbstqual und naiver Stolz auf die höhere Berufung standen einander immerfort im Wege, und das Leben Nissel's weist die Folgen dieser unausgeglichenen Gegensätze reichlich auf.

Nissel's Lebensgeschichte, wie wir sie aus der erwähnten Autobiographie nun kennen gelernt haben, deckt uns indeß neben

diesen ererbten Charakterzügen noch eine andere seelische Familienerbschaft auf: die der geistigen Frühreife. Als Nissel zur Welt kam, hatten seine Eltern schon einen vierjährigen Sohn Namens Joseph (Pepi). Dieser Knabe wurde nur fünfzehn Jahre alt. Der Dichter konnte sich demnach von seinem äußeren Aussehen nur eine schwache Erinnerung bewahren. Umso intensiver war das Erinnerungsbild an die Seele dieses Bruders, der in Linz 1842 starb und damit die erste mächtige Erschütterung in Franz bewirkte. Franz war bis zu dieser Zeit noch ein wilder Knabe, wie die Knaben alle. Zu seinem Bruder Pepi aber schaute er wie zu einem kleinen Heiligen mit liebender Ehrfurcht empor. Der war ein hochbegabter Mensch: überaus fleißig, sehr musikalisch, er spielte Violine, man setzte große Hoffnungen in seine musikalische Zukunft, und mit einem weit über seine Jahre hinaus gereiften, zur Grübelei neigenden Geiste. In der Erinnerung des Dichters hat sich dieses Knabenbild zu dem eines wahren Weisen verklärt. Alles was den kleinen Franz bedrückte, wußte der doch nicht so viel ältere Pepi wieder ins rechte Geleise zu bringen, er ward sein Gewissensrath, sein Mentor. Im Hause der Eltern herrschte eine ganz weltliche Gesinnung, von Religion und Kirche wurde gar nicht gesprochen. Pepi dachte nichtsdestoweniger viel über Religion und Moral nach und legte in die Seele seines jüngeren Bruders den Grund zu seiner späteren, aller Kirchlichkeit abgeneigten Gesinnung. Der Tod Pepis erfolgte überdies unter sehr peinlichen Erschütterungen, die diese Sinnesart nur bestärkten. Der junge Freigeist dachte durchaus nicht daran, sich vor dem Tode den letzten kirchlichen Ceremonien zu unterziehen. Da er lungensüchtig war, behielt er seine klare Besinnung bis zum letzten Augenblick. Als aber der Vater, von vielen Rücksichten auf seine frömmere Umgebung gedrängt, dennoch den Religionslehrer zum kranken Pepi berief, gerieth dieser in die heftigste Aufregung, nicht am wenigsten darum, weil er sich nun ganz gewiß dem Tode verfallen sah, an den er doch noch nicht glauben wollte. Es gab große Aufregungen, die dem damals elfjährigen Knaben für immer im Gedächtniß haften blieben.

Die frühe geistige Reife, der Hang zur Grübelei, die Neigung zur Schwärmerei, das Bedürfniß sich über die religiösen Fragen eine eigene Meinung zu bilden, die antikirchliche Haltung und — nicht zum wenigsten — die physische Schwäche der Brust: das waren die Erbstücke, die Nissel von seinem Bruder übernahm. Mit dessen Tod hörte für ihn die wilde fröhliche Knabenzeit auf und er trat in die Fußstapfen des Verstorbenen; dieser, den Eltern unvergeßliche Jüngling, um den sich ihr Gespräch gewiß oft drehte und den sein Tod so verklärte, wurde das Ideal des jüngeren Franz, dem er nachstrebte. Er wurde ebenso sinnend, beschaulich, fleißig und lesedurstig wie Pepi, und zog sich gerade so wie er vom Verkehr mit den Altersgenossen in die Einsamkeit zurück. Dazu kam noch die unmittelbare Nähe des Theaters. Der Sohn des Schauspielerpaares hatte natürlich allabendlich freien Zutritt zum Theater, und seine ohnehin schon sehr regsame Phantasie wurde durch diese überreiche Zufuhr an poetischer Kost noch mehr erhitzt. Er begnügte sich auch bald nicht mehr mit dem bloßen Zuschauen, sondern mußte die Stücke selbst lesen, selbst Theater spielen, und schon im vierzehnten Lebensjahre verzeichnet Nissel seinen ersten dramatischen Versuch, einen »Claudius Civilis« (1845). Noch in seinen alten Tagen konnte er nicht ohne einige Anerkennung der geschickten Technik bei aller Unreife des Geistes darüber urtheilen. Und gelegentlich der wenige Jahre später entstandenen ersten Bearbeitung des »Perseus« bemerkt Nissel: »Die Composition, der scenische Aufbau waren, wie ich noch viele Jahre später sehen und beurtheilen konnte, beinahe tadellos. So hatte ich mir denn die sogenannte Bühnentechnik, mit der man so viel Wesen und Unwesen macht, schon als Knabe ohne Studien, durch fortwährende Anschauung angeeignet, und auch später hat mir Plan und Entwurf eines Dramas die relativ geringsten Schwierigkeiten bereitet.«

In den Jahren 1843—1848 bildete sich Nissels Charakter schon in jener Richtung aus, in welcher er später verharren sollte. Der Zufall fügte es, daß er seiner gefährlichen Neigung zum

Schwelgen in Gefühlen und zur Beschaulichkeit fast drei Jahre lang ohne besondere Hindernisse fröhnen konnte. Der Besuch des Lemberger Gymnasiums, während des Engagements seiner Eltern in der galizischen Landeshauptstadt, war für seine regelmäßigen Studien ohne nennenswerthen Nutzen, denn der Unterricht in jener Anstalt wurde, entgegen dem offiziellen System, aus Rücksicht auf die überwiegende Mehrzahl der polnischen Schüler in polnischer Sprache ertheilt, die der Sohn deutscher Schauspieler nicht verstand. Die des Deutschen selbst nicht sehr mächtigen Lehrer ließen ihn aber mit großer Nachsicht durchkommen und nöthigten ihn nicht, mit allen Kräften dem Schulunterricht zu folgen. Als die Eltern hierauf zu dauerndem Aufenthalt nach Wien übersiedelten, da geschah es in einer Jahreszeit (November 1845), die den Eintritt ins Gymnasium nicht mehr gestattete, und Franz mußte bis zum Anfang des nächsten Schuljahres warten, um seine öffentlichen Studien fortsetzen zu können. In diesen dritthalb Jahren stockte also der regelmäßige Gymnasialunterricht Nissel's, aber sein eigener Bildungstrieb ward umso reger, und die Lectüre der zu jener Zeit beliebten Historiker, Romanschriftsteller und Dichter, der sich der junge Franz mit wahrer Leidenschaft hingab, förderte seine freilich auch darum einseitige Frühreife. Er las damals die ganze lange Reihe von Romanen Eugen Sue's, Walter Scott's, Bulwer's, Dickens', die Weltgeschichte von Rotteck, die ihm die Conception seiner erst 1862 ganz abgeschlossenen Tragödie »Perseus von Macedonien« eingab, ja, um sich noch weiter zu unterrichten, excerpirte er alle historischen Artikel des Brockhaus'schen Conversationslexikons, und er studirte sogar Kirchengeschichte, nicht um sich im Glauben, sondern um sich im Zweifel zu bestärken. Lateinische Grammatik und Arithmetik hingegen, die ihn langweilten, vernachlässigte er gründlich. Als er endlich 1846 wieder seine öffentlichen Studien aufnahm, es geschah im damals schon sehr angesehenen Schottengymnasium auf der Freiung, da hatte er keine geringe Mühe, seine Kenntnisse in den vernachlässigten Fächern zu ergänzen; es gelang ihm aber bald, und er wurde

noch im selben Schuljahr der stärkste Rivale des Primus seiner Classe (Sigmund Schlesinger's) und blieb es bis zum Austritt aus der Anstalt.

Dieser einsame und auch einseitige Bildungsgang in den empfänglichsten Jahren des frühreifen Knaben, blieb nicht ohne dauernde Bedeutung für sein späteres Leben. Der Dichter selbst urtheilte darüber in seinen Erinnerungen wie folgt:

»Ich war jedenfalls zu ernst geworden für meine Jahre, flüchtete zu früh in mich selbst zurück. Die Einsamkeit nach fröhlich genossener Jugend und voller Ausbildung, nicht nur aller Fähigkeiten, sondern auch zu reifer und klarer Weltanschauung, führt nicht selten, die Sammlung und Concentrirung der Kräfte fördernd, zu Großem und Schönem. Der allzufrühe Hang nach ihr zerstört aber meistens wie fremdes Gift die Energie der jugendlichen Seele und brütet hochgradige Schüchternheit, ja völlige Unfähigkeit zu praktischem Leben aus. Und so ist es mir geschehen.«

Diese einsame Thätigkeit bildete ihn aber auch vor der Zeit zu einem Autodidakten aus, der sich nur schwer in die Disciplin des Schulunterrichts wieder einfügen konnte, und das wurde umso schmerzlicher fühlbar, als Nissel durch den Verlust des einen Schuljahres (ein anderes hatte er wegen Kränklichkeit schon früher in der Normalschule verloren) ohnehin schon viel älter war, als die Knaben, die mit ihm die Schulbank drückten. Hatte er doch schon begonnen, sich seine eigene Weltanschauung zu zimmern, denn die Lectüre der Romane ging keineswegs ohne nachhaltigen Eindruck an seiner Seele vorüber. Wie mächtig er gewesen sein muß, beweist die folgende Apologie Eugen Sue's, die der fünfzigjährige Dichter noch in Erinnerung an jene jugendliche Schwelgerei in Sue's weitläufigen Werken niederzuschreiben sich gedrängt fühlte. Er hatte »Die Geheimnisse von Paris«, »Der ewige Jude« und »Martin, der Findling« gelesen und sagt von ihnen:

»Sie sind ohne Zweifel von größtem Einfluß gewesen auf die Entwicklung meiner politischen und socialen Gesinnung,

ja auf mein ganzes Denken und Fühlen. Und einen ähnlichen Eindruck mögen sie, die ganze Welt durchfliegend, auch auf tausend Andere gemacht haben. Man unterschätzt heute sehr den Wert der französischen Romane jener Zeit und glaubt sie mit dem vornehmen Tadel abzuthun, daß sie auf grelle Contraste und Effecte, auf sinnliche Reizungen ihre Wirkung gebaut haben. Sie zeugten aber doch auch von unverkennbarem Talente, ja von großer Compositions- und Gestaltungskraft, von reicher und fruchtbarer Phantasie, und wenn sie den Leser zu »packen«, auf seine Nerven in drastischer Weise einzuwirken trachteten, so geschah es doch auch im Dienste höherer Ideen. Und das war ihre Bedeutung, daß sie die Zeitbewegung, die auf Freiheit, Aufklärung und Humanität hinzielte, in tapferster Weise mitkämpften. Ein Verdienst dieser Werke ist es doch, daß sie zuerst uns auch in die Abgründe des Menschenlebens hinableuchteten, unsern Blick, wenn auch oft mit gewaltsamen Mitteln, nicht nur auf das beklagenswerthe Loos der Armen und Elenden hinlenkten, sondern auch noch das gefallene Mädchen, ja den Verbrecher als Menschen darstellten, an deren Unglück, als nur zu oft aus bösen gesellschaftlichen Zuständen hervorgehend, wir nicht ganz gedankenlos und gleichgiltig vorbeigehen dürfen. Wer erinnert sich nicht an die rührende Gestalt der Marienblume in den »Geheimnissen«, an die ergreifende der Bamboche im »Martin«!«

Und eben damit traf Eugen Sue eine verwandte, sehr empfindliche Saite in meinem nur zu weichen Herzen. Denn so wie ich mich in der Lectüre und, wo es irgend möglich war, auch im Leben zu den Unterdrückten hingezogen fühlte, mit den Besiegten zu trauern liebte, noch ehe ich das herrliche Wort des Alterthums: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! kannte, so hatten bereits Armuth und Elend angefangen, mich in nicht ganz gewöhnlichem Sinne zu bewegen. Ein Satz, den Eugen Sue, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit aussprach, ist immer der Grundsatz meines socialen Glaubensbekenntnisses geblieben, der Satz: Niemand hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange nicht jeder das Nöthigste besitzt.«

Man muß sich davor hüten, diese Apologie Nissel's mißzuverstehen. Er hat in der Folgezeit auch die größeren Dichter studirt, und eine ihm zu Weihnachten 1847 geschenkte Ausgabe Shakespeare's versetzte ihn in einen Taumel von Entzücken für lange Zeit, mit den Dramen Schiller's und Goethe's war er als Sohn eines »ersten Helden« schon von Kindesbeinen auf vertraut. Die Apologie, welche Nissel Eugen Sue widmet, ist selbst ein Product jener Parteinahme für die Unterdrückten, die er als eine seiner Eigenthümlichkeiten bezeichnet. Die Vergessenheit, der Eugen Sue anheimfiel, wie ja alle Moderomandichter ein kurzes Leben führen, und wohl insbesondere die Geringschätzung, welche die spätere Kritik und Literaturgeschichte sehr gern und häufig solchen Schriftstellern zu theil werden läßt, haben Nissel zu diesem für ihn so bezeichnenden Excurs bewogen. Er sprach darin übrigens keine Idee aus, die seitdem nicht auch schon unabhängig von ihm auf wissenschaftlicher Seite aufgetaucht wäre, denn die Literaturgeschichte fühlt jetzt in der That die Pflicht, die jeweiligen Modeschriftsteller der verschiedenen Zeiten in ihre Betrachtung einzubeziehen und sich nicht bloß auf die großen Dichter zu beschränken (Vergl. Anton E. Schönbach, »Ueber Lesen und Bildung«, 4. Auflage), denn den wechselnden Geschmack der Zeiten beleuchten gerade die kleinen, nicht die großen und ewigen Sterne der Kunst.

Als nun das Jahr 1848 herankam, fand es den hochaufgeschossenen, schon mit einem Bartflaum geschmückten Gymnasiasten Nissel reif genug, seine treibenden Ideen zu verstehen und ihn in den Wirbel der stürmischen Begeisterung hineinzuziehen. So groß war die innere Theilnahme dieses Gymnasiasten, daß er sich gleichzeitig mit seinem Vater zum Eintritt in die Bürgergarde meldete; körperlich war er reif genug zur Aufnahme, denn er hatte schon damals die richtige Grenadierlänge. Als aber der Hauptmann nach Alter und Beruf fragte, wies er Nissel junior zu dessen nicht geringem Schmerze ab: »Was, rief er, sollen wir auch noch Kinder nehmen!« Nie empfand Nissel den Verlust der zwei Schuljahre, die ihn gerade in dieser

für die Hochschüler so glorreichen Zeit ans Gymnasium band, so schmerzlich wie jetzt. Er war schon über seinen künftigen Beruf mit sich im Reinen. Am Abend des 13. März beglückwünschte ihn sein Vater zum schönsten Geburtstagsgeschenk, das er bekommen konnte: zur Preßfreiheit. Und nun sollte er, der schon kühne Römerdramen im Kopfe hatte, seinen Rotteck von hinten und vorne gelesen, ja seine eigene, freigeistige Religion sich geschaffen hatte, für die endlich nahende Freiheit nicht einmal kämpfen dürfen! Das hielt er nicht aus. Nahm ihn die Legion und die Garde nicht auf, so ließ er sich doch draußen in der Vorstadt anwerben, obzwar er seine alte Flinte nicht zu brauchen, den verrosteten Säbel nicht zu führen wußte. Er versuchte alle Streiche seiner Altersgenossen, so gut es eben ging, mitzumachen und ängstigte seine gute Mutter sehr mit seinem Heldenthum. Zum Glück gab er es noch zu rechter Zeit auf, denn er war weder den Strapazen, noch den feuchtfröhlichen Unterhaltungen des improvisirten Kriegerstandes gewachsen.

Aber seinen Schaden sollte er doch noch von seinem Kampfe für die Freiheit haben: einen lebenslänglichen, nie wieder verbesserlichen Schaden. Die Reform des Gymnasiums, die seine Jahrgänge von sechs auf acht erhöhte und damit den zum Ausflug auf die Universität ohnehin schon ungeduldig harrenden jungen Poeten noch um so viel länger in der Schulbank zu sitzen verurtheilte, traf ihn sehr hart. Das ganze Studium wurde ihm verleidet. Dazu kam noch die strammere Führung der kirchlichen Disciplin der Schule, im Gefolge der nach dem Sturmjahre sich breitmachenden politischen Reaction in Oesterreich. Nissel hatte seine freigeistige Gesinnung von Jugend auf, wie wir gesehen haben, ausgebildet; er hatte sich bei seiner fleißigen Lectüre mit dem Humanitätsideal der Classiker erfüllt, hing Rousseau'schen Ideen nach, glaubte an den Fortschritt und die Veredlung des Menschengeschlechts u. dergl. m. Ueberdies war er gerade in diesen Jahren von einer Art religiöser Schwärmerei ergriffen worden, die ihn bis zum Wahne

trieb — von dem er in den Lebenserinnerungen nur mit bitterem Lächeln berichten kann —, daß er selbst ein Reformator des religiösen Bewußtseins zu werden berufen wäre. Es war ihm in jener Zeit heiliger Ernst mit seinen im Selbststudium erworbenen Ueberzeugungen, und so schüchtern und ungelenk er sich nach außen zeigen mochte, so leidenschaftlich glühte seine Seele für seine Ideale und war bereit, ein Martyrium für sie zu tragen. Als er nun zu strenger Einhaltung der kirchlichen Uebungen verpflichtet wurde, konnte er sich dem Willen seiner geistlichen Lehrer nicht fügen, er wurde geradezu krank im Conflict zwischen Schulpflicht und eigener Ueberzeugung, und er, der bis dahin zu den Vorbildern seiner Classe gehörte, zeigte sich rebellisch, gab ihr ein schlechtes Beispiel mit seinem Ungehorsam, und mußte mit bis dahin auch geliebten Lehrern in Unfrieden gerathen. Diese erkannten wohl, daß ihr Primus nicht aus Uebermuth oder Frivolität auf einmal so ungeberdig geworden, sie hatten nach längeren Gesprächen mit ihm die Ueberzeugung gewonnen, daß sie es mit einem auf eigene Faust religiösen Menschen zu thun hätten. Aber schon aus Rücksicht auf die Disciplin der Classe konnten sie seine Widersetzlichkeit nicht dulden, und der Streit endete damit, daß Nissel 1850 vor dem gesetzmäßigen Abschluß der Studien das Gymnasium verließ. Er hatte also keine Matura gemacht und sich damit den Weg zu den höheren Studien auf der Universität und zu allen mit ihnen verbundenen Vortheilen selbst verlegt. Zwar waren seine Eltern mit diesem Abbruch der so hoffnungsvoll begonnenen Studien gar nicht einverstanden, aber sie konnten ihren Sohn, der sich im Conflicte mit der Schule krank gegrämt hatte, nicht anders bestimmen. Und dem Dichter, der in seinen alten Tagen von dieser wichtigsten Wendung seines Lebens mit großer Ausführlichkeit berichtete, erschien sie als ein nothwendiger Schluß seiner auch bis dahin nur wesentlich autodidaktisch sich gestaltenden Bildung.

Mit der Erzählung dieser Erlebnisse und einer ausführlichen Betrachtung des dem Herzen des Dichters stets theuer

gebliebenen Jahres 1848 bricht die Autobiographie Franz Nissel's ab, und es kann kein bloß äußerlicher Grund gewesen sein, der ihm das Fortschreiben versagte. Nissel hatte in diesen letzten Jahren sein heroisches Zeitalter gleichsam erlebt und seinen geistigen Charakter, wie er sich nun im fernern Laufe der Jahre bethätigte, schon ausgebildet. Er wurde später zwar reifer, klarer, ruhiger, aber er wechselte nicht seine Ueberzeugungen und behielt das Gepräge des liberalen Achtundvierzigers für immer. Sonst haben die meisten seiner Altersgenossen eine andere politische und historische Färbung angenommen. Jene Generation von deutschen Menschen, die um das Jahr 1830 herum zur Welt kam, und im Jahre 1848 noch in die Schule ging, hat sich nicht mehr an Rotteck, sondern schon an Ranke gehalten und man darf vielleicht Gustav Freytag als ihren Sprecher bezeichnen. Das war keine Generation mehr des abstracten politischen Idealismus und seiner kosmopolitischen Tendenzen, sondern sie wurde das Geschlecht der Realpolitiker in Deutschland, wie in Oesterreich, obzwar die Entwicklung des letzteren nicht immer gleichen Schritt mit der des ersteren hielt. Nissel schloß sich diesem Gange der geistigen Bewegung nicht an; seine ganze Persönlichkeit war von den Impulsen, die sie in ihrer Jugend literarisch und politisch erhalten hatte, ein für alle Mal bestimmt, und die früh aufgetretene Neigung, sich in sich selbst einzuspinnen, wurde zumal dem Dramatiker verhängnißvoll. Sie machte es ihm nicht möglich, die Fühlung mit seiner Zeit und ihrem Werden zu bewahren, er wurde nicht Herr seiner Alles überwuchernden Subjectivität; und da ihn obendrein sein schon früh auftretendes Brustübel daran hinderte, viel in die Welt zu kommen, reichere Beziehungen zu ihr anzuknüpfen, so bildete er sich zu dem aus, als den wir ihn schließlich gekannt haben: zum vereinsamten Mann, der aus seiner eigenen Seele heraus die Dichtungen spann und ihnen reales Leben nur in dem Umfange einflößen konnte, als er es selbst umfaßt hatte. Und das war kein großes Stück Realität. (Vergl. Joseph Bayer's Nekrolog auf Nissel in der Neuen Freien Presse, 25. Juli 1893).

Auch diesen seinen Mangel hat Niemand tiefer als Nissel selbst gefühlt, der in den Lebenserinnerungen einmal den schmerzlichen Schrei ausstößt: »Wie Felsengebirge thürmte es sich mir entgegen, wie Abgründe that es sich auf, mich zu scheiden von der Menschheit, an deren Geschicken ich mit oft blutendem Herzen Antheil nahm, für die ich Alles zu opfern so lange, für mein Glück viel zu lange bereit und entschlossen war. Vergebens harrte ich auf meine Zeit, sie ist niemals gekommen.«

Und wiederum tritt uns der tragische Zug in diesem Dichterleben, das wir nun von der Geburt bis zum Tode übersehen, erschütternd entgegen, und jedes kritische Wort, das wir über seine Leistungen zu äußern haben, bleibt uns in der Kehle stecken. Wer will da richten, wenn man das Walten einer über die menschliche Kraft gehenden ehernen Nothwendigkeit, eines Dämons, möchte man fast sagen, erkennen muß? Hier ein Mann, der stets vom besten und reinsten Willen für alles Hohe und Edle erfüllt war, der sich zeit seines Lebens nie einen Schritt weit vom Pfade eines idealen Charakters entfernte, dessen Begabung von Haus aus so verheißungsvoll war, daß Niemand es dem kühnen Jüngling zum Vorwurf weder damals noch nachträglich machen durfte, daß er auf ihre Leistungsfähigkeit allein alle Hoffnungen zu setzen den Muth fand. Und es war ja, um ganz gemein bürgerlich-ökonomisch zu sprechen, zunächst auch für die äußerste Nothwendigkeit gesorgt, denn der Vater lebte in voller Kraft noch viele Jahre lang (bis 1866) und liebte seinen hochbegabten Sohn viel zu sehr, um nicht gern den letzten Bissen mit ihm zu theilen. Und die ersten Anläufe erwiesen sich auch als sehr hoffnungsvoll. Ein Stück, das Nissel, kaum zwanzigjährig, mit seinem Freunde Sigmund Schlesinger gemeinsam verfaßt und der Direction des Burgtheaters überreicht hatte, das Trauerspiel »Narcissus« veranlaßte den gewiß zum Urtheil berufenen Leiter dieser ersten deutschen Bühne, Heinrich Laube, zu einer eigenhändigen und den jungen Dichtern schmeichelhaften Zuschrift, die wir im Anhange (Nr. 1) mittheilen. Der junge Schriftsteller, der also auf

jedes Amt und jedes Handwerk von vorn herein Verzicht geleistet hatte, durfte demnach getrost in die Zukunft sehen. Schon damals hatte sich mancher Dichter mit dem Erträgnisse eines oder zweier durchschlagend wirkender Stücke seine Existenz gesichert. Daß es aber doch so ganz anders kam, daß Nissel ein Werk nach dem anderen schuf, von dem man keineswegs gering-schätzig reden durfte, da es immer einen dramatisch werthvollen Gedanken und theatralisch wirksame Scenen enthielt, immer Zeugniß hohen dichterischen Strebens ablegte, und das doch nie so recht zünden konnte, nie ganz vollendet war, und daß der Geschmack des Dichters für das hohe, klassizistische, historische Drama sich immer mehr dem Modegeschmack und auch den Bedürfnissen der Zeit nach einer sie selbst wiederspiegelnden Kunst entfrembete — das alles war die Folge weniger des künstlerischen Vermögens, als des persönlichen Wesens Franz Nissel's, der ja wegen der Schwächlichkeit seines Körpers zum Theil unfrei war. Diese war es, die ihn in seine Stube bannte, und bedenkt man seine unfreiwillig einsiedlerische Lebensweise, dann muß man die dichterische Kraft, die sich bloß mit wenigen Anschauungen ihre Phantasiewelt baute, doch auch wieder bewundern.

Nissel war bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens ununterbrochen schöpferisch thätig; auch er hatte, wie die meisten Dichter, Jahrzehnte lang zu thun, um alle Conceptionen, die er in den ersten Jahren seines erwachten Geistes gefaßt hatte, auszugestalten. Alle seine Dichtungen, selbst das zuletzt bekannt gewordene und mit nicht blos bescheidenem Erfolge aufgeführte, seit 1881 fertige Lustspiel »Ein Nachtlager Corvins« reichen mit ihren Entwürfen viele Jahre weit zurück, und alle Pläne auszuführen, die ihn anzogen, war er gar nicht im Stande: so drängten sie einander. Sein Nachlaß enthält mehr Skizzen und Scenarien, als vollendete Stücke.

Es ist in der letzten Zeit, wo Nissel's Tod und die Aufführung seines »Corvin« (17. November 1893) die Oeffentlichkeit beschäftigten, so viel über seine Dichtungen und von den

einsichtigsten Kritikern geschrieben worden — auch so manches allzu herbe und Widerspruch fordernde Urtheil — daß es schwer hält, zu dem Gesagten noch etwas hinzuzufügen. Wir wollen uns daher, dem Plane dieser ganzen Charakteristik gemäß, nur auf einige Bemerkungen beschränken, um Nissel's menschliches Bild durch das des Dichters zu ergänzen.

Ein lyrisches Talent im engeren Sinne besaß Nissel nicht, wie schon Prof. Bayer im erwähnten Nekrolog bemerkte. Nissel hatte nicht die Begabung, seinen Gefühlen und Stimmungen im strengen knappen Maß der lyrischen Form künstlerischen Ausdruck zu geben, oder man muß sagen: da er von Jugend auf seine ganze Leidenschaft auf das Theater gerichtet hatte, so hat er es nie gelernt, die strenge Kunst des Liedes zu beherrschen. Was sein Nachlaß an lyrischen Stücken enthält, ermangelt der befriedigenden Form: ist rhetorisch, breit und pastos im Ausdruck, wenn auch fesselnd durch den Inhalt. Bei aller Leichtigkeit, mit der er die Sprache beherrschte, und die ihm glühende Ergüsse, anmuthige Gespräche, gedankenvolle Monologe, knappe schlagende Wechselreden im Drama sehr wohl gelingen ließ, hat Nissel die Sprache selbst als Kunstwerk zu behandeln kaum gedacht, und die Kritik konnte ihm daher bei aller Anerkennung ihres seelischen Schwunges manchen Vorwurf in dieser Richtung nicht ersparen. Auf die künstlerische Ausbildung seiner Prosa hat Nissel noch weniger Bedacht genommen: sein schwärmerischer, hochfliegender Sinn, der über dem Irdischen zu schweben geneigt war, findet in ihren breiten Perioden, welche die Worte nicht sehr wählen, seinen Spiegel.

So war auch sein Geschmack als Dramatiker: sein Sinn war aufs Heroische gerichtet; er hatte das Bedürfniß, in große historische Perspectiven hineinzuschauen, mächtige politische Gegensätze zu erfassen, er bedurfte des farbigen Costüms, der großen Staatsaction und spitzte gern den Gang der Handlung auf große Redeacte als ihren Höhepunkt hin, zumal im »Rudolf von Erlach« und im »Königsrichter«, auch die »Agnes« ist so gebaut. Er liebte die Massenscenen, die vollbesetzte Bühne.

Nach rechter Dichterart hat Nissel auch öfters ganz persönliche Lebenserfahrungen in Gestalten objectiv darzustellen versucht. Die »Zauberin am Stein« ist auf solch ganz persönlichem Grunde aufgebaut, indem sie die Tragödie jenes Menschen darstellt, der es wagt, ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt zu leben und endlich doch seine Abhängigkeit von dieser Meinung erkennen muß. Gerade dieser Grundton gibt dem Stücke seine rechte poetische Wärme, obzwar es in seinen Voraussetzungen manche Schwäche aufweist und nicht fest genug in der Wirklichkeit ruht.

In den »Jacobiten« hat Nissel eine andere, ganz persönliche Stimmung dichterisch objectivirt. Die treibende Gestalt in diesem Trauerspiel ist ein Schreiber Edgar, den das Schicksal auserkoren zu haben scheint, um ihn so recht zu quälen. Dieser Schreiber Edgar ist ein Mensch mit leidenschaftlichem Gemüth und einem gesunden, nicht unbescheidenen Mannesstolze. Sein Herr, Lord Arthur, der Führer der jacobitischen Verschwörung, mißbraucht ihn aber in unerhörter Weise, indem er ihn, ohne im Geringsten nach seiner Meinung zu fragen, zum Mitschuldigen an der Verschwörung macht, ihm die gefährlichste Sendung überträgt, und sich schließlich sogar dasselbe Mädchen zur Braut nimmt, worein Edgar verliebt ist. Edgar ist ein Spielball fremden Willens, ohne doch etwas anderes dagegen thun zu können, als mit rasender Rachsucht, die Verschwörung zu denunciren und sich mit ihr dem Untergang zu weihen. In einem langen Monolog denkt er über das ungerechte Schicksal nach, das so mit ihm spielte. Das Stück ermangelt der rechten Einheit, ein Motiv steht dem anderen im Wege, es enthält aber viele wirksame und schön gedachte Einzelheiten, insbesondere einen, der berühmten Scene Octavians an der Leiche des Brutus in Shakespeare's »Julius Cäsar« nachempfundenen Auftritt, der sehr kräftig ist.

Ein anderes für Nissel charakteristisches Motiv enthält die Handlung des Volksschauspieles: »Ein Wohlthäter«, das auch im Burgtheater gegeben wurde. Ein Wohlthäter im un-

fassendsten Maße, bei dem das Wohlthun schon zu einer, seinen eigenen Besitz schädigenden Manie wurde, hat die Schwäche, auf seine Wohlthätigkeit sehr eitel zu sein; er hat das Bedürfniß, seine Wohlthaten fort und fort anerkannt zu sehen; er bespiegelt sich in seiner Tugend. Die Mehrzahl der von ihm Beschenkten beutet seine Schwäche berechnend aus; gerade derjenige aber, den er am meisten liebt, ein Waisenknabe, den er sich zum Großknecht erzog, und dem er schließlich auch seine eigene Tochter zur Gattin geben will, gerade dieser Andres ist eine keusche, spröde Mannesseele, und die geschmacklos quälende Forderung, für die ihm erwiesenen Wohlthaten nicht blos mit seiner mustergiltigen Arbeit in Haus und Hof, sondern auch noch überdies mit schönen Worten zu danken, bringt den ehrlichen Jungen zur Raserei. So hübsch das für das Lustspiel geeignete Motiv ist, so wurde das Stück durch die sentimentale Wendung, die ihm der Verfasser gab, unfähig, sich auf der Bühne zu erhalten.

Die andere Gruppe der Nissel'schen Werke umfaßt die historischen Tragödien, die eine, unseres Erachtens, allzu strenge Beurtheilung erst ganz neuestens in der »Deutschen Literaturzeitung« erfahren haben, zumal »Heinrich der Löwe«. Dieses Freundespaar, Heinrich der Löwe und Kaiser Friedrich, das sich persönlich so sehr lieben muß, weil beide hochsinnige Charaktere sind, die nur von geistig Ebenbürtigen verstanden werden können, hat auf uns einen nachhaltigen dichterischen Eindruck gemacht, und wir haben dieses, wenn wir nicht sehr irren, ganz specifisch Nissel'sche poetische Motiv nie zu schätzen aufgehört, denn es liegt wahre Größe der Lebensanschauung darin. Die zwei Machthaber Heinrich und Friedrich kommen nur deswegen auseinander, weil die Umstände mächtiger sind, als sie selbst, weil der Politiker immer auf die Mitwirkung Anderer angewiesen ist und darum eines starken Herzens und Geistes bedarf, um im ununterbrochenen Spiel der Intriguen sich die Reinheit seines Gefühls und seiner Persönlichkeit zu bewahren. Es wird in diesem Schauspiel in der That der Blick

in die Natur der Dinge geöffnet, und wir konnten uns den poetischen Genuß daran nicht durch die Schwäche seines Abschlusses verleiden lassen. Ebenso wenig läßt sich der »Agnes von Meran« wahre Größe absprechen, und wenn ein Mann wie Julian Schmidt von ihr zu so beredter Begeisterung entzündet wurde, daß er sich ihretwegen mit so viel Gegnern herumschlug, so ist das auch kein geringes Zeugniß für ihre poetische Kraft, allen Schwächen in der Charakteristik, allen Theaterstreichen und Unwahrscheinlichkeiten in der Gegenüberstellung von Agnes und Ingeborg zum Trotz! Und wenn neuerdings, gelegentlich der Kritik des »Nachtlagers Corvins«, ein so maßvoller und einsichtsreicher Kritiker wie Ludwig Hevesi die Forderung wiederholte, daß die »Agnes von Meran« der lebendigen Bühne erhalten werde, so schließen wir uns diesem Rufe mit der Ueberzeugung an, daß er berechtigt ist: aller Schwierigkeiten ungeachtet, die der Darstellung der »Agnes« dramaturgisch im Wege stehen. Wozu aber wären die guten Dramaturgen in Wien da? (Auch Julius Rodenberg hat in seiner Anzeige Nissel's in der »Deutschen Rundschau«, September 1893, dieselbe Meinung ausgesprochen.)

Es läßt sich überhaupt dem Dichter Nissel eine gewisse Größe der Anschauung und Empfindung, im Entwerfen, im Aufstellen der Gegensätze, in der Deutung des überlieferten Stoffes durchaus nicht absprechen. Von seinem »Perseus« wurde auch Laube, der sich zu ihm bei aller menschlichen Theilnahme künstlerisch dennoch fast gegensätzlich verhielt, so gegnerisch wie der Realist sich zum rhetorischen Idealisten überhaupt stellen muß — vom »Perseus« ward auch Laube ganz begeistert und schrieb dem Dichter am 8. Februar 1862 darüber:

»Ich habe gestern Ihren Perseus gelesen, lieber Freund, und drücke Ihnen hiemit meine große Freude aus über die tüchtige Arbeit, welche Sie zu Stande gebracht. Ich halte das Stück für gehaltvoll, geistvoll, künstlerisch reif und literarisch bedeutend. Vielleicht wären nur einige Wendungen Aureliens zu ändern, welche mir kokett heroisch, also allzu abstract erschienen sind.«

»Ob und was für unsere Bühne damit zu unternehmen sei, weiß ich freilich noch nicht. Diese Aufgabe ist sehr schwer und wahrscheinlich undankbar. Besonders auch wegen des rein politischen Pathos darin, welches auf das große Publicum kaum wirksam zu machen sein wird.«

»Darüber mündlich. Der literarische Erfolg scheint mir sicher, wenn Sie 's drucken lassen. Ich glaube also, Ihnen jedenfalls Glück wünschen zu können zu solchem Poëm.«

So Laube, und wer jetzt dieses Poëm mit nur einiger Unvoreingenommheit lesen will, kann unmöglich für die tragische Gestalt des jungen Demetrius (zu dessen Zeichnung nicht unwahrscheinlich Nissel's in den Memoiren verklärter Bruder Pepi Modell stand) unempfindlich bleiben, der mit seinem reinen liebevollen Herzen ungewollt in das Räderwerk der Politik hineingeräth und davon zermalmt wird. Auf diese Contrastirung von politischer und idealer, weltabgewandter Lebensführung verstand sich Nissel überhaupt sehr wohl, denn seine persönlichen Erfahrungen haben ihn diesen Gegensatz recht tief fühlen lassen, und man kennt am besten doch nur das, was man am eigenen Leibe erfahren hat, sagt einer der herbsten Kritiker Nissel's, J. J. David, in seiner Novelle: »Ein Poet?« Da schlägt sein Dichterherz gar vernehmlich und rührend, wie er überhaupt, in Consequenz seines mehr vom äußeren Schicksal, als vom eigenen Willen bestimmten Lebens, stets die tragische Nothwendigkeit äußerer Verhältnisse zu betonen liebte, der nur seine ihr entgegengestellten Charaktere zu wenig gewachsen waren. Sein König Philipp von Frankreich ist solch ein der Situation nicht gewachsener Mann, er ist ein Schwächling: sanguinisch, in seiner Begeisterung Andere mitreißend, aber nicht verläßlich. Nissel hat ihn gewiß mit Absicht so gestaltet, aber es war ein Irrthum, zu erwarten, daß man sich mit der verliebten Agnes für diesen allzu schwachen Philipp besonders erwärme.

Gewiß enthält auch »Ein Nachtlager Corvins« solche ganz persönliche Motive Nissel's. Wenn die schnippische Irma die jugendliche Schwärmerei ihrer Schwester Etelka für die

Helden der Geschichte im Allgemeinen und für den ungarischen Roi soleil Mathias Corvinus im besonderen heiter schildert, so erinnern wir uns an Nissel's eigene Jugend und seine enthusiastischen Geschichtsstudien zu jener Zeit. Die Kritik hat gelegentlich der Aufführung dieses Lustspieles indeß reichlich seine Vorzüge und Schwächen beleuchtet, daß wir auch hier uns der Analyse entschlagen dürfen. Nur um die Erinnerung an die wichtigsten Momente der Dichtung festzuhalten, wollen wir verzeichnen, daß Anton Bettelheim ihre Quelle (J. A. Feßler's Biographie des Königs Mathias Corvinus, Karlsruhe 1809, II., S. 111), eine düstere Anekdote, die schon der alte Historiker als sehr unwahrscheinlich bezeichnete, mit dem Lustspiel verglich und die reichliche eigene Erfindung Nissels nachdrücklich betonte. Max Kalbeck wies auf die hier zu Grunde liegende, geistvolle und dem gesunden Fühlen sehr entsprechende Auffassung der Eifersucht als eines wesentlich humoristischen Motivs hin; Alfred v. Berger auf die dichterisch so bedeutsame Verwendung der zwei Scenen des begrenzten Schlosses und der weiten, in der Sonne prangenden Donau-Auen für die zwei verschiedenen Handlungen des Lustspieles; und Ludwig Speidel endlich beleuchtete die Schönheit des zweiten Actes, worin der heiter anmuthige Ton des Gesprächs schöner Wiener Frauen herrsche.

Von den nachgelassenen Werken Franz Nissel's verdient sein »Königsrichter« besondere Berücksichtigung; denn wenn auch diese Tragödie die von Berger geäußerte Bemerkung, daß Nissel nicht knapp und geschickt genug seine Handlungen schließen könne, neuerdings bestätigt, wenn sie auch in der zweiten Hälfte sich uninteressant in die Breite verliert, so ist sie doch in der ersten so kräftig und fesselnd in Handlung und Charakteristik geführt, daß schon darum allein der Wunsch rege wird, das Stück für die Bühne zu retten. Es stellt aber auch einen specifisch österreichischen Stoff dar und verdient darum nicht weniger Berücksichtigung. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Schlacht von Mohács mit ihren welthistorischen Folgen; sie spielt auf ungarischem und siebenbürgischem Boden. Zapolya, der

mächtigste Magnat, strebt selbst nach der Krone Ungarns, die auf dem Haupte des Jünglings Ludwig sitzt. Der junge König ist gegen die Türken ausgezogen, Zapolyas Hilfe ist ihm unentbehrlich, dieser aber zögert treuloser Weise so lange mit seinem Hilfszug, bis der König, gegen die Uebermacht kämpfend, die Schlacht verliert und auf der Flucht selbst in einem Sumpfe einen elenden Tod findet. Zapolya ist schon im Begriffe, sich die ungarische Krone aufzusetzen; da findet er im siebenbürgischen Königsrichter Pemflinger einen unerwarteten Widerstand. Pemflinger ist ebenso treu, rechtschaffen und unbeugsam in seinem Pflichtgefühle als Zapolya verschlagen, wahllos in den Mitteln und ehrgeizig ist. Nissel hat mit besonderer Sorgfalt den Gegensatz dieser zwei Männercharaktere herausgebildet, und was selten bei ihm ist: die Charaktere fast realistisch gestaltet. Das Stück bewegt sich in interessanten und mächtigen Scenen seinem Höhepunkte, der Schilderung der Schlacht von Mohács zu. In der zweiten Hälfte gewinnt die Liebesgeschichte zwischen dem Sohne Zapolya's und der Tochter Pemflinger's zu großen Raum und die historische Größe des Stoffes wird dadurch beeinträchtigt. Doch wäre es leicht, hier durch Kürzungen zu helfen und also das Stück der Bühne zu retten.

Werth solcher Liebesmüh ist der Dichter, denn es war keine leere Redensart von ihm, wenn er von sich sagte, daß er sein ganzes Leben der Menschheit gewidmet hatte. Er hat durch seinen Lebenswandel selbst den Beweis für seinen auf alle Güter des Lebens verzichtenden, der Kunst ausschließlich gewidmeten Sinn gegeben. Darum hat auch die ihn überlebende Kunst eine heilige Pflicht, die Hoffnungen wahr zu machen, mit denen er aus dieser Welt schied und denen er im Vorworte zu seinen »Ausgewählten Werken« mit den Worten Ausdruck gab:

»Und so sende ich sie denn hinaus, diese Werke, noch einmal zu kämpfen, für sich und ihren Dichter. Er selbst, leider nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt; ihn

fesseln nun wohl Alter und Krankheit fort an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung.«

Anhang.

1.

Laube an Nissel.

(Mit der Schrift des Kanzlisten).

Die Direction des k. k. Hof- und Nationaltheaters in der Burg dankt ergebenst für Zusendung des Manuscriptes:

»Narcissus«

und bedauert davon keinen Gebrauch machen zu können, weil ihr das Stück für die Darstellung auf dieser Bühne nicht geeignet erscheint.

Wien, den 22. April 1851.

Von der artistischen Direction
des k. k. Hof- und Nationaltheaters.

(Von Laube's Hand).

Ich gestehe Ihnen, meine Herren, daß Ihre Arbeit meine Erwartungen übertroffen hat, und daß ich bewundere, wie Sie zu Zweien eine so einmüthige Führung eines delicaten Themas zu Stande gebracht. Sie werden selbst darauf gefaßt sein, gerade in dem delicaten Thema ein Hinderniß für Aufführung am Burgtheater zu sehn. Die Dialectik der Liebe in einer Messalina ist für uns an und für sich eine mißliche Aufgabe, und selbst wenn das Theater daran gehen könnte, dann müßte der leidenschaftliche Puls in der Handlung bewegter und drängender sein, als es Figuren wie Narciß (welcher durchaus nicht das Hauptinteresse gewinnt), Maro und Corundo zulassen. Alle drei sind nicht innerlich lebendig und hemmen statt zu

fördern. Ich möchte fast glauben, Sie haben darin nach bedenklichen, wenn auch interessanten Mustern modellirt, und dadurch die Spitzfindigkeit eingetauscht für die natürliche Einfachheit.

Mögen Sie diese kritischen Bemerkungen mit meinem Wunsche entschuldigen, Sie auf einen einfacheren Weg für ein einfaches Thema zu leiten. Ich bezweifle gar nicht nach Lecture dieser Studie, daß es Ihnen gelingen wird, ein willkommenes Theaterstück zu schaffen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Laube.

2.

Nach dem uns von der Schwester des Dichters freundlichst mitgetheilten Verzeichnisse seiner vollendeten Stücke ist die zeitliche Reihenfolge ihrer Entstehung diese:

1845 »Claudius Civilis«, Trauerspiel in 5 Acten, geschrieben im Alter von 14 Jahren.

1845 »Der letzte Loscelyne«, Trauerspiel in 5 Acten.

1850 »Die Inquisitoren«, Trauerspiel in 5 Acten zusammen mit Sigmund Schlesinger geschrieben.

1850 »Dichter und Mensch«, Lustspiel in 4 Acten, desgleichen.

1851 »Narcissus«, Trauerspiel in 5 Acten, desgleichen.

1851 »Ein Narr«, dramat. Gemälde in 5 Acten.

1852 »Das Beispiel«, ländliches Gemälde in 3 Acten mit Sigmund Schlesinger, aufgeführt im Theater an der Wien.

1853 »Martin«, Volksstück in 3 Acten, aufgeführt im Theater a. d. Wien.

1854 »Er soll ausziehen«, Lustspiel in 1 Act, aufgeführt daselbst.

»Ein zweites Leben«, satirisch-phantastisches Gemälde mit Gesang in 3 Abtheilungen und 4 Acten.

1854 »Nur zum Scheine«, Lustspiel in 3 Acten.

»Leoni«, Schauspiel in 1 Act.

1856 »Ein Wohlthäter«, Schauspiel in 3 Acten, aufgeführt im Burgtheater.

1856 »Dido«, Trauerspiel in 5 Acten, aufgeführt in Dresden.

1858 »Heinrich der Löwe«, historisches Schauspiel in 5 Acten, aufgeführt im Burgtheater und in Dresden.

1859 »Die Jacobiten«, Trauerspiel in 5 Acten, aufgeführt in Mannheim.

1862 »Perseus von Macedonien«, Trauerspiel in 5 Acten, aufgeführt im Hofburgtheater, dann in Karlsruhe und in Hannover.

1863 »Die Zauberin am Stein«, Drama in 4 Acten, aufgeführt im Burgtheater und an vielen anderen Bühnen.

1864—65 »Der Königsrichter«, Trauerspiel in 5 Acten.

1874 »Rudolf von Erlach«, Schauspiel in 5 Akten.

1877 »Agnes von Meran«, ursprünglich als Doppeltragödie Ingeborg und Agnes geplant, dann in ein Trauerspiel in 5 Acten zusammengezogen; aufgeführt in Wien, Berlin und Weimar.

1881 »Ein Nachtlager Corvins«, Lustspiel in 3 Acten, aufgeführt im Hofburgtheater.

Vermischtes.



1.

Ein Brief Grillparzers an Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Mitgetheilt von **Franz Ilwof** (Graz).

Der sinnige Lyriker und Dichter herrlicher Balladen, Karl Gottfried von Leitner,*) stand in mehrfachem persönlichem und schriftlichem Verkehr mit Grillparzer. Im Jahre 1825 wurde Leitner, dessen »Gedichte« eben damals erschienen waren, Grillparzer, der schon durch die Ahnfrau, durch Sappho, das goldene Vließ und Ottokars Glück und Ende berühmt war, durch Hormayr in Wien vorgestellt und besuchte in der Folge, so oft er dorthin kam und als er sich 1840 einen Monat lang in der Residenz aufhielt, Grillparzer fast täglich und speiste mit ihm häufig zu Mittag.

Als Grillparzer einige Male, meist bei Gelegenheit seiner Badereisen, kurze Zeit in Graz weilte, waren beide vielfach beisammen.

Im Jahre 1830 dichtete Leitner ein fünfactiges Trauerspiel »König Tordo«; die Handlung spielt im fünften Jahrhundert v. Chr. in und um Sigtuna, der alten Residenz der schwedischen Könige; es wurde am 15. November 1830 zum ersten Male auf dem Theater in Graz aufgeführt; vollständig gedruckt wurde es nie, das Manuscript befindet sich in dem ansehnlichen literarischen Nachlasse des Dichters in Graz; ein »Abriß« desselben erschien in der »Steiermärkischen Zeitschrift« (11. Heft, Graz 1833, S. 101—136).

*) Geboren am 18. November 1800 zu Graz, gestorben ebenda am 20. Juni 1890. Ueber ihn vgl. meine ausführliche Biographie: »Karl Gottfried Ritter von Leitner« im 41. Hefte der »Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark« (Graz 1893).

Leitner war von dem Wunsche beseelt, daß dieses sein dramatisches Werk auch in Wien zur Aufführung gelange; er benöthigte die Bekanntschaft mit Grillparzer, wendete sich an diesen um Rath und Auskunft in dieser Beziehung und Grillparzer erwiderte mit folgendem Schreiben*):

Wien, 21. März 1832.

Hochgeschätzter Herr!

Ihr werthes Schreiben vom 15. d M. hat mich mit doppelter Freude erfüllt: einmal weil es von Ihnen kam, also von einem Manne, dessen schönes Talent mir immer eben so viel Zuneigung als Werthschätzung eingeflößt hatte; dann weil es mir Gelegenheit gab, ein Versäumniß gut zu machen, da ich mich nämlich erinnerte, ein früheres von dem Geschenk ihrer Gedichte begleitetes Schreiben bisher nur im Herzen, noch nicht aber mit der Feder beantwortet zu haben.

Ich eile daher, mich dankbar zu zeigen, indem ich Ihnen die gewünschten Auskünfte in möglichster Schnelligkeit zukommen mache.

Die Aufführung eines Stückes im Theater an der Wien schließt dieses von der Annahme beim Hofburgtheater keineswegs aus, es erschwert dieselbe aber allerdings, besonders da in Wien eine stillschweigende Konvenzion zwischen den verschiedenen Theatern besteht, binnen Jahr und Tag kein ungedrucktes Stück zu geben, das sich auf dem Rerpertoire des anderen befindet. Dann aber — und das ist die Hauptsache — befindet sich gegenwärtig das Personal des Theaters an der Wien, als auch (durch ein unaufhörlich fortgesetztes possenhaftes und gemeines Streben der Direkzion) das Publikum daselbst in einer solchen Verfassung, daß ein auf poetische Wirkung berechnetes Stück dieser Bühne durchaus nicht anzuvertrauen ist. Selbst wenn ein solches Stück daselbst reussirt, so geschieht es immer durch solche Mittel, über die der Verfasser schamroth werden muß und die daher Ihre Sache gewiß nicht sind.

*) Bruchstückweise wurde dieser Brief veröffentlicht von Goldscheider: »Karl Gottfried Ritter von Leitner« (Graz 1880), S. 128 bis 129.

Sollten Sie dagegen Ihre Arbeit dem Hoftheater anvertrauen wollen und Ihnen dabei ein Mittelsmann erwünscht sein, so biethe ich mich Ihnen hiezu freundschaftlichst an, so wie mir überhaupt jede Gelegenheit erwünscht sein wird, Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie hochschätze, und wie groß die Theilnahme ist, die Ihre Werke mir eingeflößt haben.

Mit Achtung und Ergebenheit

F. Grillparzer.

Zu einer Aufführung des »König Tordo« in Wien kam es nicht. Etwa zehn Jahre vor seinem Tode sprach Leitner über Grillparzer und theilte dessen Ansicht über das Trauerspiel mit: »Ueber meine Tragödie »König Tordo« sprach und schrieb er mir; er fand Lob für Anordnung und Styl derselben; nur meinte er, ich wisse noch nicht, was dem Publikum »wolthue« — allein das könne man lernen.«

Grillparzer verkehrt in diesem Briefe auf das freundschaftlichste mit Leitner, was bei dem großen Dramatiker in ähnlichen Fällen nicht immer stattfand; des jüngeren Dichters ernstes, gemessenes, aber stets bescheidenes Auftreten mag bei Grillparzer günstige Stimmung hervorgerufen haben und gewiß erkannte er rasch den gediegenen Charakter Leitners; er ist ihm mit Rath behilflich und erbietet sich, es ihm auch mit der That zu sein. Beachtenswerth ist Grillparzer's scharfes Urtheil über die damaligen Zustände an dem Theater an der Wien und bezeichnend für ihn, der nie Buchdramen schrieb, sondern bei jedem seiner dramatischen Werke die Darstellung auf der Bühne vor Augen hatte, der Ausspruch, daß der Dramatiker wissen müsse, was dem Publicum »wolthue«.

2.

Franz Grillparzer an Anastasius Grün.

Aus handschriftlichem Nachlasse mitgetheilt von **Ludw. Aug. Frankl.**

Hochverehrter Herr (was bei mir der zweite Vergleichungstitel von Exzellenz ist).

Dieselben Zweifel, die Sie jetzt haben, hatte ich, als mir die Stadt Wien ihr Ehrenbürgerrecht ertheilte. Ich habe den schriftlichen Dank unterlassen, aber ich hatte die Entschuldigung der Krankheit für mich, obwohl es eigentlich mehr Faulheit und Widerwillen gegen alle öffentlichen Schaustellungen war.

Aber Sie sind gesund und sind ein Mann der Oeffentlichkeit, indeß ich mich gern in ein Mausloch zurückzöge.

Daß dadurch ein Schatten auf mich zurückfalle, dürfen Sie nicht fürchten, denn wie gesagt: ich war krank und bin es leider noch, werde es wohl auch bleiben.

In der Ordnung scheint es allerdings, daß, nachdem man mündlich den Abgeordneten gedankt hat, man auch der Commune danke, die doch eigentlich die Ehre wirklich ertheilt hat.

Mit Hochachtung

Grillparzer.

am 29. November 1864.

3.

Aus Gesprächen mit Grillparzer.

Mitgetheilt von **Robert Zimmermann.**

Ich hatte in der ehemaligen »Oesterreichischen Revue« (1864—65) eine Folge von Aufsätzen über die Geschichte des Dramas in Oesterreich veröffentlicht, welche seitdem unter dem Titel: »Von Ayrenhoff bis Grillparzer« auch in die Sammlung meiner kleineren Schriften (»Studien und Kritiken«; Band II, S. 1—73) übergegangen sind. Grillparzer hatte sie gelesen und war von denselben »sehr befriedigt« worden. (Vgl. dessen Schreiben an Frau Auguste von Littrow vom 30. Jan. 1866. Jahrb. der Grillparzer-Gesellsch., I. Jahrg., S. 83, Nr. 59.) Dies gab die Veranlassung zu wiederholten Besuchen und Unterredungen, aus welchen nachstehende Auslassungen des Dichters, wie sie unmittelbar nach der Zusammenkunft aus dem Gedächtniß aufgezeichnet wurden, hier Raum finden mögen.

* * *

Grillparzer am 6. Januar 1866.

— — Ich freue mich, Sie zu sehen; ich habe Ihre Artikel in der Revue, die ich früher gar nicht zu sehen bekam, mit vollkommener Billigung gelesen. Es freut mich immer, wenn ich eine Anerkennung finde. Die jetzigen Herren Literaturhistoriker, sehr gescheidte Herren der Gervinus und Julian Schmidt, sehr gescheidt, sehr gescheidt, auch mit rechtem, guten Willen, aber sie haben lauter Schachteln fertig, da stecken sie Einen hinein. Sie lesen den Goethe, den Schiller, in dem Anderen blättern sie nur, so zwischen Schlaf und Wachen, da sind sie gleich fertig. Und vollends über die Oesterreicher!

— — Die Esther? ja die Esther! Was gedruckt ist, sind nicht ganz zwei Acte. Die letzte Scene des zweiten fehlt. Geschrieben ist sie, aber ich wollte sie nicht mit abdrucken lassen, weil sie schon zu sehr ins Weitere eingreift. Es ist die Scene, wo Mardochai vor der Thür des Palastes sitzt. Weiter ist nichts fertig. Ich pflege mir meine Sachen nicht ins Detail zu notiren; nicht wie Lessing, der seine Oden erst in Prosa schrieb und dann versificirte; ich will doch auch beim Arbeiten eine Freude haben, ich will mich überraschen lassen. Der König sollte sich als ein schwacher, aber sehr edelmüthiger Mann zeigen; die Esther und der Mardochai ganz nach der Bibel. Der Haman sollte durch seine Frau verleitet werden, auf die Partei der Königin Vasthi zu treten. Zuletzt sollte sich Alles ganz gut lösen, mehr wie im Schauspiel. Niemand sollte umkommen, außer dem Haman. Die Scene zwischen Esther und dem König? Ja, ja, die ist gut so; das glaube ich auch. Und der Haman? Ja, ja, Sie haben Recht, das wäre so ein rechter versatiler Staatsmann, so eine Art Polonius. Das ist Alles, was ich noch weiß, ich könnte es jetzt nicht mehr weiterführen, wenn ich auch wollte.

— — Die Ahnfrau? ja, die Ahnfrau! die ist mir noch immer lieb, ich halte sie für ein gutes Stück: Was da vom Schicksal drinnen steht, das ist nicht von mir; ich verstand nichts vom Theater. Der damalige Theatersecretär Schreivogel, der war ein großer Freund von Müllner, von der Schuld u. s. w. der hat darauf gedrungen, daß es betont werden soll, der hat die Schuld vom Geschlecht her hineingebracht. Ich möchte es wohl einmal drucken lassen, wie es ursprünglich war. Aber so, jetzt bin ich nun einmal der Schicksalsdichter! Als ob es kein Schicksal gäbe? Sie, ich, Jeder hat sein Schicksal. Ist denn die Vorsehung was Andres? Ist's denn nicht ein Beweis, daß Alles aufs Beste eingerichtet sein muß, weils überhaupt noch aushält! Und hat die Sappho etwa kein Schicksal? Aber das Gespenst in der Ahnfrau, das hat man mir nicht verziehn? Glaub' ich etwa an Gespenster, weil die Personen im Stück daran glauben? In der Zeit, in der das Stück spielt, hat man aber an Gespenster geglaubt. Und der Geist im Hamlet, und der Schatten des Darius beim Aeschylus? Mit dem Stück, das sie jetzt wieder aufs Theater bringen, mit dem »treuen Diener seines Herrn«, ists auch so. Mich hat mans entgelten lassen, was der Bankbanus spricht und thut! Und wenn's wäre, was ist es denn? Der Bankbanus ist ein alter gutmüthiger Kerl, der an seinem gegebenen Worte festhält. Draußen hat man's

geschimpft wegen seiner Loyalität und drinnen hat mirs der Kaiser Franz abkaufen wollen, damit's nicht aufgeführt wird. Ich sollte fordern, was ich wollte. Aber es war zu spät, es war schon an fünf Bühnen verschickt.

— — Der Kaiser Franz, den haben Sie zu gut gemacht! Das ist das Einzige, was ich an Ihren Aufsätzen auszusetzen habe. Alles, was Sie von dem Zusammenhang der Entwicklung des Dramas in Oesterreich mit der österreichischen Staatsidee sagen, das ist mir ganz recht und vom Kaiser Josef ist's auch wahr. Aber der Kaiser Franz, der hat nie eine solche großartige Idee gehabt, und der Kaiser Ferdinand auch nicht. Hätte er sie gehabt, wir ständen nicht da, wo wir jetzt stehn. Mein Ottokar ist zwei Jahre bei der Theatercensur gelegen und es ist ein reiner Zufall, daß er zuletzt zur Aufführung kam. Der Matthäus Collin, der Erzieher des Reichstadt, der kam einmal zur Kaiserin Mutter, wie sie unwohl war, und sie verlangte von ihm, er solle ihr Bücher vorschlagen. Die er ihr nannte, wollte sie nicht; die hatte sie sich schon alle vorlesen lassen; ob in der Theaterkanzlei keine neuen Stücke vorhanden seien; sie lese gerne die Stücke früher, ehe sie sie aufführen sehe. Er brachte ihr die Post, es seien nur französische Lustspiele da und ein Manuskript von mir, das schon zwei Jahre da liege. Das solle er ihr bringen, meinte sie. Diesmal fanden sie das Manuscript gleich auf der Censur; wenn man es sonst verlangt hatte, so war's immer vergraben. Collin las ihr's vor. Als er fertig war, kam gerade der Kaiser Franz hinein zu ihr, um um ihr Befinden zu fragen. Du, sagte die Kaiserin, warum wird denn der Ottokar vom Grillparzer nicht aufgeführt? 'S wird halt was Staatsschädliches drinnen sein? meinte der Kaiser. Im Gegentheil, schrie die Kaiserin, der größte Schmeichler des österreichischen Hauses hätte es nicht anders schreiben können! Nun, wenn's so ist, sagte der Kaiser zu Collin, so sagen's ihnen, sie sollen's erlauben.

— — Mir ist's lieb zu hören, daß die Sappho noch solche Wirkung macht. Als ich sie schrieb, war mir eigentlich nichts an der Sappho gelegen. Ich wollt' eben nur etwas machen, was ganz was anderes wäre als die Ahnfrau. Ich könnte nur Schauergeschichten schreiben, hieß es. Nun die Sappho ist keine Gespenstergeschichte. Ich geh nicht mehr ins Theater, ich höre schlecht. Die Wolter ist eine Sappho fürs Auge, sagen Sie? Gut wär's; die Schröder war's auch, die Rettich, so vortrefflich sie sonst ist, war als Sappho doch nur eine Decla-

matrice. Sonst wenn's eine neue Besetzung gab, schickte mir der Laube zwei Sperrsitze. Ich ging nicht hinein, aber ich schickte meine Hausleute hin; die wissen schon, wie ich es haben will, da ist's so gut, als ob ich es selbst gesehen hätte! Der Abstand soll zu klein sein zwischen der Sappho und der Melitta; den kann ich nicht groß genug haben. Die Leute wollen immer Ideen haben in meinen Stücken; nun, Ideen habe ich auch, freilich nur solche, wie sie die Fiaker auch haben. Sehen Sie, die Sappho, die ist so eine Fiakeridee, da heißt's: Gleich und Gleich gesellt sich gern! Der Phaon ist ein halb poetisch gestimmter, aber doch nur ein junger Mensch; die Melitta ist ein albernes Mädel. Das begreift sich, die Sappho muß um ein gut Stück älter aussehen und doch nicht übel sein. Nun 's freut mich, 's muß doch was dran sein, wenn's heute noch Effect macht!

— — Ich habe Goethe gekannt. 'S war im Jahre Sieben- oder Achtundzwanzig, wie ich ihn sah. Mit der Poesie war's damals bei ihm schon aus, aber die Poeten commandiren, das wollt' er noch immer. Sie sollten dichten wie er wollte, aber nicht wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Ich hatte großen Respect vor ihm, aber bei aller Verehrung, befehlen ließ ich mir nicht von ihm. Er nahm mich sehr freundlich auf, lobte besonders die Sappho; er mochte wohl merken, daß ich da mit seinem Kalbe gepflügt hatte. Auf Lord Byron hielt er große Stücke; möglich, weil er ein Engländer, ein Lord und weil er auch überdies wirklich ein großer Dichter war; da sollten nun die Deutschen ihm's nachmachen! Das war sein drittes Wort!

— — Der Ottokar, das war ein österreichisches Stück. Ich hätte wohl noch sechs solcher geschrieben, wenn man mir Lust gemacht hätte! Das hätte gewirkt in Böhmen und Ungarn! Der Kaiser Franz hatte dafür keinen Sinn. Ja für das Radetzkylied, da hat man mich mit Ehren überhäuft. Der Kaiser Max hat mir gar den Cordon des Guadelupe-Ordens geschickt! Was soll ich alter Mann mit einem Stern auf der Brust? Aber gefreut hat mich's doch, daß er mich nicht ganz vergessen hat.

Grillparzer 15. Januar 69.

— — »Ich habe meine Einwilligung gegeben, die Scene zwischen Hannibal und Scipio aufführen zu lassen, aber ich bringe ein Opfer damit. Ich bin überzeugt, daß es, im Costume aufgeführt, wie es ist, keine Wirkung hervorbringen wird. Ich habe nie-

mals ein Trauerspiel: Hannibal und Scipio, geschrieben, auch in dem Sinne, wie die Scene vorliegt, nie eins schreiben wollen. Nie hätte mir einfallen können, ein Stück zu schreiben, in dem Hannibal Unrecht hätte, der in der Scene von Scipio wie ein Schulbube heruntergemacht wird. Die Scene, wie sie vorliegt, ist zufällig bei der Lesung der Stelle im Plutarch entstanden, sie ist eigentlich nichts weiter als das dramatisirte Colloquium, wie es dort vorkommt. Nein! Hannibal hätte niemals Unrecht haben dürfen! Er ist ja der einzige wirkliche Held, nur viel, viel größer als Scipio und jeder andere Römer! Hier der Einzige, nichts vor ihm, nichts nach ihm, und dort eine endlose Reihe, die sich immer wieder ablöst.

4.

Prolog

zu Grillparzer's »Ahnfrau«.

Es ist noch in der Erinnerung der Zeitgenossen, wie der 80. Geburtstag des Dichters gefeiert worden ist, welcher Sturm der Begeisterung namentlich in Wien, welch' ein Jubel erwachte. Ich hatte den Einfall, es anzuregen, daß die Ahnfrau, die vor just 50 Jahren im Theater an der Wien das Licht der Welt erblickte, auf derselben Stätte wieder gegeben werde. Ich wandte mich deshalb an die damalige Directorin Frln. Geistinger, die freudig zustimmte, aber zugleich die Bitte aussprach, es mögen die Burgschauspieler, da ihr eigenes Personal nicht ausreichte, die Rollen übernehmen. Die Herren sagten gerne zu, sprachen aber auch eine Bitte aus, ich möge einen Prolog zu der Vorstellung verfassen. Ich schrieb den hier folgenden, der auf einem fliegenden und wohl schon verflogenen Blatte erschienen ist und als eine Reminiscenz hier eine freundliche Aufnahme finden möge. Gesprochen wurde der Prolog vom verewigten Hofschauspieler B. Förster.

Ludw. Aug. Frankl.

Die Feste sind verrauscht, Musik und Lieder,
Es ging ein Lenz als Blumenregen nieder,
Und um zu schmücken uns'res Dichters Haupt,
Ward seines Schmucks ein Lorbeerwald beraubt.
Die Jugend und die holden Frauen kamen
Zur Huldigung, des deutschen Volkes Herz;
Wir sah'n sein Bild in Marmor und in Erz,
Von aller Mund scholl sein erlauchter Namen.

War eine schöne Dichterkrönung das!
Und and'rer Art, als in des alten Reiches Grenzen,
Wo sich ein Einzelner, wenn auch ein Fürst, vermaß,
Den knie'nden Dichter gnadenvoll zu kränzen.
Wir sah'n ein Schauspiel jetzt vorüber schreiten,
Dem schönsten gleich in der Hellenen Zeiten:
Hier hat das Volk, das uralt heil'ge, wieder
Gekrönt den Dichter für unsterblich schöne Lieder!

Wir standen mit auf dieses Festes Scene,
Und der Vollendung galt die Freudenthräne,
Was können wir, nacheifernd unserm Meister,
Noch bieten, wenn die edelsten der Geister
Wetteifernd stolze Hymnen ausgegossen,
Zu huld'gen dem gekrönten Lichtgenossen?
Wir wenden mit erinn'rungsvollem Sinne
Uns freudig zu dem Dichter im — Beginne.

Ihr habt den purpurgold'nen Abendsegen
Gebreitet um ehrwürdig weißes Haar;
Wir wenden uns ihm zu, da jung er war,
Dem Sonnenaufgang seines Ruhms entgegen!

Ein Winterabend war's vor fünfzig Jahren,
Nur spärlich fanden sich, doch bald in Schaaren,
Die Gäste hier zu neuem Schauspiel ein.
»Weß mag der seltsam fremde Name sein?
Grillparzer? Niemals haben wir von ihm erfahren!«
Und wie der Name, neu und seltsam auch,
Erschienen die Gestalten auf der Bühne;
Doch bald, wie Sturmwind mit gewalt'gem Hauch
Ergriff die Hörer das dramatisch kühne,
Das Jugendwerk, und plötzlich unter ihnen
War kein Gespenst, ein Dichtergeist erschienen.

Auf dieser Stätte, rühmend darf sie's sagen:
Hier hat der Dichter, grüßend uns're Welt,
Sein schönes blaues Auge aufgeschlagen,
Hier war die Wiege seines Ruhm's gestellt.
Hier sprang der Quell empor, der, mächtig fließend,
Sich bald zum breiten, klaren Strom ergießend,
Wohl zornig auch zum Katarakt geschwellt,
Ein Spiegel wurde für die weite Welt.

Ureigenen Gestalten gab er Leben,
Ein neuer Schöpfer haucht' er Seelen ein,
So fremd und doch vertraut, weil Menschen eben,
Kein hohles Bild, belebt von Lampenschein.
Ihm galt, wie bunt auch seiner Helden Reigen,
Verklärt das ewig Menschliche zu zeigen.
Ein Argonautenzug sein ganzes Leben,
Das gold'ne Vließ der Schönheit zu erstreben!

Und wie ein reicher Fürst beim Krönungszug
Goldmünzen wirft in die entzückte Menge,
Er spendete bei seinem kühnen Flug,
Die ewig dauern werden, die Gesänge.
Und doch! Wir wollen trüben nicht die Stunde,
Auch er war: »Kein Prophet im Vaterland!«
Wo der Gedanke ward, das Licht verbannt,
Es schlug, den Geist ihm hemmend, manche Wunde.
Doch kennt ihr Pflanzenart, die, umgebogen
Vom Gärtner, trauernd ihre Zweige senkt,
Und immer wieder, wenn herabgezogen,
Die grünen Spitzen auf zum Lichte lenkt,
Nicht konnten sie den Geist ihm niederzwängen,
Ein treuer Sohn, wenn auch die Mutter hart,
Die Heimat liebt' er doch, bis mit Gesängen,
Bis sie geschmückt mit seinen Kränzen ward.

Und sind im »Reiche« die auch spröd' geblieben,
Hat er, ihr kennt's! das schlichte Wort geschrieben:
»Der Oesterreicher stellt sich hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden!«
Nun kamen sie auch und von Stamm zum Stamme,
Wo deutscher Sinn herrscht, deutsche Sprache singt,
Floß ineinander der Begeist'rung Flamme,

Von Chor und Chören nun sein Ruhm erklingt.
Es sang und klang, fast dithyrambisch trunken,
Von Herz zu Herz elektrisch stoben Funken.

Heil uns! Ein gnadenreiches Schicksal hieß
Den Dichter hoch zu Ruhm und — Jahren kommen;
Der alte Vorwurf ist vorweg genommen,
Der immer strafend sich vernehmen ließ:
Es feiert erst die Welt mit Liebesgaben,
Die in die Grüfte sich geflüchtet haben!
Doch ihm auch Heil! Eh' zu den dunklen Barden,
Zu den Unsterblichen sein Geist entschwebt,
Das höchste Erdenglück ist ihm geworden:
Was sonst erst Nachwelt gibt, er hat's erlebt;

Und nun empor, wo du zuerst erschienen,
Die Scene weihend durch des Dichters Macht,
Gebilde mit den märchenhaften Mienen,
Empor in unverglühter Zauberpracht!

B e r i c h t

über die

vierte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft

(1. Februar 1893).

Verfaßt von **Dr. Emil Reich.**



Die vierte ordentliche Jahresversammlung fand Mittwoch den 1. Februar 1893 im großen Magistratssaal des neuen Rathhauses statt, der mit gewohnter Bereitwilligkeit auch diesmal eingeräumt wurde. Die Einladungen waren an alle Mitglieder verschickt, überdies auch von den Zeitungen veröffentlicht worden, dementsprechend war die Betheiligung soweit das plötzlich eingetretene, höchst ungünstige Wetter dies zuließ, eine ansehnliche.

Um 5 Uhr eröffnete der Obmann Hofrath Robert Zimmermann die Sitzung, begrüßte die Erschienenen und theilte mit, daß er zum Herrn Erzherzog Rainer beschieden sei, weßhalb er den Vorsitz dem Vorstandsmitglied Hofschauspieler Josef Lewinsky übertrage. Derselbe übernahm sohin das Präsidium und widmete zunächst den verstorbenen Gesellschaftsmitgliedern Geheimer Rath Karl Baron Ransonnet und Herrenhausmitglied Zeno Gögl einige Worte des Andenkens, worauf sich die Versammlung zum Zeichen der Trauer erhob. Dann ertheilte der Vorsitzende dem Schriftführer, Privatdocent Dr. Emil Reich, das Wort zur Verlesung des Rechenschaftsberichtes des Vorstandes über das Jahr 1892:

Geehrte Versammlung!

Wenn wir heute daran schreiten, Ihnen unseren Rechenschaftsbericht über das dritte abgelaufene Vereinsjahr zu erstatten, mit welchem auch die Functionsdauer des ersten Vorstandes unserer Gesellschaft zu Ende geht, so ist nichts natürlicher, als daß wir dabei rückschauend den Blick auch auf das ganze Triennium lenken, welches nun abgeschlossen hinter uns liegt. Wie oft geschieht es nicht, daß in gehobener Festesstimmung der Gedanke eines neuen Unternehmens in eine erhitzte Versammlung geworfen, mit leicht entzündetem Enthusiasmus aufgenommen und sofort in Wirklichkeit umgesetzt wird, daß eine so gegründete Vereinigung durch kurze Zeit mit viel Geschäftigkeit und

Prunk den gesetzten Zielen nachstrebt, daß aber dem momentanen Rausch bald die Ernüchterung folgt, einer nach dem andern sich leise wegstiehlt, und ehe noch etwas Ernsthaftes geleistet wurde, das pomphaft Begonnene als unvollendeter Anlauf ins Stocken geräth, um schließlich nach nicht allzulanger Frist still in das Meer des Vergessens hinabzutauchen. Wir dürfen wohl mit Befriedigung darauf hinweisen, wie ganz anders der Verlauf der Dinge seit der Gründung unserer Gesellschaft sich bisher gestaltete. Aus bescheidenen Anfängen erwachsend, erstarkte die Grillparzer-Gesellschaft im Laufe dieser drei Jahre so sehr, daß sie heute kühn den vordersten Platz unter den litterarischen Vereinigungen gleicher Art in Wien beanspruchen darf und sich bereits einer geachteten Stellung in allen deutschen Landen erfreut. Es war das erste österreichische Unternehmen dieser Richtung, welches versuchte durchaus auf eigenen Füßen zu stehen, sich selbst Weg und Ziel zu bestimmen und nicht von allen Seiten wurde es eben deswegen mit günstigen Augen betrachtet. Es mangelte keineswegs an Unglückspropheten, die mit kritischer Weisheit der gewagten Neuschöpfung ein schlimmes Horoskop stellten, und wären wir ängstlich gewesen, wir hätten gar bald irre werden müssen.

Viel Widerwärtigkeiten blieben uns denn auch nicht erspart, aber wir schöpften Kraft aus der Festigkeit des Entschlusses, das angefangene Werk unter keinen Umständen ruhmlos im Sande verlaufen zu lassen. Wir können heute gestehen, daß der Widerhall, welchen unser zu Weihnachten 1889 veröffentlichter Aufruf fand, unseren Erwartungen anfangs bei weitem nicht entsprach und daß wir es nicht ohne bange Sorge sahen, als vier Wochen später bei Constituirung unserer Gesellschaft die Mitgliederlisten blos 235 Namen aufwiesen, an sich ja eine recht stattliche Zahl, aber durchaus unzulänglich, wenn auch nur ein Theil des Geplanten verwirklicht werden sollte. Wir gingen trotzdem rüstig an die Arbeit in der Ueberzeugung, ein muthiger Wille sei doch auch eine Bürgschaft des Erfolges und mit diesen wichtigsten Hilfsmitteln, gutem Willen und opferfreudigem Eifer glauben wir redlich das Unsere gethan zu haben. Wir zählen nach Ablauf dieser drei Jahre 670 Mitglieder und in dieser Ziffer spricht sich am deutlichsten das Maß des Vertrauens aus, welches wir unserem ernsten Streben erwerben durften. Freilich kam uns hiebei der Aufschwung der Begeisterung zu statten, welchen die Säcularfeier Grillparzers auch für unsere Sache entfachte, doch dürfen wir wohl behaupten, daß wir unsererseits in nicht geringerem Maße durch unser Wirken als Grillparzer-Gesellschaft diesem Aufschwung zu statten kamen. War doch, wie wir schon im Vorjahre an dieser Stelle aussprachen, die Hauptaufgabe des ersten Vereinsjahres die würdige Vorbereitung dieser

Feier, welcher zu Beginn des zweiten Jahres unserer Wirksamkeit die schönste Erfüllung zu theil ward. In diesem äußerlich blendenden Erfolge lag aber die Gefahr einer rasch folgenden Abspannung der Gemüther, eines Erlahmens des Interesses an unseren Bestrebungen. Das dritte Vereinsjahr mußte die Entscheidung bringen, ob Niedergang oder gedeihliches Fortwirken unserer Vereinigung harre; es war die kritische Epoche, aber sie endete glückverheißend für die Zukunft der Grillparzer-Gesellschaft. Mit einem Wort können wir dies letzte Jahr charakterisiren, wenn wir es als das Jahr der Entwicklung bezeichnen, in welchem das früher Begonnene weiter fortgesetzt und reicher ausgestaltet wurde. Nach jener großen Festfeier mußte unser Vereinsleben naturgemäß in ruhigere Bahnen einlenken. Wenn es sich trotzdem, bei verhältnismäßig geringem Abfall seitens der blos durch die momentane große Sensation der Jubiläumstage uns zugeführten Elemente, zahlreiche neue Freunde, treue Genossen zu gewinnen und zu erhalten wußte, so daß wir zwei Jahre nach jenen unvergeßlichen Tagen zuversichtlicher noch als damals dastehen, so scheint darin ein sicheres Unterpfand auch für die Jahre zu liegen, in welchen der heute neu zu wählende Vorstand seines nicht mühelosen Amtes walten soll.

Kein großes Unternehmen zeichnet das Jahr 1892 aus, da die geplante Aufführung der »Ahnfrau« in Folge langdauernder Krankheit der in Aussicht genommenen Hauptdarstellerin unterbleiben mußte. Um für diesen Ausfall Ersatz zu bieten, entschlossen wir uns die sonst einzuhaltende Zahl von sechs Vortragsabenden ausnahmsweise auf sieben zu erhöhen. An dem ersten Abend, am 7. Januar, brachte Frau Olga Lewinsky vom k. k. Hofburgtheater Grillparzer's »Esther« zum Vortrag, woran sich die Recitation von Gedichten anderer deutschösterreichischer Poeten anschloß; die treffliche Künstlerin veranschaulichte so gleichsam symbolisch unser Programm, welches ja darin besteht, zuvörderst unserem hervorragendsten Dichter, sodann aber auch der gesammten neueren Literatur unserer Heimat dienstbar zu sein, uns der auf österreichischem Boden erwachsenen Sangeskunst unseres deutschen Stammes froh bewußt zu werden. Am 27. Januar wurden die Hauptscenen aus dem »Bruderzwist in Habsburg« durch die unvergleichlich glänzende Wiedergabe unseres eifrigen Mitarbeiters, des Hofschauspielers Josef Lewinsky, auf das Lebendigste vorgeführt. Am 20. Februar las Hofschauspieler Robert Hübner den Akt im Thurmgemach aus »Des Meeres und der Liebe Wellen« und mehrere Gedichte Grillparzer's. Niemand ahnte, daß wir wenige Monate später bereits an der Bahre des jungen, sympathischen Darstellers trauern sollten, durch dessen Hinscheiden ein liebenswürdiger Mensch und eine reiche künstlerische Zukunft vorzeitig hinweggerafft wurden. Auch die

Grillparzer-Gesellschaft gedenkt dieses Todten mit wehmüthiger Trauer. — Unserem Ehrenmitgliede Ferdinand von Saar war der 24. März gewidmet; Dr. Moriz Necker entwarf in geistvoller Weise ein fesselndes Bild vom Schaffen und Wirken des verehrten Mannes, welcher vor wenigen Tagen selbst mit nicht minderem Erfolg vor uns erschien, um eigene, köstliche Dichtungen vorzulesen. Den gleichen Interpretendienst erwies am 3. November Auguste Wilbrandt-Baudius unserem hochgeschätzten Ehrenmitgliede Marie von Ebner-Eschenbach durch den lebensprühenden Vortrag der Dialog-Novelle »Bettelbriefe« und einer Reihe von Parabeln und Gedichten; die Frau kam der Frau zu Hilfe und so wurde der schöne Abend zum besten Beweis der hohen selbstschöpferischen, wie nachschaffenden Begabung, die künstlerisch veranlagten Frauen innewohnt. Den 29. November sprach der Director des ebenerstehenden Raimund-Theaters, Adam Müller-Guttenbrunn, in anregendster Weise über »Ferdinand Raimund« und das Programm der neuen, auf dessen Namen getauften Bühne. Am 19. December beschloß Hofschauspieler Georg Reimers mit einer höchst wirkungsvollen Recitation des in Wien seit Jahren auf der Bühne nicht mehr gesehenen Trauerspieles »Die Argonauten« durch ein Werk Grillparzer's würdig den Jahrescyclus, der mit der Vorführung dreier anderer Dramen unseres Heros Eponymos begonnen hatte. So war von diesen sieben Vorträgen die Hälfte unserem nächsten Ziel, der genaueren Kenntnis Grillparzers selbst, die andere Hälfte der Vorführung eines Theiles jener übrigen klangvollen Namen gewidmet, auf welchen die Bedeutung des deutschösterreichischen Schriftthumes beruht. In gleicher Weise sollen die Vortragsabende auch fernerhin weitergeführt werden. Daß dieselben den Beifall unserer Mitglieder fanden, erweist wohl am deutlichsten die Thatsache, daß wir den bisher gewählten Saal des niederösterreichischen Gewerbevereins schließlich verlassen und in den größeren Festsaal des Ingenieur- und Architektenvereins übersiedeln mußten, um der stetig wachsenden Besuchsziffer halbwegs genügen zu können, ja daß der Leiter unserer Vortragsabende es für eine seiner größten Verlegenheiten erklärt, den Fassungsraum der in Wien für solche Zwecke überhaupt zu Gebote stehenden Säle mit der Zahl der Mitglieder irgendwie in Einklang zu bringen. Beiden Vereinen, welche uns ihre Räumlichkeiten zu sehr herabgesetzten Preisen freundlichst überließen, sprechen wir an dieser Stelle unseren wärmsten Dank aus, den wir zugleich auch allen jenen Blättern (und ganz besonders den in Wien erscheinenden) auszudrücken uns gedrängt fühlen, welche, sei es unseren Vortragsabenden, sei es unseren sonstigen Bestrebungen, ihre freundliche Förderung und Unterstützung zu theil werden ließen.

Am heutigen Tage erscheint unser drittes Jahrbuch. Wie in den beiden früheren Jahrgängen ergab sich auch diesmal, um werthvolles Material nicht allzulange zurückzustellen, die von Opfern an Zeit und Geld begleitete Nothwendigkeit, über die ohnedies schon reichlich bemessene Grenze von 20 Bogen hinauszugehen. Wir legen Ihnen einen stattlichen Band von 400 Seiten vor, welcher auch das früher vermißte Mitgliederverzeichnis einschließt; freilich hätten wir gewünscht, dies bereits zu Weihnachten thun zu können, indessen fügten wir uns hierin der Ansicht unseres trefflichen Redacteurs, Herrn Dr. Karl Glossy, welchem auch durch diese drei Jahre stets das unbeschränkte, alleinige Verfügungsrecht in Betreff des Inhaltes von uns eingeräumt wurde, wie wir glauben, nicht zum Schaden des Jahrbuches, denn wir können das ihm in den Vorjahren gespendete Lob seiner umfassenden Sachkenntnis und seines unermüdlichen Eifers nur dankbar für seine bedeutende Mühewaltung wiederholen.

Wenn sich trotzdem hie und da Stimmen des Zweifels erhoben, ob die Publication des noch unbekannten Actenmaterials auch hinreichendes Interesse für die Oeffentlichkeit besitze, so genügt es darauf hinzuweisen, daß bei diesen Jahrgängen gar nicht an die große Masse der Lesewelt gedacht wurde, sondern daß unserem Redacteur jener engere Zirkel intimerer Freunde der Kunst- und Denkart Grillparzer's vorschwebte, für welchen jede Zeile von der Hand des Dichters, welche irgendwie für seine Lebensauffassung und seinen Charakter bedeutsam ist, auch dann noch lebhafte Anziehungskraft besitzt, wenn der flüchtigere, weniger in die Welt Grillparzer's eingelebte Sinn keine Wirkung davon verspürt. Im Rahmen einer stillen Gemeinde bleibt ein solcher Cultus in gewissen Grenzen sicherlich berechtigt, und wenn vereinzelte Stimmen uns deswegen ein zu hohes Maß der Verehrung unseres Dichters höhnisch vorrücken, wird uns dies nicht beirren, im Sinne der Worte Ottokar's von Horneck zu handeln:

»Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden!«

Das eben vollendete Jahrbuch für 1892 trägt übrigens jenen Charakter, welcher dem Werke eigentlich von vornherein zugedacht war, indem es neben neuen, bisher ungedruckten Quellen zur genaueren Kenntnis des Dichters kritische Essays über einzelne seiner Dramen und über hervorragende Namen der deutschösterreichischen Literatur, zumal über Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Grillparzer's zu bringen bestimmt erschien. Getreu diesem Programm eröffnen die beiden berufenen Vertreter der modernen deutschen Litteraturgeschichte an den Universitäten zu Wien und Prag, die Professoren Minor und

Sauer, den dritten Jahrgang mit tiefeindringenden Abhandlungen über zwei vielfach mißverstandene Werke unseres Poeten, über »Weh Dem, der lügt« und den »Treuen Diener seines Herrn«, die gewiß zur gerechteren Würdigung dieser eigenartigen Schöpfungen anzuleiten geeignet sind, dem Andenken Ernst von Feuchtersleben's widmet Dr. Necker einen pietätvollen Aufsatz. Herrn Director Glossy verdanken wir nebst dem Abdruck der »Briefe von Karoline Pichler an Therese Huber«, welche, insofern sie Grillparzer berühren, von Interesse sein dürften, den reichen Schatz von »Tagebuchblättern« unseres Dichters, die aus dem Grillparzer-Archiv hiemit der Oeffentlichkeit übergeben werden, denn hier glauben wir zuversichtlich eine Gabe zu bieten, welche weit über den Kreis der Grillparzer-Verehrer hinaus Beachtung und Antheil bei Jedem fordern darf, der die Bedeutsamkeit solcher Seelenbekenntnisse eines geistig ringenden Genius zu würdigen vermag. Diese Blätter müssen dem Aesthetiker, dem Litterarhistoriker und dem Psychologen als sehr gewichtige documents humains gelten, in deren dunkeln Schacht hinabzusteigen der Mühe reichlich lohnt; der Freund Grillparzer's wird sie mit wehmüthigem Genuß aufnehmen, der Mann der Wissenschaft durch ihre Kenntnis sich wesentlich gefördert fühlen. Es ist fast unnütz, hinzuzufügen, daß auch diesmal unser Redacteur das Verständniß persönlicher Beziehungen durch sachkundige Anmerkungen ermöglicht hat.

Wenn wir auf die gehaltenen achtzehn Vorlesungen und die veröffentlichten drei Jahrbücher zurückblicken, so dürfen wir sagen, daß die Grillparzer-Gesellschaft ein gut Stück Weges zu ihrem Ziel zurückgelegt hat, wenn auch unendlich viel noch zu leisten bleibt und die Aufgabe immer schwieriger zu werden droht. Wir sind unseren Weg bisher ohne jede Unterstützung von irgend einer Seite gegangen, wir wollten uns um keine solche bewerben und freiwillig wurde sie uns nicht zu theil, aber selbst berechtigte Erwartungen erfüllten sich nicht immer. Kurz nach der Gründung unserer Vereinigung verfügte das Unterrichtsministerium, es sei in den obersten Mittelschulclassen bei dem Unterricht in der deutschen Litteratur, besonderes Gewicht auf die Bekanntschaft mit Grillparzer und den anderen heimischen Dichtern zu legen, ein Erlaß, den wir mit großer Freude begrüßten. Wir glauben nicht unbescheiden zu sein, wenn wir darauf hinweisen, daß jeder Lehrer, welcher mit diesem Fach betraut wird, an unserem Jahrbuch ein vorzügliches Hilfsmittel finden müßte, um den Unterricht, auf genaue Kenntnis der Litteratur gestützt, wirklich in wirksamster Weise ertheilen zu können. Thatsächlich traten auch etwa 50 österreichische Mittelschulen unserer Gesellschaft als Mitglieder bei, die überwiegende Mehrheit der betreffenden deutschösterreichischen Lehranstalten vermissen wir

jedoch mit lebhaftem Bedauern in unserem Verzeichnis. Es wäre sehr zu wünschen, daß der dritte Band des Jahrbuches in den maßgebenden Kreisen zu der Ueberzeugung führe, es liege hier ein unentbehrliches Hilfsmittel einer gedeihlichen Unterrichtsertheilung vor.

Obwohl wir also nur auf unsere eigene Kraft angewiesen waren, glückte es bisher mit dem von uns zwar jedes Jahr als durchaus unzulänglich bezeichneten Mitgliedsbeitrag von blos 3 fl. das Auslangen zu finden, ja wir besitzen am Schluß dieser drei Jahre, wie Sie aus dem Cassenbericht entnehmen werden, ein Vermögen, welches sich nach Abzug aller pro 1893 bereits eingelangten Vorausbezahlungen, sowie der erst zu begleichenden Kosten des Jahrbuches pro 1892 auf etwa 4000 fl. beläuft. Daß wir dies günstige Resultat erreichen konnten, verdanken wir dem vortheilhaften Vertrag über den Verlag des Jahrbuches, welcher mit der Buchhandlung Karl Konegen abgeschlossen war. So gelang es, durch das rühmenswerthe Entgegenkommen der genannten Firma, welche den Verlag ohne Aussicht auf Gewinn übernahm, nur damit ein österreichisches Unternehmen auch in Oesterreich seinen Verleger finde, was von ihr wie von uns als Ehrensache betrachtet wurde, die Herstellung des Werkes für drei Jahre zu einem für uns erschwingbaren Preise und dennoch in glänzender, tadelloser Ausstattung bei sehr beträchtlichem Umfang zu ermöglichen. Sobald jedoch die Verlagsbuchhandlung mit höheren Ansprüchen an uns heranzutreten genöthigt sein sollte, wäre ein Auslangen mit dem bisherigen Beitrag unmöglich. Allerdings bietet unser Vereinsvermögen eine sehr stattliche Reserve und dasselbe wurde ja nicht in der Absicht einer zwecklosen Capitalsanhäufung gesammelt, sondern zu dem Zweck, die jährlich wachsenden Auslagen späterhin decken zu helfen, doch könnte sich eine kleine Erhöhung der Minimalsumme des Beitrages der Wiener Mitglieder, den wir für 1893 jedenfalls noch mit 3 fl. festsetzten, zu einem späteren Zeitpunkt doch empfehlen. Wir waren ja bereits im letzten Jahre gezwungen, an uns herantretende Gesuche um Betheilung von Volksbüchereien mit den Werken unseres Dichters unberücksichtigt zu lassen, da wir mit den vorhandenen Mitteln vorsichtig rechnen mußten, wir würden es aber für höchst bedauerlich halten, wenn es uns nicht vergönnt wäre, auf diese besonders wichtige Weise für die wachsende Popularität Grillparzer's eintreten zu dürfen. Das letzte der noch vorhandenen Exemplare erhielt der »Verein kaufmännischer Angestellter« in Wien, so daß wir in diesen drei Jahren doch zwanzig vollständige Ausgaben der »Sämmtlichen Werke« Grillparzer's zur Vertheilung bringen konnten.

Eine neue, seit dem Tode des Poeten die fünfte Gesammtausgabe seiner Werke begann ja im letzten Jahre zu einem neuerlich

ermäßigten Preise zu erscheinen; diese und die billigen Schulausgaben einzelner Dramen bedeuten zusammen einen weiteren großen Schritt zur Verbreitung der Kenntnis unseres Dichters in den weitesten Kreisen. Auf ausländischen Bühnen wurden 1892 dort bisher unbekannte Dramen Grillparzer's zur Aufführung gebracht, so »Sappho« in Moskau und in Kopenhagen, so »Des Meeres und der Liebe Wellen«, freilich in schlimmer Verballhornung, in London, eine glänzende Aufführung der »Medea« in magyarischer Sprache sahen wir während der bedeutungsvollen Wiener Theaterausstellung und eben noch bereitete uns das Burgtheater durch Wiederaufnahme der beiden ersten Theile des »Goldenen Vließes« einen langentbehrten Genuß, wie auch alle anderen deutschen Theater den Werken Grillparzer's eine stetig wachsende Beachtung schenken. Und wenn in diesen Wochen hier im Schauspielhause des Kaisers viele Tausende an Sonntag-Nachmittagen zusammenströmen, um, von der Begünstigung volksthümlicher Vorstellungen Gebrauch machend, die hehren Gebilde leibhaftig zu schauen, welche Grillparzer's Muse schuf, so darf die Grillparzer-Gesellschaft daran erinnern, daß durch ihre Anregung vor zwei Jahren zum erstenmale der Bann gebrochen, daß die ersten Aufführungen bei niedrigen Preisen über Einschreiten unserer Vereinigung veranlaßt wurden, daß wir also auch auf diesem Gebiete mit Erfolg an der Popularisirung der heimischen Litteratur arbeiteten.

Ein neues Standbild Grillparzer's wurde in diesem Sommer zu Brünn feierlich enthüllt. Der mährische Journalisten- und Schriftstellerverein hatte es errichtet, am 22. Juni übergab der seither verstorbene Dichter Ludwig Goldhann dies Werk des Bildhauers Brennek der Obhut der Stadtgemeinde, welche es durch den Bürgermeister Winterholler übernahm. Die Grillparzer-Gesellschaft war dabei durch ihren Schriftführer vertreten, welcher den Versammelten den Dank der Grillparzer-Verehrer aussprach und in unserem Auftrage einen Lorbeerkranz an dem Sockel des Bildwerks niederlegte. Möge das Beispiel Brünns Nachahmung finden!

Wir stehen heute vor Ihnen, um das uns anvertraute Amt in Ihre Hände zurückzulegen, wir thun dies in der Zuversicht, daß Sie uns nicht das Zeugnis versagen werden, wir seien nach besten Kräften bestrebt gewesen, das Möglichste zu leisten. Es gelang uns, einen blühenden Verein zu schaffen, dessen Vortragsabende und dessen Jahrbücher mit Ehren ihren Platz neben denen einer jeden ähnlichen Vereinigung finden, es gelang dies, trotzdem wir bei sehr beschränkten finanziellen Mitteln beides zu leisten hatten, wo andere Gesellschaften es sich an einem oder dem anderen genug sein lassen, wir trugen zur glanzvollsten Begehung der Säcularfeier Grillparzer's in jeder Weise

das Unsere bei und wachten seither sorgfältig, damit die neue Bewegung nicht erlahme, wir sorgten endlich für Verbreitung seiner Werke in allen Volksschichten, soweit uns dies nur möglich war. Dem deutsch-österreichischen Stamm bei unseren Brüdern im Deutschen Reich wie bei fremdsprachigen Nationen die gebührenden litterarischen Ehren zuzuwenden: dies war der Zielpunkt unseres Strebens. Wir erwarten weder Dank noch Anerkennung und wollen trotz vieler Mühen uns gern bescheiden, wenn Sie uns das Eine zugestehen wollen: daß wir unsere Pflicht gethan. (Lebhafter Beifall.)

* * *

Es folgte die Verlesung des Cassenberichtes durch den Schatzmeister Dr. Edmund Weissel. Derselbe lautet:

Das Jahr 1891 schloß ab mit einem Vermögenssaldo von	fl. 4879·01
an Mitgliedsbeiträgen wurden im Laufe des Jahres 1892 eingezahlt	» 2457·46
(davon für 1891: fl. 20·36, für 1892: fl. 1789·10, für 1893: fl. 648).	
Einnahmen aus Vorausbezahlungen für Besuch der Vorlesungen	» 85·50
Nachtragszahlungen für Bezug früherer Jahrbücher . .	» 18·—
Zinsen des Vereinsvermögens in den letzten Jahren . .	» 360·06
sodaß sich die Gesammteinnahmen des Jahres 1892 einschließlich des Saldovortrags beziffern mit	fl. 7800·03
Diesen Einnahmen stehen an Ausgaben gegenüber:	
Die Kosten des Jahrbuchs für 1891 mit	fl. 1172·50
Die Kosten für sieben Vortragsabende im Jahre 1892 mit	» 609·80
Kranzspende für das Brünner Grillparzer-Denkmal . .	» 14·—
Kanzleiauslagen des Cassiers mit	» 153·23
Die Gesammtauslagen betrugen demnach	fl. 1949·53
Ende 1892 betrug das Gesellschaftsvermögen mithin . .	fl. 5850·50
Hievon ist der Betrag von	» 4165·67
in Einlagebüchern der I. österreichischen Sparcasse (fl. 1000), der allgemeinen Depositenbank (fl. 1858) und der neuen Wiener Sparcasse (fl. 1307·67) fructificirt. Ein Saldo per	» 621·31
erlag in der k. k. Postsparcasse, baar erlagen	» 1063·52
in der Gesellschaftscasse, wodurch obiger Vermögensstand von	fl. 5850·50
ausgewiesen erscheint.	

Namens der Rechnungsrevisoren beantragte Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr das Absolutorium, welches mit Acclamation ertheilt wurde. Ebenso stimmte die Versammlung einmüthig dem im Einvernehmen mit den Herren Rechnungsrevisoren gestellten Antrag des Schatzmeisters zu, den Ausschuß zu ermächtigen, die nächste Jahresversammlung, um den Abschluß der Bücher zu erleichtern, erst im März 1894 abzuhalten.

Herrenhausmitglied L. Lobmeyr beantragte hierauf, dem abtretenden Vorstand für dessen viele Mühe und erfolgreiche Thätigkeit den herzlichsten Dank auszusprechen und die zur Neuwahl für drei Jahre Vorgeschlagenen per Acclamation zu berufen. Die sonach en bloc angenommene Liste des neuen Vorstandes lautet: Obmann: Hofrath Dr. Robert Zimmermann, k. k. o. ö. Universitätsprofessor; Obmann-Stellvertreter: Dr. Johann N. Prix, Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Alexander Markgraf Pallavicini, Geheimer Rath, k. u. k. Kämmerer; Ausschußmitglieder: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Universitätsdocent, Dr. Josef Freiherr von Bezecny, Geheimer Rath, General-Intendant der k. k. Hoftheater, Herrenhausmitglied, Dr. Heinrich Bulthaupt, Professor (Bremen). Dr. Benno R. von David, k. k. Sectionschef, Nikolaus Dumba, Herrenhausmitglied, Dr. Karl Glossy, Director der Stadtbibliothek, Moriz Freiherr von Königswarter, Herrenhausmitglied, Josef Lewinsky, k. k. Hofschauspieler, Adam Müller-Guttenbrunn, Director des Raimund-Theaters, Dr. Emil Reich, Universitätsdocent, Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Prag), Dr. Anton E. Schönbach, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Graz), Dr. Karl von Thaler, Schriftsteller, Dr. Johannes Volkelt, k. b. Universitätsprofessor (Würzburg), Dr. Edmund Weissel, Hof- und Gerichtsadvocat, Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller (Rostock), Regierungsrath J. Winternitz, Vicepräsident der »Concordia«.

Hofschauspieler Lewinsky übergab nach der einstimmig erfolgten Wahl den Vorsitz dem neuberufenen Obmann-Stellvertreter Excellenz Markgrafen Alexander Pallavicini, welcher der Versammlung den Dank der Gewählten und die Versicherung, nach Kräften für das Wohl der Gesellschaft wirken zu wollen, aussprach. (Lauter Beifall.)

Zur Wahl in das Schiedsgericht schlug Hofschauspieler J. Lewinsky vor: Excellenz Geheimen Rath Alfred R. von Arneth, L. A. Frankl, Ludwig Speidel, Excellenz Geheimen Rath Dr. Josef Unger und Graf Albrecht Wickenburg. Die Wahl erfolgte mit Acclamation.

Der Schriftführer verlas sodann ein Schreiben des Herrn Franz Thonet, der auf eine Neuwahl zum Rechnungsrevisor verzichten zu

müssen erklärte, da er zur Zeit der Revision aus Gesundheitsrücksichten nicht in Wien weilen könne. Der Schriftführer beantragte, Herrn Thonet den Dank für seine mehrjährige Thätigkeit auszusprechen und zu Rechnungsrevisoren Herrn Ludwig Lobmeyr wieder-, die Herren Vincenz von Dutschka und Sectionschef Johann Freiherrn Falke von Lilienstein neuzuwählen, was mit Acclamation angenommen wurde.

Namens des Vorstands beantragt danach der Schatzmeister die Einführung einer Eintrittsgebühr von 2 fl. für in Wien Neueintretende vom 1. Februar 1893 ab, von der jedoch in berücksichtigenswerthen Fällen (bei Lehrern, Studenten u. s. w.) Umgang genommen werden könne, sowie die Ermächtigung des Ausschusses, den Jahresbeitrag für 1894 vorbehaltlich der Zustimmung der Jahresversammlung nach eigenem Ermessen für Wien eventuell auf $3^1/_2$ fl. zu erhöhen und außerdem auch 1894 eine Eintrittsgebühr einzuheben. Diese Vorschläge werden von den Herren Dr. Ascher und Dr. Zweig bekämpft, vom Herrenhausmitglied L. Lobmeyr und dem Schriftführer, besonders auch mit Rücksicht auf die drohende Ueberfüllung im Vortragssaal, sowie die jährlich wachsenden Kosten der Vorträge und des Jahrbuchs unterstützt; schließlich wird die Einhebung der Eintrittsgebühr mit allen gegen eine, die eventuelle Erhöhung des Jahresbeitrags mit allen gegen vier Stimmen angenommen. Hofschauspieler Josef Lewinsky macht hieran anknüpfend einige Mittheilungen über den nächsten Vortragsabend und betont, daß es schon im Interesse der Vortragenden nicht angehe, allzugroße Räume zu wählen, weshalb er der Absicht des Vorstandes, in der Regel beim Festsaal des Ingenieur- und Architektenvereins zu verbleiben, vollkommen beipflichte. Der Vorsitzende schloß hierauf, den Anwesenden für ihr Erscheinen dankend, die Versammlung.

* * *

In gedrängtester Kürze sei hier noch der wichtigsten Vorkommnisse in den ersten zehn Monaten des Jahres 1893 gedacht. Am 14. Januar las Ferdinand von Saar die damals noch ungedruckten, seither so berühmt gewordenen »Wiener Elegien« zum erstenmal in unserem Kreise, am 17. Februar trug das Ehepaar Josef und Olga Lewinsky Grillparzer's fünfactiges Trauerspiel »Libussa« mit glänzendster Wirkung vor, am 23. März sprach Dr. Moriz Necker sehr anregend über »Robert Hamerling«.

Der Ausschuß faßte am 19. October den Beschluß, obzwar die Zahl der Mitglieder für 1893 höher sein dürfte als in jedem früheren Jahre (etwa 750), doch von der Ermächtigung der Jahresversammlung nur insofern Gebrauch zu machen, daß für jene Wiener Mitglieder, welche

erst von diesem Tage ab beiträten, der Jahresbeitrag künftig $3^1/_2$ fl. betragen solle, wobei zugleich die einmalige Eintrittsgebühr ab 1894 mit $1^1/_2$ fl. festgesetzt wurde, für alle bisherigen Mitglieder hingegen, sowie für Neueintretende außerhalb Wien, die auch keine Eintrittsgebühr zu entrichten haben, der Jahresbeitrag von blos 3 fl. auch für 1894 in Kraft bleibe. Dadurch sollen jene Mitglieder, welche am 19. October 1893 der Gesellschaft angehörten, in ihren älteren Rechten geschützt und nur die Neueintretenden in Wien zu etwas höheren Leistungen herangezogen werden. So hofft der Ausschuß unerachtet der durch einen neuen Jahrbuchvertrag erwachsenen beträchtlichen Mehrkosten mit Hilfe der vorhandenen Gesellschaftsmittel den bisherigen minimalen Jahresbeitrag für Jene, welche der Gesellschaft bereits länger angehören, in Kraft lassen zu können.

Beim Leichenbegängnis unseres Ehrenmitgliedes Franz Nissel am 24. Juli war der Vorstand vertreten und legte einen Kranz namens der Gesellschaft an der Bahre des im besten Sinne vornehmen Poeten und edeln Menschen nieder; in gleicher Weise betheiligte sich der Vorstand auch mit einer Kranzspende bei der Uebertragung der sterblichen Reste unseres Ehrenmitgliedes Eduard von Bauernfeld in ein Ehrengrab am 15. October. Nach diesen ernsten Anlässen sei der Glückwünsche gedacht, welche die Gesellschaft durch eine Deputation, an deren Spitze Hofrath Robert Zimmermann und Markgraf Alexander Pallavicini standen, unserem Ehrenmitgliede Ferdinand von Saar am 30. September zu seinem 60. Geburtstage darbrachte, und wir glauben diesen Bericht nicht passender als mit der Wiedergabe der formvollendeten und gedankenreichen Anrede schließen zu können, die unser Obmann an den Gefeierten hielt und welche diesen zu Thränen rührte:

»Der Obmannstellvertreter der Grillparzer-Gesellschaft, Excellenz Markgraf Pallavicini, und ich selbst, als deren Obmann, sind gekommen Ihnen als Ehrenmitglied derselben am Tage Ihres sechzigsten Geburtsfestes deren Glückwünsche abzustatten. Der heutige Tag hat für Sie, dem er gilt, für mich, der Sie begrüßt, für die Grillparzer-Gesellschaft, der wir gemeinsam angehören, schwerwiegende Bedeutung.

Für Sie, welcher Sie heute nach einer langen arbeits- und ehrenvollen dichterischen Laufbahn das senatoriale Alter erreicht haben, einzutreten, wie längst de jure, nun auch de facto in den Senat der deutschen, insbesondere der deutsch-österreichischen Literatur, in das literarische Oberhaus, Pairskammer würde ich sagen, wenn derer viele wären, die ein Recht hätten, sich Ihre Pares zu nennen,

Für mich, der unter allen, die Ihnen heute den Zoll des Ehrendankes darbringen, wohl am längsten Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit

in Theilnahme und steigender Bewunderung gefolgt ist: von dem starren Gregor zum milden Innocenz, vom schwachen zum thatkräftigen Heinrich und von diesem zum thatlosen Tassilo, vom staatsklugen de Witt zum stürmischen Tempesta, von den Novellen aus Oesterreich bis zu den Wiener Elegien und der ich das Glück habe, seit mehr als einem Menschenalter von Ihnen als Freund angesehen zu werden.

Für die Grillparzer-Gesellschaft, als deren Vertreter wir hier stehen und die Sie als denjenigen betrachtet, der in der gegenwärtigen Generation deutsch-österreichischer Literatur die Stelle einnimmt, welche Grillparzer einst in der seinigen behauptete. Was er in der ersten, das sind Sie uns in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts: der Bannerträger und Schildhalter vornehmer, der Classiker würdiger Haltung bei lebendiger Gefühlswärme und treuer Naturwiedergabe in der Kunst.

Wie er haben Sie neben dem höchsten und schwierigsten Gebiete des Dramas auch auf dem der Novelle und der Lyrik Lorbeern gepflückt; wie er haben Sie aus dem tiefsten geistigen Born der Zeit, aus deren jeweiligem Spiegelbild, der Philosophie, jener Kants, Sie Schopenhauers geschöpft.

Wie er haben Sie, der Novellist aus Oesterreich, im begeisterten Anschluß an die Besten der Gesammtnation das Stammesbewußtsein und das Selbstgefühl des Oesterreichers festgehalten; aber glücklicherweise nicht wie er, grollend der scheinbar undankbaren Vaterstadt abgewandt, die heitere Stätte des Genusses ein Capua der Geister gescholten, sondern die neuverjüngte, zur Weltstadt emporreifende Stätte Ihrer wie seiner Geburt, mit halb in Wehmuth um das Vergangene, halb in Hoffnung auf das Zukünftige schwelgenden klangvollen Versen verherrlicht.

Der ist der Dichter seiner Zeit, in dem der Puls seiner Zeit pocht. Bei Grillparzer war es, bei seinem Nachfolger wird es der Fall sein. Was ein großer Dichter einst mit mehr poetischem Flug als politischer Voraussicht vom künftigen Kaiser des deutschen Volkes wünschte, das läßt mit geringer Variante, wie sie der Geist der Gegenwart heischt, auf den künftigen Dichter des deutschen Volkes sich anwenden. Der wird der Dichter der Zukunft sein, dessen Scheitel von einem Tropfen socialen Oeles gesalbt ist; in Ihrer Erzählung: Die Steinklopfer, in Ihrem Gedichte: Proles, in Ihrem Drama: Die Wohlthat, schimmert die Spur dieses Tropfens.

Aber ich, heute der Vertreter der Grillparzer-Gesellschaft, will dem einstigen Vertreter einer künftigen Saar-Gesellschaft nicht vorgreifen. Wie unzweifelhaft auch die Ehre ist, die einem Dichter widerfährt, Gegenstand der erklärenden und verbreitenden Bemühungen eines

engeren Kreises zu werden, so weiß ich doch etwas, was ein größeres Vergnügen ist. Weit lieber als eine künftige Saargesellschaft ist und bleibt uns Mitlebenden die Gesellschaft Saar's. Daß wir uns ihrer noch lange und nach dem Vorbilde Grillparzers bis an die äußerste Lebensgrenze erfreuen mögen, daß, wie es mir vergönnt war, Grillparzer zu seinem achtzigsten Geburtstage zu begrüßen, es einem andern — ich werde dann nicht mehr sein — gegönnt sein möge, Ferdinand von Saar als Dichter-Patriarchen zu seinem achtzigsten Geburtstage zu beglückwünschen, das ist der Geburtstagswunsch der Grillparzer-Gesellschaft.«





